H. FECHNER'S
Bibliothek.
1592

# Erzählungen

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert

Hofrath und Professor in München.

---

Dritter Band.

Erlangen,

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

1844.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

http://archive.org/details/erzhlungen31schu

RBR
Jantz
F725
bd. 3

Ihrer königlichen Hoheit

der

Frau Kronprinzessin

# Maria

von Bayern

geborenen Prinzessin von Preußen.

# Eure königliche Hoheit

ließen sich schon öfter die gutmeinende Sitte des armen Landvolkes gefallen, wenn dasselbe einen Blumenstrauß oder einen Büschel der so eben gemähten Aehren in den Wagen des vorüberreisenden, hochgeliebten Paares warf, in dessen Wohl die aufkeimende Jugend des Landes sein eignes Wohl erkennet. Da, von dem Dorfe, in welchem ich, ausruhend am Traum der Träume, diese Erzählungen schrieb, hat man die Aussicht nach den Höhen, welche westwärts von der Zugspitze den Lech, gegen seinen Ursprung hinan begleiten. Dort liegt eine Burg auf dem waldreichen Felsen, dessen Fuß drei Seen benetzen; der Name des einen heißt Rein, der des andren Tief, der Name des dritten ist: Still. Denn eine reine, frische Luft weht dort über dem Berge; das Auge blickt daselbst in ein tiefes, dunkles Blau des Himmels; der Lärm und die Unruhe der niederen Ebene dringen nicht in den Thronsaal der Hochalpen hinein.

Man sagt, daß die Herrin jener Burg, da der Friede wohnet, noch heute, nahe bei unsrem Dorfe vorüberkommen werde. Das Volk des Landes siehet sie gern, sie ist die Lust seiner Augen; ich stelle mich unter das wartende Volk, denn ich theile mit ihm seine Freude und seine Lust. Und in den vorüberrollenden Wagen reiche ich diese Blätter hinein, gepflückt von einem alten, einsam am Hügel stehenden Baume, welche unter der Aufschrift „Rein, Tief und Still" wohl das nachsichtsvolle Auge finden werden, dem sie bestimmt sind.

Der Verfasser.

# Vorrede.

Ich weiß kaum, ob nach so manchem, immer neu wiederholten Vergehen der Art ich es noch versuchen solle, mich vor dem lesenden Publikum darüber zu entschuldigen, daß ich mich fortwährend unter den erzählenden Schriftstellern unsrer Tage einstelle. Ich läugne es nicht, daß ich mir selber neben vielen derselben nicht anders erscheine, als mein unmanierlich schreiender Staar neben der singenden Nachtigall, deren Käfich über dem seinigen hängt. Aber die Gewerbe sind von mancherlei Art; der Eine, an den Straßenecken von Konstantinopel bietet den Vorübergehenden feurige, griechische Weine, oder aufregende

Opiate und Fröhlichkeitspillen dar, ein andrer, ärmerer Gesell daneben hat nichts zu schenken, als das kühlend wäßrige Sorbet. Und dennoch giebt es Leute von solcher Art, die in den heißen Stunden des Tages, wann in den Adern die Unruhe, in den Nerven die Aufregung glühet, den Becher des Quellwassers, gemischt mit dem Saft der reifen Waldbeeren nicht verschmähen. Ihrer freundlichen Nachsicht sey denn auch dieses Spielwerk weniger Wochen, eines zum geistigen wie leiblichen Ausruhen bestimmten Landaufenthaltes in zutraulicher Anspruchslosigkeit übergeben.

**Pähl** im Ammergrund,
im Herbstmonat **1843**.

**D. V.**

# Inhalt.


Seite

Die alte Schuld . . . . . 1 — 139

Die Schatzgräber . . . . . 140 — 230

Herr Stephan Mirbel . . . . . 231 — 352

Kleinere Zugaben . . . . . 353 — 377

Die Zeichen des Lebens S. 353.

Die beiden Inder S. 370.

Kalenderhistörchen . . . . . 377 — 419

1) Das war für mich S. 377.

2) Das Sonntagskind S. 385.

3) Dergleichen gilt hier nicht S. 390.

4) Der unerkannte Werth S. 391.

5) Ein Reichwerden durchs Stillesitzen S. 396.

6) Polizeiliche Anklagen durch Thiere S. 398.

7) Der Vortrag S. 402.

8) Wer hat verloren? S. 403.

9) Der kluge Derwisch S. 404.

10) Der extraordinäre Name S. 405.

11) Das Candidatenexamen S. 406.

12) Ein anderes S. 407.

13) Der Träumer mit offenen Augen S. 407.

14) Verwickelte Höflichkeitsfälle S. 412.

15) Der Diensteifer S. 415.

16) Die wahre Geschichte S. 417.

# Die alte Schuld.

In einem Gasthof auf den Höhen des Thüringer Waldes fand sich vor mehreren Jahren eines Abends eine so große Gesellschaft zusammen, daß der Wirth kaum Zimmer genug hatte, die Gäste alle unterzubringen. Das starke Gewitter, welches am Nachmittag ausgebrochen war, und das die Wege mit Regenströmen überfluthete, den Wald mit seinem Sturm durchbrauste, hatte mehrere Chaisen, von denen etliche von Süden, andre von Norden kamen, zum Einkehren in diesen Gasthof genöthigt und die Herrschaften, welche darinnen saßen, zu dem Entschluß bestimmt, die Nacht hier zuzubringen, obgleich die einen noch gern an diesem Tage nach Arnstadt, die andren nach einem Nachtlager im Meiningischen gekommen wären.

Der größere Theil der Fremden, die sich hier zusammenfanden, waren Kaufleute, welche von der Leipziger Ostermesse nach Hause kehrten; in der vornehmsten Chaise aber, die von Süden herkam und über Arnstadt weiter reisen wollte, befand sich ein reicher Gutsbesitzer, aus der Gegend zwischen Leipzig und Dessau, mit seiner Familie.

Diesem schon ältlichen, seinem Aussehen nach kränklichem Herrn, der den Winter, um seiner Gesundheitspflege willen, in Pisa zugebracht hatte, wäre, nachdem er die ganze Reise glücklich überstanden, beinahe noch hier, in der Nähe seiner Heimath, ein großer Unfall begegnet.

Auf dem damals noch sehr schlechten Gebirgsweg, gegen die Waldhütten hin, waren, als es gerade ein wenig bergab gieng, die Pferde durch einen Donnerschlag, dessen Blitz in der Nähe der Straße einen Baum zerschmetterte, scheu geworden, sie rannten, ohne daß der Postillon es zu hindern vermochte, aus dem Fahrgleise hinaus, einem gähen Abhange zu, an welchem ohnfehlbar die Chaise zum Verderben ihrer Insassen hinabgestürzt wäre, wenn sich nicht gerade im rechten Augenblick ein Fremder der Zügel bemächtigt und die Rosse wieder herumgerissen hätte nach der Richtung des Fahrweges. Auch da, als die Chaise eben wieder hineinlenkte in die steinige Straße, hatte er das Umfallen derselben verhütet, indem er sich mit Schultern und kräftigen Armen der geneigten Seite entgegenstemmte.

Die Familie, die im Wagen saß, war durch die ihnen drohende Gefahr so erschrocken gewesen, daß sie auf den Retter in der Noth kaum gemerkt hatte, erst da der Wagen wieder seinen gewöhnlichen, ruhigen Gang gieng, fragte der Vater: „wer war der Mann, der uns diesen großen Dienst erwiesen hat? war es wohl Einer, der eine Belohnung in Geld annehmen möchte? Er hätte es wohl verdient; ich meine, er hat uns nicht bloß Geld und Gut, er hat uns das Leben gerettet".

„Arm und bedürftig, sagte die Tochter, sahe er gerade nicht aus, es war ein ordentlich gekleideter, junger Mensch, der keinen Bündel auf dem Rücken trug und deshalb wohl Einer seyn mag, der hier in der Nähe wohnt".

„Nun, er sey wer er wolle, sagte der Vater, er ist unsres herzlichen Dankes werth, seht euch doch um, wo er geblieben ist". Die beiden Kinder öffneten die Glasfenster der Chaise und blickten, so weit der Regenguß das

erlaubte, nach allen Seiten hinaus, auch der Postillon wurde befragt, wohin der junge Mensch gekommen sey, dieser aber hatte ihn nach der That der Hülfe nicht mehr gesehen; der wackre Mensch war wie verschwunden.

„Nun, sagte der Vater in heitrer Laune, das sieht ja gar aus, als wäre es ein guter Engel gewesen, der im rechten Augenblick uns zu Hülfe kam und dann wieder verschwand, ohne unsres Dankes und Lohnes zu bedürfen. Sey der gute Mann gewesen, wer er wolle, uns war er ein Engel". —

Mag auch der junge Mensch, der die Hülfe in der Noth brachte, diesen Ehrentitel, den so eben der dankbare Familienvater ihm gab, in der einen Hinsicht verdient haben, so war er doch in andrer noch gar weit von der Natur eines Engels entfernt. Denn er litt so eben, als er den Leuten in der Chaise wie gerufen erschien, gar sehr an Hunger, und hatte zur Stillung desselben nur noch drei Pfennige in der Tasche, ein Ungemach, das einem Engel, der vom Thau und von Kräften des Himmels lebt, nicht begegnen könnte. Dazu war er von gar kräftigem Fleisch und Bein, und es fehlte ihm auch noch sonst gar Mancherlei an der Vollkommenheit und Feinheit der lieben Engelein.

Der junge Mensch, von welchem wir hier sprechen, war ein armer Student, der im Begriff stund, die Universität Leipzig zu beziehen. Er kam heute schon von Meiningen, und hatte, außer einem Bissen Brodes, den ganzen Tag hindurch noch nichts gegessen. Da seine Kasse, wie wir so eben erwähnten, nicht sehr gut bestellt war, hatte er eigentlich den Plan gehabt, sich nur in einem Bauernhaus für seine 3 Pfennige Brod zu kaufen und dann im Freien, auf, so wie unter einem selbst gemachten Bette

von Haidekraut zu übernachten, der starke Regen aber, der ihm keinen trocknen Faden am Leibe ließ, hatte ihn in seinem Vorsatz wankend gemacht; er beschloß in das erste Haus, das er fände, hineinzugehen und da um ein Obdach zu bitten. Das erste Haus aber, das er durch den Schleier des niederströmenden Regens vor sich sahe, war der Gasthof der sogenannten Waldhütte, nach welchem er, sobald er der Chaise den erwähnten Freundschaftsdienst erwiesen, auf einem näheren Fußsteige, der seitwärts zum Wald hinaus über die Wiese führte, hingeeilt war.

Er hatte sich so eben in das große Zimmer zur Linken der Hausthür hineingeflüchtet, in welchem die Fuhrleute und Handwerksburschen ihren Aufenthalt nahmen, und hier ein Plätzlein bei dem geheizten Ofen gefunden, als auch die Chaise vor dem Gasthaus hielt, deren vornehmer Herrschaft sogleich das Prunkzimmer des Hauses, zur Rechten der Hausflur, angewiesen wurde. Hier waren schon mehrere Gäste versammlet, die sich wechselseitig von der Heftigkeit des heutigen Gewitters unterhielten und mit Ungedult in das Dunkel der strömenden Regenwolken hinausblickten. Die Wirthin ließ diesen Gästen Nichts abgehen, in kurzer Zeit stund Alles, was sie begehren mochten, Warmes wie Kaltes, auf dem Tische.

Nicht so gut ergieng es dem armen Burschen, der zwar nicht selber in der Chaise angekommen war, ohne dessen Hülfe diese selber aber schwerlich so unzerbrochen und mit wohlbehaltnen Leuten im Gasthof angelangt wäre. Für seine ganze Baarschaft hatte er sich Brod gekauft, und noch fühlte er sich nicht sonderlich gesättigt; es hätte dazu einer Summe bedurft, die sein so eben aufgezehrtes Vermögen um das vierfache überstiegen und bis auf einen Groschen sich belaufen hätte, und wo sollte der herkommen!

Indeß war er doch mit seinem gegenwärtigen Loose sehr zufrieden. Hatte er doch Gelegenheit gefunden, seinen ganz nassen Rock an einer Stange des Ofengeländers aufzuhängen und da zu trocknen, die Stiefel hatte er gar oben hinauf, auf die Decke des Kachelofens, setzen dürfen, und ihm selber that die gelinde Wärme, die vom Ofen her auf seine durchnäßten Glieder eindrang, so wohl, daß es ihm heimlich war, als sey er zu Haus bei seiner Mutter. Und von dem Hausknecht hatte er auch schon erfahren, daß es ihm erlaubt seyn werde da auf der Ofenbank umsonst zu übernachten, wenn er keines Kissens und keiner Decke, ja selbst keines Strohes begehre, was dem Studenten Alles höchst entbehrlich vorkam.

So wäre Alles recht gut gegangen, wenn es nur keine so schweren Versuchungen in diesem Wirthshaus gegeben hätte, denen ein Mensch, der noch kein Engel ist, so leicht unterliegt. Daß der Bauersmann aus Wallendorf, der neben dem Studenten saß, sein gutes Stück Roggenbrod hervorzog und dazu Käse, war für den rüstigen Appetit des jungen Burschen noch keine sehr heftige Reitzung, denn Brod hatte er selber heute und gestern gegessen, und vorgestern sogar Käse dazu; als aber der Wetzsteinhändler aus Friedrichsrode, der an demselben Tisch gegenüber saß, sich ein großes Stück Kalbsbraten geben ließ und dazu ein Glas Bier, gieng dem Studenten das Wasser an die Seele. Ach, dachte er, wäre ich erst wieder bei meinem Vetter, dem Metzgerbräu in Kempten, da bekäm ich schon auch so Etwas. Kalbsbraten, und noch dazu so guten, ich wüßte nicht wie lang es her ist, daß ich den nicht mehr gegessen habe.

Ei, dachte er weiter, wär' ich nur erst in Arnstadt, da sollte meiner Noth bald ein Ende gemacht seyn. Dort

ist der Wastel (Sebastian), der mit mir in die Schule gieng, als Gesell bei einem Nadler, der streckte mir schon so viel vor, als ich vollends zu meiner Reise nach Leipzig brauche, und zu einem Stück Kalbsbraten würde dann auch noch Rath, ich wollte ihm auch seinen Vorschuß recht bald wieder abtragen.

„Junges Blut", fragte der Wetzsteinhändler, der die sehnsüchtigen Blicke bemerkt haben mochte, welche der Student auf seinen Teller hinwarf, „will Er sich nicht auch so etwas zu essen geben lassen; er hat gewiß Appetit und der Wirth giebt auf Borg".

Das Letztere hatte der Schelm nicht im Ernst gesagt, sondern er wollte den armen Burschen, dem er seinen Geldmangel wohl angemerkt hatte, nur foppen. Der aber nahm es für baaren Ernst und dachte: nun ja, von hier nach Arnstadt sind es nur wenige Meilen, und von Arnstadt aus kann ich dem Wirth sogleich das Geld für seine Zeche zuschicken, auch wird gewiß Jemand hier im Hause den Nadler kennen, bei dem der Wastel aus Kempten Gesell ist, und man wird daraus, daß ich diesen nenne, meine Ehrlichkeit einsehen; so will ich denn mir ganz getrost etwas geben lassen.

„Jungfer", so rief er die Stubenmagd an, die so eben in die Nähe des Ofens kam, „bringe sie mir auch einen Teller Braten und was dazu gehört". — „Will der Herr auch Bier"? fragte die Magd. „Nun ja, antwortete der Student, Bier gehört freilich dazu".

Es mochte eine Lust seyn, den guten Burschen, der so lange Fastenzeit, strenger als ein Grieche in der Vorstadt von Smyrna, gehalten hatte, essen zu sehen; jede Miene seines gutmüthigen, rothbackigen Angesichtes, sprach das Wohlgefallen aus, womit er sich sättigte. Nur beim

Kosten des sächsischen Dorfbieres machte er ein etwas saures Angesicht.

„Unser Bier wird ihm nicht recht schmecken", sagte der Wetzsteinhändler.

„Es ist eben kein bayerisches", antwortete der Student.

Nach dem Essen gab ein Wort das andre. Der Wetzsteinhändler erzählte von der schönen Stadt Leipzig und was es dort für reiche Leute gäbe; dem Studenten gieng das Herz über dieser Erzählung auf, und er sprach es, wie im Vertrauen, aus, daß er auch nach Leipzig gienge, und zwar um dort zu studiren, denn er sey Student.

Die Tischnachbarn bekamen jetzt schon mehr Respect, die Anreden auf Er hatten sich in die auf Sie verändert, sie hörten alle aufmerksam den Gesprächen des jungen Burschen zu, der von seinem lieben Vaterland erzählte, und von der Lebensweise daselbst, so wie von dem schönen Bodensee und von der Mordgeschichte, die sich vor Kurzem in Biberach zugetragen. Hätte auch ein Andrer, viel Gebildeterer und Anspruchsvollerer als die Zuhörer da am Tische waren, zugehört, er würde sich an den Erzählungen des Studenten vergnügt und diesen lieb gewonnen haben. Sprach doch aus jedem Wort ein kindlich unschuldiges Gemüth, das Gott und alle Menschen lieb hat, übrigens aber in der bösen Welt noch so unerfahren und neu ist, wie ein kleines Knäblein von drei Jahren.

Es war jetzt Zeit Schlafengehens. „Soll man dem Herrn auch sein Bett anweisen lassen"? fragte die Wirthin. „Nun ja", antwortete der Student, denn er schämte sich jetzt vor seinen Tischnachbarn, den Bauern, des früheren Vorsatzes, ohne Kissen, ohne Decke, ja selbst ohne Stroh auf der Ofenbank zu liegen. Für einen Studirenden, dachte er, schickt sich das nicht, und ich hätte, seit-

dem mein Päcklein mit der Wäsche fort ist, nicht einmal Etwas, worauf ich den Kopf lehnen könnte; von Arnstadt aus wird ja Alles bezahlt.

So sanft und süß, wie diese Nacht, hatte der arme Friedreich, so hieß unser Student mit seinem Vornamen, lange Zeit nicht geschlafen. Dennoch wachte er schon bei Tagesgrauen auf. Ein Gedanke, der ihm bereits gestern Abend eingefallen war, und ihn selbst nach dem Abendgebet ein wenig beunruhigt hatte, ließ ihn nicht länger schlafen. Seine Mutter, die gute alte Gertrud, da sie den Liebling ihres Herzens in die weite Fremde ziehen sahe, und ihm noch ihre ganze Baarschaft, fast zwei Gulden in die Hand drückte, sagte zu ihm: „siehe, da hast du Geld genug mein Sohn zu deiner Reise nach Leipzig, und Gottes Segen auch dazu, der dich in keiner Noth wird verlassen noch versäumen, nur thue mir niemals das Leid an und mache Schulden". Er aber hatte nun doch der guten frommen Mutter nicht ganz gehorcht. Denn obgleich es von der Waldhütte nach Arnstadt nur etliche Stunden sind, und der Wirth sein Geld gleich am andern Tag wieder haben sollte, war eben die Zeche doch geborgt, und wenn er sich in Arnstadt von seinem Freunde, dem Wastel, Geld vorstrecken ließ, so hieß das auch wieder mit andren Worten Schulden gemacht. Er überlegte es hin und her, wie er in dieses Ungemach gerathen sey, und hätte sich gern eine Entschuldigung für seine Verschwendung ausgesonnen, aber er gerieth eben überall wieder auf Klippen, über welche das Entschuldigen nicht hinüber wollte.

„Zwei Gulden und darüber, denn ich hatte noch mehrere Sechser von meinem Vetter, dem Zimmermann, bekommen, sind freilich, so dachte er, ein schönes Geld,

aber es ist auch ein recht weiter Weg von Kempten bis da herein nach Sachsen". — „Das wohl, so redete die Stimme des Gewissens darein, aber dennoch wärst du ohne Schuldenmachen davon gekommen, wenn du nicht von vorn herein zu flott gelebt, mehrere Male des Tages Bier getrunken, des Abends warm gegessen und sogar in einem Bett geschlafen hättest". — „Aber", so wollten die Gedanken sich weiter entschuldigen, „wenn ich auch noch so sparsam gelebt hätte, wäre mein Reisegeld doch nicht bis Leipzig ausreichend gewesen. Habe ich doch mein Päcklein, mit den zwei neuen Hemden, die mir meine gute Mutter Gertrud gemacht hatte, und mit den Strümpfen, schon in Ansbach verkaufen müssen, weil ich gar kein Geld mehr zu Brod hatte". — „O schweig, so donnerte die Stimme des Gewissens, du ungerathner Sohn; nicht genug, daß du die sauer ersparten Kreutzer deiner frommen Mutter Gertrud verpraßt hast, mußtest du auch noch die Aussteuer verschleudern, die sie dir mit auf die Universität gab. Und nun vollends hier, was hast du da gethan? War das recht — dir Braten geben zu lassen und Bier, und in einem so vornehmen Bett zu schlafen"?

So quälte der arme Friedreich sich mit Gedanken und Sorgen, welche nur wenig andren seiner Alters- und Standes-Genossen in den Sinn gekommen wären. Doch wer ihn und das Haus seiner Eltern, vor Allen die fromme Mutter Gertrud näher kannte, dem mußten diese Bewegungen eines kindlich zarten Gefühles ganz natürlich vorkommen. Solche Eltern, wie unser Friedreich, haben nur wenig Jünglinge gehabt; man konnte von ihnen sagen, wie von dem alten Zacharias und seiner Elisabeth: sie wandelten in den Geboten Gottes untadelich. Der Vater war Schullehrer und zugleich Weber in einem kleinen

Dorfe unweit Kempten gewesen, sein Sohn war ihm erst in den späteren Jahren seiner Ehe und seines Lebens geboren worden, so daß er das Kind nicht zum Jüngling heranreifen sahe; der lieben Mutter Gertrud war dann die Sorge und Pflege für ihren Friedreich allein geblieben. Freilich war dies aber ein Geschäft, das seinen ganz besonders reichen Lohn in sich trug. Wenn die alte, gute Frau Landrichterin, die eine große Kinderfreundin war, es öfters aussprach: kein solches Kind, wie der kleine Friedreich Lambert, so schön, so folgsam und gescheit, giebt es weit und breit nicht, so hätte sie sich zwar dabei besser in Acht nehmen sollen, daß solche Urtheile nicht zu den Ohren des kleinen Friedreich kämen, aber ganz unrecht hatte sie damit nicht. Denn der Knabe, mit seinem Lockenhaar, dunkelblauen Augen und wohlgebildeten, blühenden Angesicht, hätte jedem Maler das Modell zu einem Engelsbild abgeben können, auch war er so sanft und folgsam wie ein Lamm, so daß man bei ihm hätte in Versuchung kommen können, daran zu zweifeln, daß in ihm auch etwas von der natürlichen Bosheit stecke, die uns Allen anklebt, wenn er nicht schon als Kind zuweilen den Versuchungen zu allerhand Seitensprüngen eben so unterlegen wäre, wie im Gasthaus der Waldhütten. Was aber die dritte Eigenschaft betrifft, welche das Urtheil der Frau Landrichterin dem Knaben beilegte: die Eigenschaft der Gescheitheit, so konnte man dieses nur unter verschiednen Einschränkungen zugeben.

Das ist gewiß, daß der Friedreich unter allen Kindern in der Schule am besten lernte, der fleißigste und, bei all seiner Lebhaftigkeit, sittsamste von Allen war, und daß er, wenn von biblischer Geschichte und dem Inhalt des Katechismus die Rede war, solche Antworten gab

und so trefflichen Bescheid wußte, daß Alle, die es hörten, darüber verwundert waren, aber weltwitzig und klug in andrem Sinne, konnte man den Knaben übrigens keinesweges nennen. So leichtgläubig, so bald hinters Licht zu führen und zu täuschen, war kein Andrer als er; Alles, was die losen Vögel, welche auf Neckerei ausgiengen, ihm erzählten, das hielt er für wahr und richtig, und wurde dann, wenn er es mit seinen grundehrlichen Mienen wieder Andren erzählte, tüchtig ausgelacht; Aufträge, auch ziemlich ungereimte, um deren Besorgung man ihn gebeten, richtete er treulich aus, ohne zu errathen, daß nur ein Anlaß, ihn lächerlich zu machen, darinnen lag.

Kein Wunder war es freilich nicht, daß der sonst so gelehrige Knabe durch alle Erfahrungen dieser Art niemals recht belehrt werden konnte. Seine kindliche Leichtgläubigkeit war ein Erbstück seiner Mutter, welches durch den Umgang mit dieser nur noch immer weiter vermehrt und bestärkt wurde. Sie beide, die Mutter und ihr Kind, waren keines, auch nicht des geringsten wissentlichen Betruges und keines unwahren Wortes fähig, denn nichts Andres tadelte die gute Gertrud an ihrem Friedreich so hart, als die Abweichungen von der Wahrheit. Daher kam es aber auch denn, daß beide gute Seelen es für unmöglich hielten, daß sie von Andren getäuscht würden. Mag deshalb auch die Eigenschaft, welche dem Sohne der frommen Gertrud unter seinen Bekannten den Beinamen des „einfältigen Friederlein" zugezogen hatte, seinem Verstande gerade nicht zur Ehre gereicht seyn, so ist doch gewiß, daß dieselbe seinem Herzen keine Schande machte.

Die Mutter und ihr Sohn lebten in der kleinen Hütte, wohin sie nach des Vaters Tode gezogen waren, nach

ihrer Weise gar glücklich zusammen. Am Morgen, sobald sie beide aufwaren, beteten sie mit einander, und redeten da so einfältiglich mit Gott, wie die lieben Kinder mit ihrem lieben Vater reden; dann sahe sich der kleine Friedreich überall um, ob er etwa seiner guten Mutter einen Dienst erweisen könne, holte ihr Wasser, half nach Kräften das Holz herbeitragen, oder brachte Futter für die Ziege, deren Milch ein Hauptbestandtheil der täglichen Kost war. Hierauf eilte er zur Schule, die durch den Nachfolger seines seligen Vaters gut bestellt war, und faßte hier mit seiner Aufmerksamkeit und seinem trefflichen Gedächtniß Alles so getreulich auf, daß er es der Mutter, die sich als gewesne Frau Schullehrerin gar sehr dafür interessirte, fast Wort für Wort berichten konnte, was der Schulmeister heute gesagt und gelehrt habe. Dann sahe Frau Gertrud recht eifrig darauf, daß ihr Friedreich Alles, was aufgegeben war, recht pünktlich und gut lernte, und wenn beide ihre Tagesarbeit gethan hatten, saßen sie noch, wenn die Wittrung es erlaubte, im Schein der Abendsonne oder im Schatten vor ihrer Hütte, und die Mutter erzählte dem Kleinen biblische Geschichten, oder beantwortete ihm, so gut sie es verstund, seine kindlichen Fragen über gar mancherlei Dinge. Ehe sie dann zur Ruhe giengen, beteten sie wieder mit einander, und wenn der Knabe, fest eingeschlafen auf seinem Ruhebettlein lag, da stund die Mutter oft noch lange daneben und betrachtete sich das gute, fromme Gesicht desselben und die meist noch immer, wie zum Gebet, gefalteten Händlein. Sie glaubte in solchen Augenblicken gar gern, was die Frau Landrichterin von ihrem Friedreich sagte: daß dieser weit und breit das schönste, beste, gescheiteste Kind sey.

Mochte die arme Wittwe, der die Bissen Brodes gar

schmal zugemessen waren, immerhin mit ihrem Knaben sich reich dünken, sie war dies wenigstens an Mutterfreuden. Aber die einfältig gute Seele hielt sich auch in andrer Hinsicht für reicher, als sie das wirklich war, und brachte sich dadurch in manche Verlegenheit. Sie hatte die Gewohnheit, immer vor Allem auf solche zu sehen und mit ihrem mitleidigen Herzen sie aufzusuchen, welche noch ärmer und bedürftiger waren, als sie selber. Gegen die arme und dazu immer kränkliche Wittwe des verunglückten Maurergesellen Lorenz, mit ihren sechs kleinen Kindern, war sie, die gewesne Frau Schullehrerin, freilich eine ansehnliche Frau zu nennen, denn sie hatte sogar an ihrer Ziege einen Viehstand und baute mehrere Beete Kartoffeln, sollte auch eigentlich von dem Nachfolger ihres seligen Mannes jeden Monat 1 Gulden 30 Kreutzer bekommen, worauf man jedoch bei dem geringen Dienst und vielen Kindern des Nachfolgers nicht regelmäßig rechnen konnte. Die Frau Gertrud theilte deshalb der Wittwe Lorenz von ihren Gütern willig mit, und diese hätte verhungern und in ihrer Noth verkümmern müssen, hätte nicht Gertrud ihr bald eine Mehlsuppe, bald einen Topf gesottene Kartoffeln zugetragen, auch dabei die Reinigung und Pflege der kleinen Lorenzischen Waisen übernommen, wenn die eigene Mutter zu schwach dazu war.

Freilich war das Scherflein, das die eine Wittwe der andern um Gottes willen brachte, nach gewöhnlichem Werthe nicht hoch anzuschlagen; wenn aber Frau Gertrud je zuweilen nur noch für ihren Friedreich das Nöthige zu seiner Sättigung übrig behielt, sie selber aber, ohne dem Kleinen es merken zu lassen, darbte, weil sie ihren Theil zur Stillung fremden Hungers hinweggegeben hatte, dann glich gewiß die fromme Gabe, so klein sie auch in der

Menschen Augen seyn mochte, in Gottes Augen dem Scherflein der Wittwe im Evangelio.

Dafür war aber auch in Gertruds Hütte ein Segen zu spüren, der sie oft in dankbares Staunen versetzte. Das Spinnen gieng ihr so rasch und gut von der Hand, daß sie damit stets so viel erwarb, als sie etwa zu den Kleidern und Schuhen ihres kleinen Lieblings brauchte, der immer gar sauber und schmuck einhergieng. Auch schickte ihr der liebe Gott jederzeit, wenn sie auf Glauben hin mehr weggegeben hatte, als für ihren Hausstand entbehrlich schien, allerhand Gaben der Liebe ins Haus, welche dem Mangel für mehrere Tage, ja oft auf Wochen, ein Ende machten.

Vor allen Andren hat sich der alte Pfarrer des Ortes, Gott habe ihn selig, bis zu seinem Ende als ein recht treuer Freund und Versorger der Wittwe und des Sohnes seines verstorbenen Schullehrers erwiesen, und derselbe hätte noch viel mehr gethan, wenn er die häuslichen Verlegenheiten der Mutter Gertrud immer gekannt hätte. Doch war es häufig, als ob er dieselben geahndet hätte, wenn auf einmal, da wo die Noth am größesten schien, ein Korb mit Brod, auch wohl Butter oder Schmalz und Eier dazu, vom Herrn Pfarrer gesendet, ins Haus kamen.

Zu dem Friedreich hatte der gute geistliche Herr eine ganz besondre Liebe. Er hatte das große Talent zum Lernen, das in dem Kinde war, sehr frühe erkannt, und schon damals, wo dieses noch in der Dorfschule war, gesagt: der Knabe muß einmal studiren, denn er hat den Kopf und das Herz dazu. Als Friedreich zwölf Jahre alt war, brachte ihn der freundliche alte Pfarrer in die lateinische Schule nach Kempten, und bezahlte hier, so wie späterhin am Gymnasium, alle Kosten für ihn. Das war frei-

lich schon eine Zeit der schweren Entbehrungen für die Mutter Gertrud, doch war ja ihr Dörflein ganz nahe an Kempten, sie ging im Sommer wie im Winter wöchentlich etliche Male hinein, um dem Friedreich sein Brod zu bringen, und am Samstag kam der gute Bursch nach Hause, zur lieben Mutter Gertrud, und blieb da fast den ganzen Sonntag. Und für den Schmerz der Trennung entschädigte das Lob, das sie, so oft sie mit einem der Herren Lehrer ihres Sohnes zusammenkam, über diesen hörte. „Der Friedreich, so sagten sie, wird einmal ein tüchtiger Mensch werden, wir haben lange Zeit keinen so braven, guten Schüler gehabt".

An Ostern sollte Friedreich vom Gymnasium ab, nach der Universität gehen; wohin? das hatte sein Wohlthäter, der auch da für ihn sorgen wollte, noch nicht bestimmt, und konnte es auch nicht bestimmen, denn um Fastnacht wurde er, der alte, gute Pfarrherr krank und starb am Sonntag Palmarum. Das war wohl ein harter Schlag für Mutter Gertraud und ihren Sohn; doch beweinten beide in ihm nicht nur den Versorger, sondern mehr noch den theuren, väterlichen Freund und Führer auf dem Wege des Lebens.

Mit Friedreichs Studiren schien es jetzt auf einmal ganz aus zu seyn. Es hielt hart für die Mutter Gertrud, nur das aufzutreiben, was der Sohn noch bis zu seinem Abgang von der Schule in Kempten gebrauchte, und ohne eine verhältnißmäßig ansehnliche Gabe der Frau Landrichterin wäre es gar nicht möglich gewesen. Nun aber vollends auf der Universität, wer sollte da den armen Jüngling erhalten? Die verständigen Leute im Dorfe riethen, der Friedreich, da er so schön groß und stark sey, solle sich als Knecht verdingen, und jeder Bauer hätte ihn

gern genommen, oder, wenn er mehr Lust zum Stadt- als zum Dorfleben habe, solle er bei einem Handwerker, etwa bei einem Schmied oder Wagner, sich aufdingen lassen.

Nein, sagte die Frau Landrichterin, die doch auch zu den Verständigen gehörte, das wäre Schade, wenn der talentvolle Friedreich ein Bauer oder ein Handwerksmann werden sollte. Der muß beim Studiren bleiben. Und ich weiß Rath dazu. In Leipzig habe ich einen Bruder, der ist Geschäftsführer in einer Buchhandlung. An diesen schreib ich noch heute und frage an, ob er keinen Rath weiß, wie sich der Friedreich auf der Universität Leipzig, die sehr groß ist, fortbringen kann.

Die gute Frau schrieb, und schon in 14 Tagen war eine Antwort da, des Inhaltes: daß sich in Leipzig gar mancher arme Student fortbringe, ohne einen Heller Geldes vom Hause zu bekommen. Denn es gäbe da, wenn sich einer ordentlich aufführe, viele Gelegenheit zu Informationen, und diese würden sehr gut, die Stunde wohl mit 9 bis 12 Kreutzern, bezahlt, auch wolle er dem jungen Menschen, dem seine liebe Schwester ein so schönes Lob ertheile, manchmal noch einen Nebenverdienst mit Correcturen für die Druckerei zuweisen, und demselben, bis weiter für ihn gesorgt sey, aus seinem Beutel wöchentlich 18 Kreutzer schenken.

Mutter Gertrud weinte Thränen der innigsten Rührung und des Dankes gegen Gott, als ihr die Frau Landrichterin diese Verheißungen aus dem Briefe des Bruders vorlas. So schmerzlich wehe ihr der Gedanke that, daß die Freude und der Trost ihres Lebens, daß ihr Sohn so weit und auf so lang von ihr wegkommen solle, hatte ihr dennoch der Kummer ihres Friedreich, der sich auf einmal aus der bisherigen Bahn seines Lebens hinweg-

gerisſ-

gerissen und ohne alle Mittel sahe, wieder hineinzukommen, noch weher gethan. Er war ja ihr Stolz, ihre Hoffnung; wenn nur ihm geholfen war, da wollte sie gern Alles über sich ergehen lassen.

Athemlos vor Freude eilte sie von der Landrichterin hinweg, nach ihrer Hütte, wo der Sohn, eifrig studirend, bei einem Buche saß. „Jetzt laß uns Gott danken und loben für seine Güte, denn für dich ist gesorgt; du darfst nun, so bald du willst, nach der großen Universität Leipzig abreisen und dort studiren, ohne daß es uns einen Heller kosten wird. Denk nur, der Bruder von der Frau Landrichterin giebt dir, bis weiter für dich gesorgt ist, 18 Kreutzer in jeder Woche, davon kannst du zur Noth schon leben, und dazu findet sich dann noch die Einnahme vom Nebenverdienst".

Nach diesem Allen werden wir es begreiflich finden, wie der sonst so bescheidne Friedreich Lambert aus Kempten, gestern Abend im Gasthof zur Waldhütten auf den unbescheidnen Einfall kommen konnte, sich Kalbsbraten und Bier auf Borg, in Hoffnung einer Anleihe, geben zu lassen, die er erst in Arnstadt zu machen gedachte. Nicht zwar sein Beutel, wohl aber sein Kopf, war voll von den Summen gewesen, die er in kurzer Zeit in Leipzig zu verdienen und zu ersparen hoffte, und der Magen dagegen sehr leer. Doch wir haben uns zu lange mit diesem einzigen Gast des Wirthshauses aufgehalten, es ist Zeit, uns auch wieder nach den andren umzusehen.

Der Student Friedreich hatte, wie wir oben sahen, das Bette in der Dachkammer, darin er geschlafen, in jenem Rechenschaftsbericht, den ihm sein Gewissen abforderte, ein vornehmes Bette genannt, und er hatte wirklich darinnen besser geschlafen, als ein Prinz. In dem

Urtheil aber, welches das Bette betraf, waren die andren Gäste nicht seiner Meinung. Als diese, und zwar ziemlich früh, hinabkamen in das Prunkzimmer des Hauses, um da zu frühstücken, da fand Jeder von ihnen etwas zu klagen. Der eine hatte nicht schlafen können, weil der Pferdestall unter seinem Zimmer war, und die Thiere sich nicht ruhig verhielten, einen Zweiten hatten andre Thiere, welche noch unruhiger sind als die Pferde, einen Dritten oder Vierten sonst etwas in seiner Nachtruhe gestört, und am Ende war jeder nur froh, daß auf das gestrige Gewitter der heutige Tag so klar und schön sey, und daß man jetzt so nahe an der Abfahrt vom Gasthof der Waldhütten stund.

Während die Gäste parthieenweise, die einen an diesem, die andren an jenem Tische ihr Frühstück einnahmen, hörte man draußen, auf dem Hausplatz, ein lautes Schelten. Es war die unsanfte Stimme des Wirthes, die sich vernehmen ließ, und man konnte deutlich die Worte verstehen: „Er Landstreicher, Er Schelm, Er Windmacher". Dazwischen hörte man die sanfte Stimme eines Mannes, deren Worte man jedoch nicht verstehen konnte.

„Was giebt es da draußen"? fragte der reiche Gutsbesitzer, von dessen gestrigem Abentheuer wir oben berichteten, die Stubenmagd, welche so eben hereintrat. — Unwillig antwortete diese: „der Wirth hier im Hause ist eben gar zu hart. Da ist gestern ein armer Student gekommen, der hat ein wenig Fleisch gegessen und hier übernachtet; jetzt, da er fortgehen will, bittet er den Wirth, ihm die Zeche zu borgen, denn sein Geld sey ihm ganz ausgegangen. Der Wirth aber, der freilich schon manchmal von Studenten angeführt worden ist, will vom Borgen nichts wissen, sondern den armen Menschen zwingen,

daß er seinen Rock da lassen und dafür eine alte, schmutzige, zerrissene Jacke nehmen soll, die einmal ein reisender Handwerksbursch hier gelassen hat".

Die Kinder des Gutsbesitzers waren indeß zur Thür gegangen und hatten diese neugierig geöffnet. Ganz im Eifer kam die Tochter zu ihren Eltern gesprungen und rief aus: „Denken Sie Vater, der junge Mensch, dem so eben der unfreundliche Wirth seinen Rock ausziehen will, ist der nämliche, welcher gestern unsern Wagen von dem Hinunterstürz über den Bergabhang gerettet hat". — „Weißt du es auch gewiß"? fragte der Vater, indem er eilig nach der Thüre hinging, und auch der Sohn bestätigte die Aussage der Schwester durch sein „Ja, er ist es".

Der arme Friedreich, denn um dessen grünen Rock handelte es sich, sahe mit großen Schrecken mehrere Herrn und Damen aus dem Nebenzimmer heraus und in seine Nähe kommen. Er war jetzt selber dem Wirth behülflich, den Rock herunter und die schmutzige Jacke hinan zu ziehen, nur damit er so eilig als möglich aus dem Haus und aus seiner Schande hinauskäme. Schon wollte er, so flüchtig als gestern, mit einem Sprunge aus der offnen Hausthür hinausseßen, da rief ihm der Gutsbesitzer zu: „halten Sie, halten Sie", und zwei Karrenschieber, die so eben vor der Thür stunden, mochten denken, der arme Bursch habe noch sonst etwas verbrochen, sie verrannten ihm den Weg und schoben ihn wieder in die Hausflur hinein, wo er, von der Gluth der Schaamröthe übergossen, mit niedergesenktem Haupte, wie ein Verbrecher, der sein Urtheil erwartet, da stund.

„Fürs Erste", sagte der Gutsbesitzer, „ersuche ich Sie, Herr Wirth, daß Sie auf der Stelle diesem Herrn die schmutzige Jacke ausziehen und ihm seinen Rock wieder

geben. Alles, was er Ihnen schuldig ist, das werde ich Ihnen bezahlen; der Herr ist mein Gast".

„Wenn's so ist, sagte der Wirth, dann habe ich nichts dagegen, er nahm die Jacke aus der Hand des Studenten, und gab diesem seinen Rock zurück, den derselbe mit einem innig dankbaren Blick auf seinen edlen Wohlthäter anzog.

„Waren Sie es", fragte der Gutsbesitzer, „der gestern Nachmittag, als ein heftiger Blitz und Donnerschlag unsre Pferde scheu gemacht hatte, diesen in die Zügel fiel und uns so vor dem schweren Fall in einen Abgrund bewahrte"? — Friedreich, welcher kaum noch an diese Handlung der jugendlichen Entschlossenheit gedacht hatte, die sich ja nach seinem Bedünken von selbst verstund, antwortete ein bescheidnes „Ja", und der Postillon, der gestern den Wagen fuhr, sprach auch dazu und sagte: „Sie können sich darauf verlassen, es ist derselbe Mensch, der uns den Purzelbaum erspart hat; ich kenne ihn an seinem grünen Rock, und hätte ihn schon gestern Abend drüben in der Gesindestube erkannt, wenn er da nicht ohne Rock, in Hemdärmeln, gesessen wäre".

Friedreich hatte sich indeß ein Herz gefaßt; er war zu dem vornehmen Herrn hingetreten, hatte seine Hand ergriffen und ihm mit Mienen und Worten, in denen sich sein ganzes kindliches Herz aussprach, für seine Güte gedankt.

„Wir sind noch nicht am Ende mit einander", sagte der Gutsbesitzer. „Ich muß Sie, mein lieber Freund, ersuchen, mit mir ein wenig herein zu treten in unser Zimmer".

Der schüchterne Bursch wäre gern um Vieles dieser Einladung überhoben gewesen. Er hatte nur selten mit

vornehmen Leuten zu thun gehabt, am wenigsten war er daran gewöhnt, in die Nähe von Damen zu kommen, und ihm bebte schon zu Hause jedesmal das Herz vor Furcht, wenn er einmal genöthigt war, mit der alten Frau Landrichterin zu sprechen. Und hier nöthigte man ihn sogar, sich an einen und denselben Tisch mit zwei Damen zu setzen, welche nach ihm hinsahen und auf jedes seiner Worte hörten.

„Sie sind", nahm der Gutsherr das Wort, „wie man mir gesagt hat, Student"?

„Noch bin ich, sagte Friedreich, dieses nicht ganz, denn ich will erst so eben an die Universität Leipzig gehen".

„Wie mir scheint, sagte der Gutsherr, sind Sie nicht aus unsrem Lande; Ihr Dialect ist mehr der eines Schwaben. Wie kamen Sie dazu, gerade Leipzig für Ihre Studien zu wählen"?

„Ich habe dort", antwortete Friedreich treuherzig, „mein gutes Fortkommen, das ich anderswo nicht hätte. Denn ich kann mir für jede Privatstunde neun Kreutzer verdienen, und ein Freund in Leipzig will mir jede Woche 4 gute Groschen, das sind bei uns 18 Kreutzer, geben, womit ich mit Gottes Hülfe wohl auszukommen gedenke".

Der Gutsherr lächelte und fragte weiter, „wo sind Sie gebürtig"? — Friedreich sagte, bei Kempten, und nannte das Dorf seiner Geburt.

Als der Herr diesen Ort nennen hörte, wurde er sehr aufmerksam und fragte: kennen Sie auch an Ihrem Orte einen Schullehrer Lambert? — „Der war mein Vater", antwortete Friedreich, „er ist mir aber schon vor vierzehn Jahren gestorben". — „Und wie heißt Ihre Mutter, fragte der Herr, mit immer steigender Theilnahme". — „Meine Mutter heißt Gertraud", antwortete der Student, „und

diese, Gott Lob, lebt noch". — „Lebt auch der alte Pfarrer, Georg Schmid, noch"? — „Der ist", sprach Friedreich, „vor 6 Wochen gestorben".

„Seht", sprach der Gutsherr ganz gerührt zu seiner Frau und seinen Kindern, „dies ist der Sohn des guten Schullehrer Lambert und der frommen Gertrud, von denen ich euch schon so manchmal erzählt habe, daß ich in ihrem Hause fast drei Monate gefährlich krank gelegen, und da so liebevoll und aufmerksam verpflegt worden bin, als wäre ich bei meinen eignen Geschwistern oder Eltern. Es sind nun fast dreißig Jahre her, daß dieses geschehen ist, und damals hatte das Lambert'sche Ehepaar kein Kind, dachte auch nicht daran, eines zu bekommen. Dieser junge Mensch da erinnert mich aber in seinem ganzen Wesen, in seinen Blicken, Mienen und in der Weise zu sprechen so sehr an die fromme Gertrud, daß wenn man mir ihn unter einer Schaar von hundert jungen Leuten hingestellt und gesagt hätte, einer unter diesen ist ein Sohn der Gertrud, ich ihn sogleich wollte herausgefunden haben. Und der alte Pfarrer Georg Schmid, Gott lohne es ihm in der Ewigkeit, hat an meiner Seele mehr gethan, als irgend ein andrer, jetzt lebender Mensch".

Dem Friedreich, als er Jemand in so liebevoller Weise von seinem seligen Herrn Pfarrer, von seinen Eltern, und besonders von seiner Mutter Gertrud sprechen hörte, trat sein ganzes Herz auf die Zunge. Er erzählte von seiner alten Mutter mit solcher Liebe und in so kindlichen Ausdrücken, daß die Dame und ihre junge Tochter sich gerührt die Thränen trockneten.

„Es ist schon längst angespannt", ließ der ungeduldige Postillon durch den Hausknecht hereinsagen.

„Mein junger Freund", sprach der Gutsherr zu dem

jetzt redselig werdenden Friedreich, „wir haben uns hoffentlich heute nicht das letzte Mal gesehen; ich gebe Ihnen hier die Adresse, unter der Sie mich in Leipzig finden werden. Wahrscheinlich kommen Sie eher dorthin als wir, da ich auf der Heimreise noch einen Freund zu besuchen gedenke, der nicht fern von Altenburg wohnt und bei diesem mehrere Tage verweilen werde. Gerne würde ich Sie einladen, in unsrem Wagen Platz zu nehmen, wenn da überhaupt noch Raum wäre für eine Person außer uns. Aber auch Sie sollen von hier an bequemer reisen als bisher. Es ist mein Wunsch, daß Sie mit der Post oder auf irgend eine andre, Ihnen angenehme Weise nach Leipzig fahren, wo ich Sie, gleich nach Ihrer Ankunft hier diese Karte an den Freund abzugeben bitte, dessen Namen und Hausnummer ich mit Bleistift auf die Rückseite geschrieben habe. Damit Sie unterwegens nicht in ähnliche Verlegenheit gerathen, als hier im Wirthshaus auf dem Thüringer Walde, nehmen Sie dieses Reisegeld von einem alten Schuldner Ihrer Mutter Gertraud.

Bei diesen Worten drückte der Gutsherr dem Studenten einige Goldstücke in die Hand und war schon zur Thür des Zimmers hinaus, ehe dieser die Worte zu seinem Dank gefunden hatte. Seine Gemahlin und Kinder folgten ihm eben so eilig, doch drückte der Sohn, ein kräftiges Mittelding zwischen Jüngling und Knaben, dem gutmüthigen Friedreich noch gar herzlich die Hand, und die Mutter, so wie die Tochter, eine lieblich aufblühende Jungfrau von noch nicht sechszehn vollen Jahren, nickten ihm einen freundlichen Abschiedsgruß zu.

Ehe wir von den Begegnissen des jetzt auf einmal goldreich gewordenen Studenten weiter berichten, wollen wir den Leser nur durch wenig Federstriche mit dem edlen

Gutsherrn bekannt machen, der von hier an in Friedreichs Geschichte so wichtig wird.

Herr von G** stammte aus einer nicht durch Geburt allein, sondern auch durch ihre Verdienste edlen Familie. Er war, durch den Tod seines Vaters, schon frühe in den freien Besitz eines nicht unansehnlichen Vermögens gekommen. Die Stellung eines jungen Herrn von Adel, welcher reich, äußerlich höchst einnehmend, dabei geistreich und so ausgebildet ist, wie dies in dem Alter von 23 Jahren nur selten gefunden wird, hat ihre großen Gefahren. Unser G** war ganz seinen Neigungen überlassen, und es war ein großes Glück für ihn, daß diese Neigungen von natürlich edler Art waren. Namentlich fühlte er sich von früher Jugend an sehr zur Tonkunst hingezogen. Bei seinem mehrjährigen Aufenthalt in dem schönen Dresden suchte er die Bekanntschaft des berühmten N**, eines Meisters der Tonkunst, und fand Zutritt, nicht nur in das Haus dieses trefflichen Mannes, sondern auch den Schlüssel zu seinem Herzen, so daß N** mit väterlicher Weisheit und Liebe die ersten Schritte des jungen Mannes in die große Welt bewachte und leitete.

Herr v. G** stund in jenem Alter und auf jener Stufe des innren, noch unbefriedigten Sehnens, wo das Herz ausgehet, wie der Zugvogel, wenn er im Herbst über Land und Meer fliegt, nach einem Etwas, das er noch nicht kennt, noch nicht gesehen hat, und von welchem ihm dennoch ein innres Gefühl sagt, daß es irgendwo zu finden seyn müsse. Es war Zweierlei, welches ihm fehlte, das Eine zur innern, das Andre zur äußren Feststellung und Befriedigung. Was das Erstere betraf, so hatte zwar der edle Jüngling eine moralisch gute Erziehung genossen, er hatte viel von Tugend und Frömmig-

keit gehört, niemals aber recht erfahren, was eigentlich Religion, d. h. ein Verbündniß sey, welches den Menschen so innig und nahe mit seinem Gott vereint, wie einen Mann mit seinem Freunde, den er sieht und hört, oder wie ein Kind mit seinem Vater, auf dessen Armen es getragen wird, dessen theures Haupt es mit seinen Händen erfaßt. Das Lehrgebäude der sogenannten Religion, welches man ihm in seiner früheren Jugend gegeben, glich einem Hause, welches scheinbar ganz fertig und innerlich wohlausgeschmückt ist, dem aber das fehlt, wodurch es erst zu einer Behausung wird: ein lebendiger Bewohner; er wußte nicht Das, was selbst die Heiden in dem Dämmerlicht ihrer Erkenntnisse geahnet haben: daß der Mensch nur dem Gott im lebendigen Glauben und Liebe sich nahen könne, welcher sich herabgelassen zu ihm in das sichtbare Wesen, welcher ins Fleisch gekommen ist und an sich genommen hat die Natur des Menschen. Mit andren Worten, der Glaube der Christen war dem Jünglinge nur, gleich der Mythologie der Griechen und Römer, vom Hörensagen bekannt, niemals aber in seiner göttlichen Majestät vor Augen gestellt worden; mitten in dem Wohlbehagen seines äußren Glückes hatte er niemals ein Bedürfniß nach dem ihm unbekannten Kleinod empfunden; die Kräfte der Ewigkeit, die in demselben liegen, niemals selbst erfahren.

Dennoch unterschied sich der junge Herr v. G** wesentlich, in seiner Stellung zu christgläubigen Menschen von andren sogenannt hochgebildeten Jünglingen seiner Gesinnung. Seine Lehrer waren wohlmeinende, ernstgesinnte Männer gewesen; aus ihrem Munde hatte er niemals Spöttereien oder gehäßige Anschwärzungen jenes göttlich Höheren vernommen, dessen Kraft sie zwar noch

nicht selbst erfahren, wohl aber an Andren, in seinen Früchten achten gelernt hatten. Auch er selber hatte, wo er ihnen begegnete, Achtung vor christgläubigen Menschen; ohne besondren Anlaß suchte er jedoch niemals diese Begegnung auf, sondern vermied sie vielmehr. Zu dem Kapellmeister N** in Dresden hatte ihn die Freude an der Tonkunst hingezogen, die Einfachheit und liebenswürdige Persönlichkeit des Mannes hielt ihn an diesem fest und er unterwarf sich auch in solchen Dingen, welche nicht die Kunst, sondern das Leben betrafen, gern und willig dem väterlichen Rath und der Leitung des erfahrenen Freundes. In N**'s ganzem Wesen, so wie in seinem Hause, trat ihm allerdings jenes Leben des innren Friedens und geistigen Vollgenusses, das aus dem Christenglauben erzeugt wird, näher vor Augen denn jemals, noch aber betrachtete er dasselbe mehr mit einer kalten Bewunderung, als mit jener Liebe, deren Kraft die Seele nicht ruhen lässet, bis sie selber aufs Suchen ausgehet und das Gesuchte findet.

Eines war dem H. v. G** dennoch durch diesen Umgang gekommen: die innre Ueberzeugung, daß jene Menschen, deren Leben des Glaubens ihm Bewunderung abnöthigte, etwas besäßen, was nicht nur ein eben so klares, sichres Licht auf die Welt des Erkennens und auf jeden Schritt ihres Lebens werfe, als das Licht der Aufklärung, auf das er sich bis dahin so viel zu Gute gethan, sondern welches sogar solch Licht noch übertreffe. Er hatte dieses nicht bei den unklaren Gefühlsmenschen gesucht, wofür er, auch bei aller Achtung vor denselben, die Christen hielt; indeß, so dachte er bei sich selber, macht wohl auch in diesem Stück mein Freund N** eine, wo nicht einzige, doch seltne Ausnahme; er hat die Welt gesehen, Menschen der verschiedensten Völkerschaften und

Bildungsstufen, so wie der religiösen Ueberzeugungen kennen gelernt. Auch mir liegt es jetzt ob, seinem Beispiele zu folgen: ich will Länder und Menschen sehen, und selber prüfen, so wie ein Tonkünstler den reinen Klang der Instrumente, welche religiöse Stimmung der Menschennatur die wohllautendste und beste, und dem Gedeihen ihrer Kräfte die dienlichste sey.

Der Zug, welcher unsren jungen H. v. G** auf diese Weise hinaustrieb, aus seinem bisherigen, ihm so angenehmen Kreise des Lebens, ward noch durch einen Sporn von andrer Art verstärkt. Namentlich in N**'s Hause hatte er das Glück des Familienlebens in seiner schönsten Blüthe kennen gelernt; der Rath, den ihm der Freund öfters, halb scherzend, halb ernst gab, sich doch auch eine treue Lebensgefährtin zu suchen, welche Freud und Leid mit ihm theilen und ihm erfahren lassen könne, wie reich an Genüssen der besten Art der Besitz des eignen Herdes mache, fand tiefen Eingang zu dem Herzen des jungen Mannes. Auch hatte sich dieser oft und viel unter den edlen Töchtern des Landes umgesehen, ob eine darunter sey, von welcher sein Herz ihm sagte: „diese ist es"; aber weder die Schönheit der einen, noch die gepriesenen geistigen Vorzüge der andren hatten ihn wahrhaft anzuziehen, oder sein Herz festzuhalten vermocht. Noch wußte dieses vom Glück verwöhnte Herz selber nicht recht, was es wolle; noch war die Liebe zu dem eignen Selbst zu stark, als daß neben ihrer Herrschaft eine andre Liebe hätte aufkommen können. Darum war der Jüngling in den Wahn gerathen, das, was er suche, und was allein seine ganzen Neigungen befriedigen könne, sey nicht in der Nähe, sey nicht in diesem Lande zu finden; er müsse ausgehen in die Ferne, um dort es zu gewinnen.

An äußren Mitteln zum Reisen fehlte es unserm jungen Adlichen nicht; seine Güter stunden unter der Aufsicht eines einsichtsvollen, treuen Verwalters, der im Dienste seines Vaters grau geworden war. N** entließ den Jüngling mit liebevoll ernsten Worten der Warnung und Ermahnung, und gab ihm empfehlende Briefe an Freunde mit, deren er in den verschiedensten Ländern von Europa so viele und treffliche besaß.

Die ersten Ausflüge des jungen Freiherrn giengen nach den größeren Städten des nördlicheren Deutschlands und nach Dänemark; dann weilte er in London so lange, bis er dort mitten im Geräusch des großen Tummelplatzes der Völker und ihres Verkehres die nöthige Besinnung und Ruhe gefunden hatte, um das gewaltige Bild des Volkslebens, das sich ihm hier darbot, recht zu erfassen und zu verstehen. Annehmlicher, als der in London, erschien ihm sein Aufenthalt in der Hauptstadt von Frankreich. Dort hatte er sich wie auf einem unruhigen Meere gefühlt, dessen brausende Wogen der Sturmwind aufwühlt, hier wie auf den leichtbeweglichen Dünen eines Ufers, mit dessen tausendfältigen Grashalmen, so wie mit dessen flüssigem Sande, der Windhauch sein Spiel treibt. Dort sieht man gleichsam ganze Schiffe, mit deren Mannschaft sich keine nähere Bekanntschaft schließen läßet; hier auf den Dünen, auf den zahllosen Sandkörnern, wandeln einzelne Menschen, mit denen doch ein Wort zu sprechen ist. Vor allem jedoch trieb ihn seine Neigung, welche durch N**s fast tägliche Erzählungen noch sehr verstärkt war, zu dem schönen Land der Künste, zu dem Blüthenzweig der europäischen Länder: nach Italien hin. In diesem, und zwar zunächst in Rom, verweilte er mehrere Jahre und ergötzte sich täglich von neuem an den Herrlichkeiten der majestätisch

schönen Stadt. Auf einer seiner letzten Reisen über Neapel nach Sizilien und durch einzelne Gegenden dieser reichbegabten Insel, hatte er sich ein Fieber zugezogen, das auch in Rom noch mit seinen Anfällen ihn heimsuchte. Ein deutscher Arzt, der erst seit Kurzem nach Italien gekommen war und dessen Behandlung Herr v. G** sich anvertraute, hatte, wie es scheint, nicht die rechten Mittel zur Dämpfung des Uebels gefunden; die Krankheit wich nur dem Anscheine nach, sie war in eine beständige Kränklichkeit übergegangen, welche dem Leben Gefahr drohte. Da riethen andre Aerzte und alle Freunde dem jungen Deutschen, er solle der heißen Jahreszeit in Italien entfliehen und wenigstens einen Sommer hindurch in der Luft und Pflege seines Vaterlandes sich zu erholen suchen. Er folgte dem Rath, und war schon über Mailand und durch einen Theil der Schweiz wieder heraus auf den deutschen Boden gekommen, da zog ihm ein Unfall, der unweit Kempten, in einer regnigten Nacht, seinen Wagen betraf, eine Erkältung und durch diese eine so heftige Erkrankung zu, daß er wohl fühlte, hier könne nur schleunige Pflege und Menschenhülfe ihn retten. Der Bediente hielt den Zügel der Pferde, der Postillon war in das benachbarte Dorf hinabgelaufen, um von dort Männer zu seinem Beistand herbeizurufen, es fand sich, bei so später Nacht, Keiner bereit, in den Sturm und Regen hinauszugehen, als der Schmied und der gutwillige Schulmeister des Ortes, ein Mann, der es für Christenpflicht hielt, da wo Menschen in Noth geriethen, die Hülfe, so schwer das auch seyn möge, nie zu versagen. Der Wagen war so weit wieder hergestellt, daß er zur Noth weiter geführt werden konnte, da befahl der Kranke, dessen Glieder der Fieberfrost durchschauerte, mit schwacher Stimme, man solle wieder um-

lenken nach dem nächsten Orte, und daselbst ein Obdach für ihn aufsuchen, unter welchem er einige Tage ruhen und sich erholen könne.

Der gutwillige Schulmeister, von welchem wir so eben sprachen, war kein andrer, als unsres Studenten Friedreichs Vater, der alte Lambert.

Wo sollte man bei so später Nacht für einen kranken Menschen, der noch dazu durch seinen Stand an manche Bequemlichkeiten gewöhnt war, welche der Landmann leicht entbehrt, ein Unterkommen finden? Ein eigentliches Gasthaus gab es in dem Dorfe nicht, sondern nur eine sogenannte Schenke, in welcher die Vorüberreisenden am Tage einen Trunk und etwas Bauernkost, bei Nacht aber aufs Höchste eine Streu, in der dumpfigen Wirthsstube, finden konnten. Auch schliefen die Bewohner dieser Schenke schon seit mehreren Stunden. Da war der gute Schulmeister bald entschlossen. Er bot dem kranken Herrn ein Bett und Zimmer in seiner Wohnung an, und dieser machte gern von dem Anerbieten Gebrauch.

Die gute Mutter Gertrud hatte, während ihr lieber Mann aussen war in dem Sturm und Regen, keine Ruhe gehabt. Das Feuer im Ofen brannte, das Wasser war zum Kochen gebracht, um dem Hausvater, wenn er käme, je nach Bedürfniß einen kräftigen Hollunderthee oder Kaffee zu bereiten. Sie schaute, aus dem geöffneten Fenster, unverwandt hinaus nach dem Hügel, über den die Straße hinführte, und lauschte, mitten im Plätschern des Regens und im Sausen des Windes, auf jeden Laut, der etwa die Annäherung ihres Lambert ankündigen könnte. Da kam ein Wagen ins Dorf und bald an ihr Haus hin, und ihr Mann, mit Hülfe des Bedienten und des Postillons,

brachte einen Kranken, mehr getragen als geführt, herein ins Zimmer.

In beſſere Hände hätte der hülfsbedürftige junge Mann nicht kommen können, als die waren, welche er hier in der Schullehrerwohnung fand. Er bemerkte freilich nicht viel von dem, was mit ihm vorgieng, denn ihn hatte die Betäubung des Fiebers ergriffen; der Bediente entkleidete ihn, und man legte ihn in das beſte Bett, das im Hauſe zu finden war. Noch in der Nacht war der alte Lambert, ſo ſehr ihm die Ruhe noth gethan hätte, hineingelaufen nach der nahen Stadt Kempten und hatte von da den Doctor geholt, der nach beſten Kräften ſeine ärztlichen Anordnungen traf.

Herr v. G** hatte ſich ſelber, als ihm jetzt das volle Gefühl ſeines Zuſtandes zurückkehrte, noch niemals ſo krank und ſo leidend geſchienen, als diesmal; er dachte ſich in jenen Stunden, die ihm zum klaren Bewußtſeyn kommen ließen, öfters den ernſten Gedanken des Todes. Im Anblick dieſes vermeintlich nahen Königes der Schrecken war ihm nicht wohl zu Muthe; ſein gewöhnlicher Gleichmuth verließ ihn, weil dieſer Gleichmuth bei ihm nicht mehr, wie bei vielen Andren, ein gedankenloſer Leichtſinn, oder ſogenannte philoſophiſche Selbſttäuſchung war, ſondern aus jenem Mittelzuſtand des Erkennens hervorgieng, in welchem ſich, wie in manchen Träumen, ſchon das Wahre mit dem Falſchen vermiſcht. Was war es, ſo fragte er ſich oft, das er bei all ſeinem Herumjagen nach den Genüſſen, ſelbſt den edelſten der Sinnen, und nach vermeintlicher Bereicherung ſeiner Kenntniſſe, gefunden hatte? Dieſer Reichthum, das fühlte er jetzt, war kein rechter; die Güter, die er umfaßte, ſind dennoch von wandelbarer Natur; ſie ſelber gehen nicht mit uns hinüber in ein beſ-

seres Seyn der Ewigkeit, vor welchem kein Ansehen des äußern Scheines, kein Flitterglanz unsrer Menschenwerke gilt. Wenn ihn zuweilen die innre Unruhe befiel, da gewährte es ihm eine ganz eigne Linderung, wenn er das fromme Ehepaar, unter dessen Dach er lebte, in seinem wahrhaft seeligen, häuslichen Frieden und seinem stillen Wirken betrachtete. Es war ihm dann wie Einem, den der Schwindel beim Hinabschauen vom Geländer eines Thurmes ergriffen hat, wenn er hinter sich sieht, in das Innre des festen Gebäudes, auf welchem das Geländer sicher gegründet steht.

„Wie würde es dir zu Muthe seyn", fragte er eines Tages die Mutter Gertrud, als diese mit ihrem engelsguten, immer heitren Gesicht seinem Lager nahte, um ihm seine Arznei zu bringen, „wenn du auf einmal vom lieben Gott abgefordert würdest aus dem Leben"?

„Es sollte mir wohl recht leid thun, antwortete Gertrud, von meinem lieben Lambert zu scheiden, und zudem habe ichs so gut auf der Welt, daß es mir gar wohl da gefällt. Aber ich wüßte ja immer dabei, wer mich abfordern thäte. Das ist der liebe Gott, der mir nichts gethan hat noch thut, als nur lauter Gutes, darum gieng ich doch gern zu Ihm, und ich möchte am Ende sagen, ich gienge fast lieber fort, als ich da wäre auf der Welt. Käme mir doch auch mein Lambert über kurz oder über lang nach und wir blieben darnach immer beisammen".

„Aber, so fragte der Kranke weiter, wie kann man denn das wissen, daß man nach dem Tode zum lieben Gott kommen werde.

„Wenn man ihn, antwortete Gertrud, lieb gehabt hat von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, und seinen Nächsten als sich selbst. Denn

nach

nach Dem, das man recht lieb hat, zieht es einen hin, und die Seele, wenn der Leib von ihr weg ist, hat Flügel, da macht sie sich geschwinde auf, um nach Dem zu suchen, was sie lieb hat".

„Meinest du wohl, sprach der Kranke, daß ich, wenn ich jetzt stürbe, auch zu Gott kommen, daß ich selig werden würde? Sieh', ich habe immer das Laster vermieden, und habe vielen Menschen Gutes gethan".

„Darüber, sagte Gertrud, wüßte ich mich nicht recht auszudrücken. Aber unser frommer, alter Herr Pfarrer könnte das wohl, und dieser ist auch ein gar tröstlicher und unterhaltender Mann für Kranke und Bekümmerte, darum sollten Sie ihn wohl kennen lernen. Wenn ichs ihm sagte, er würde gewiß recht gern zu Ihnen kommen".

Dem kranken Herrn war der Rath der guten Gertrud nicht zuwider. In solchen Stunden, in denen er sich leiblich wohler und erleichtert fühlte, sehnte er sich ohnehin nach Unterhaltung; er ließ den Georg Schmid zu sich kommen. Dieser ehrwürdige Geistliche war allerdings, wie dies Mutter Gertraud vorausgesagt hatte, der rechte Mann für das Krankenbett, denn er brachte an dieses seinen inneren Frieden und die Freudigkeit seines glaubensvollen Herzens mit, welche Gaben sich unvermerkt auch den Kranken mittheilten; überdieß war er theilnehmend und weichen Herzens, so daß er mit den Betrübten betrübt, mit den Fröhlichen von Herzen fröhlich seyn konnte. Auch er hatte in seinen jüngeren Jahren mehrere Reisen gemacht und Vieles gesehen wie erfahren, namentlich war er in Italien gewesen. Dieses gab gleich von Anfang manchen Anknüpfungspunkt für die Unterhaltungen. Doch war es nicht der unterhaltende und äußerlich erheiternde

Inhalt der Gespräche des guten Georg Schmid, aus welchem unser Kranker den bedeutendsten Gewinn zog.

Herr v. G** hatte gleich in der ersten Stunde, als der gute Pfarrer an sein Bett trat, eine gewisse Aehnlichkeit zwischen diesem und seinem väterlichen Freunde N** in Dresden bemerkt. Vielleicht mag wirklich auch äußerlich eine solche Aehnlichkeit vorhanden gewesen seyn, wäre dies aber auch nicht gewesen, so war doch wenigstens eine innerliche da. Georg Schmid fand sich im vollsten Besitz desselben Kleinodes, durch das auch N** so froh und glücklich war; eines Kleinodes, welches ungleich besser ist als der Stein der Weisen, welchen die Alchymisten suchten, weil es seinem Besitzer nicht nur ein langes Leben der Erdentage, sondern ein Leben der Ewigkeit, nicht ein Gold, das die Diebe rauben können, sondern Schätze die nie vergehen, niemals geraubt werden können, verleihet.

Er, der das Ohr schuf und das Licht des Auges gab, ist es auch, der dem Menschen das Ohr aufthut, die Worte des Lebens zu hören und zu verstehen; Er ist es, der ihm die innren Augen öffnet, um das, was da wahrhaft ist und bleibt, zu sehen und zu erkennen. Die Seele hört öfters nicht die Stimme, welche ihr zuruft, vor dem lauten Getöse, das die Geschäfte, das die Angelegenheiten der Welt in ihr und um sie her anrichten; da führt sie der Herr des Hauses an einen Ort, wo es ganz stille um sie her ist, daß sie nun jeden leisen Ruf seiner Stimme vernehmen kann. Sie sahe die Sternenschrift der ewigen Wahrheit nicht, welche über ihr am Himmel stund, vor dem flimmernden Schein ihres selbst angezündeten Talglichtes; da löscht ihr der Hausherr das eigne Licht aus; es wird auf einmal dunkle Nacht um sie, zugleich aber

sieht und liest sie nun auch die Sternenschrift über ihr, am Himmel. Beides, die heilsame Stille und das wohlthätige Dunkel kommen über den Menschen auf einem so gesegneten Krankenbett, wie das unsres von G** war. Jahre lang war er vor der Stimme, die zu ihm reden wollte, geflohen, er war ihr von einem Land ins andre, von einer großen, schönen Stadt, von einer Ergötzung der Sinnen zur andren entlaufen, jetzt auf einmal hielt ihn die Hand des Rufenden in dem engen Zimmer eines kleinen, unansehnlichen Dorfes fest; er mußte still sitzen und hören, was der Rufer ihm sagte.

Der Gedanke des Todes und der Ewigkeit, der hier mit der Kraft eines Gewappneten die Seele unsres Kranken erfaßt hatte, und zugleich vielleicht eine eigenthümliche Wirkung seines äußeren Leidens, auf Leib und Seele selber, hatten ihn weicher und empfänglicher gemacht für die Worte der ernsten und doch auch so tröstlichen Gotteswahrheit, welche Georg Schmid zu ihm sprach; wir dürfen die Tage des Aufenthaltes des Herrn v. G** in dem Hause des Schullehrer Lambert als solche betrachten, in denen jener der Wahrheit bis dahin so nahe und zugleich auch so fern stehende Mann zu der kindlichen Einfalt des Christenglaubens hindurch drang, und mit diesem zugleich einen Frieden fand, den er bis dahin nie gekannt hatte.

Die eigentliche Krankheit war nach einem Monat vorüber, aber die Kräfte des Wiedergenesenden fanden sich noch lange nicht ein. Er war hierüber nicht ungeduldig; er fühlte sich in dem kleinen Dörflein und in dem Hause des guten Schullehrer Lambert, so wie seiner frommen Gertrud, so wohl und so heimathlich, daß er sich leicht hätte entschließen können, seine Hütte für immer hier auf-

zuschlagen, wenn ihm nicht ein andres Tagwerk wäre bestimmt gewesen. Wie grün und lachend kamen ihm, als er wieder vor der Hüttenthür sitzen konnte, die Hügel und Waldungen, Wiesen und Felder vor. Ihm dünkte es, so schön hätte er sie noch niemals gesehen; für ihn hatte das Buch der Werke Gottes nicht bloß durch jene höhere Empfänglichkeit, die einem wiedergenesnen Auge eigenthümlich ist, sondern vor Allem dadurch einen ganz neuen, höheren Reiz bekommen, daß seiner Seele der Werkmeister selber, wie ein Freund seinem Freunde, näher getreten und in sein Herz gekommen war.

Der Abschied von der Heimath hatte dem Herrn v. G*** bei weitem nicht so wehe gethan, als der Abschied von dem guten Lambertschen Ehepaar, von seinem lieben Vater (so nannte er ihn) dem Georg Schmid, und von dem kleinen Dörfchen, in welchem ihm aus Leiden der Zeit Freuden der Ewigkeit erwachsen waren. Der kalte, nächtliche Regenguß, der ihn dort auf der Höhe überfallen und den Ausbruch der Krankheit, deren Keim doch schon in ihm lag, beschleunigt hatte, erschien ihm jetzt als ein gesegneter Sendbote Dessen, der seine Engel machet zu Feuerflammen und zu Sturmwinden. Er drang vor seiner Abreise der Frau Gertrud eine reichliche Belohnung für ihre Pflege auf, und diese Gabe war es, für welche die gute Frau in ihrem späteren Wittwenstand die kleine Hütte kaufte, worin sie mit ihrem Friedreich gelebt hatte.

Ein Gut von jenen beiden, welche unserm Reisenden, als er noch in der Heimath war, gefehlt hatten, und zwar das hauptsächlichste von beiden, hatte er gefunden. Er hatte dasselbe nicht in fernen, fremden Landen, nicht in einer weltberühmten Stadt, sondern in einem kleinen Dörflein seines deutschen Vaterlandes erlangt. Auch das

andre jener beiden Güter, deren Besitz er vermißte, sollte er finden, und zwar da, wo er es am wenigsten erwartet hatte: ganz in der Nachbarschaft des Ortes seiner Geburt.

Wir erwähnten schon früher, daß Herr v. G**, ehe die große Veränderung mit ihm vorgegangen war, von der wir so eben berichteten, zwar niemals ein Spötter und gehässiger Verächter des Christenglaubens und seiner Anhänger war, daß er aber Menschen von solcher Richtung nicht aufsuchte, vielmehr ihnen aus dem Wege gieng, wo er ohne Anstoß dies konnte. Dies war der Grund gewesen, weshalb er der Annäherung an eine adliche Familie, die in der Nähe seiner Güter ihre Besitzungen hatte, ausgewichen war, denn von dieser Familie war es allgemein bekannt, daß sie zu den wenigen Familien ihres Standes und Vaterlandes gehörte, die noch treu an der Wahrheit und Zucht des alten Christenglaubens hielten. Jetzt, nach der Rückkehr in das Vaterland, hatte das früher gehegte Vorurtheil ihn verlassen, ja der vormalige Widerwille war in ein Bedürfniß übergegangen, Seelen von jener Art aufzusuchen. Deshalb ergriff auch Herr v. G** die erste gute Gelegenheit, um dem Gutsnachbar zuzusprechen, der ihm, dies hoffte er, jetzt noch mehr als ein bloßer guter Nachbar, der ihm ein theurer, christlicher Freund, und nach dem Vorzug, welchen demselben das reifere Alter gab, ein Rathgeber und Führer werden sollte.

Er fand mehr als er erwartet hatte; er fand in dem früher so verkannten und vermiednen Nachbar nach wenig Monaten einen theuren, lieben Schwiegervater. Das, was er vergeblich in den bunten, glänzenden Kreisen der Hauptstädte und auf den jungfräulichen Blüthenfeldern der Fremde gesucht hatte, das war ganz in seiner Nach-

barschaft, in einem vor den Augen der großen Welt verborgnen Feld heraufgewachsen: ein Blümlein, genährt vom Thau des Himmels, gezeitigt durch den Strahl der von oben kommt. Die einzige Tochter seines Gutsnachbars war es, von welcher ihm sein Herz, gleich bei der ersten Bekanntschaft, es sagte: „diese ist es, und keine andre". Die beiden Eltern hatten bald erkannt, daß der junge Mann, der um die Liebe ihres Kindes warb, mit ihnen auf demselben Grund des innren Friedens ruhe, auf dem allein auch das Heil des Hauses, das Glück der Ehe erbaut werden kann. Sie gaben freudig ihre Zustimmung zu der bald erwachenden, innigen Zuneigung ihrer Tochter, welche noch vor dem Schluß des für unsren G** so bedeutungsvollen Jahres aus einer glücklichen Braut die noch glücklichere Gemahlin desselben wurde.

Dieses sind die Hauptumrisse der Geschichte des Gutsherrn und seiner Gemahlin, mit denen unser Student Friedreich in einem für sie, wie für ihn, gleich glücklichen Moment zusammengetroffen war. Es ist aber nun Zeit, daß wir uns wieder nach ihm selber, der Hauptperson unsrer Erzählung, nach Friedreich, umsehen.

Dieser stund noch stumm und staunend auf der Hausflur, als die Familie, die ihn so mit Wohlthaten überhäuft hatte, schon im Wagen saß und unter lautem Klang des Posthornes dahin fuhr. Noch hielt er die beiden großen Goldstücke in der Hand, er warf jetzt einen Blick darauf, dergleichen Münze hatte er noch nicht gesehen, bescheiden fragte er einen neben ihm stehenden Mann, ob solches Geld wohl hier gewöhnlich sey? — Man führt es wohl auch, sagte der dienstwillige Wirth, jedoch nur selten, darum will ich Ihnen Silbergeld dafür geben, das nimmt man überall. — Einer der Gäste des vornehmen

Zimmers, der sich noch verspätet hatte und so eben herausgetreten war, um aufs Pferd zu steigen, kannte den Wirth und die Art seiner Dienstfertigkeit; mit einem unwilligen Blick auf denselben sprach er: „Gold kann man am besten in der Stadt umwechslen und wird da nicht betrogen. Lesen Sie, sagte er zu Friedreich, indem er ihm eines der Goldstücke aus der Hand nahm, was hier steht; es steht da 10 Thaler, was nach Ihrem Reichsgeld 18 Gulden ausmacht. Da man aber auf Goldstücke immer ein Aufgeld bezahlt oder empfängt, dürfen Sie ein solches Stück nicht unter 10 Thaler 12 Groschen, oder nach Ihrem Geld unter nahe 19 Gulden rheinisch hingeben, und eher werden Sie mehr als weniger dafür bekommen". Hiermit gab der freundliche Mann dem Studenten das Goldstück zurück und schwang sich grüßend auf sein Pferd.

Wie hatte sich jetzt für Friedreich die Scenerie im Gasthaus der Waldhütten so ganz geändert. Höflich trat der Wirth zu ihm hin und fragte, ob der Herr nicht hier ins gute Zimmer hineintreten und eine Schaale Kaffee, oder was sonst ihm beliebe, zum Frühstück nehmen möge, auch könne er bei ihm billig eine Fuhre nach Arnstadt haben, denn zum Gehen sey der Weg vom gestrigen Regenwetter gar schlecht. Der Hausknecht trat herbei und erbot sich dem Herrn die Stiefel zu putzen; der Wetzsteinhändler, der so eben auch mit seinem Schubkarren zum Hause hinausfuhr, nahm von dem „Junker" einen unterthänigen Abschied. Friedreich aber dankte für alle Anerbietungen des Wirthes und seiner Leute, nahm freundlich, denn er dachte nur des Guten, das ihm in diesem Hause geschehen war, Abschied, und eilte hinaus auf die Straße nach Arnstadt.

Die Frühlingssonne schien lieblich in den neu aus-

schlagenden Laubwald herein; aus den dunklen Zweigen der Tannen sang die Drossel ihr Morgenlied und dazwischen tönte der muntre Schlag der Finken; Friedreich schritt, wie in einen süßen Traum verloren, rasch durch das Dickig. Seine Gedanken waren bei der lieben Mutter Gertrud. Zwei mal 19, das sind 38 Gulden, so dachte er, o könnte ich die doch meiner guten Mutter bringen, daß die sich auch einmal ein Gutes thäte. Hat sie mir doch all ihr erspartes Geld, bis auf den letzten Kreutzer, gegeben und nun hat sie nichts.

Doch mitten in dem wehmüthigen Nachsinnen und den bittersüßen Gefühlen des Heimwehes stieg auch immer die Freude wieder auf, über das viele Geld, das er besaß. Nun darf ich mich schon alle Tage satt essen, dachte er, und brauche gar keine Sorge mehr zu haben. Aber eins von den Goldstücken das hebe ich auf für meine Mutter Gertrud, und wenn ein Bote von Leipzig oder auch schon von Arnstadt nach Kempten geht, da schicke ich ihr es.

Als er einige Stunden gegangen war, da regte sich in seinem kräftigen, jungen Magen der Hunger. Er hätte sich gern in einer Schenke, die am Wege lag, um einige Pfennige Brod gekauft, aber außer den Goldstücken hatte er gar nichts bei sich und von diesen hatte ihm jener Herr im Wirthshaus gesagt, daß er sie in der Stadt auswechslen müsse.

Endlich war Arnstadt erreicht und der Nadler, bei welchem der Landsmann Wastel als Geselle stund, bald erfragt. Die beiden Kemptner, als sie sich wieder sahen, schüttelten sich treuherzig und vergnügt die Hand und das Erste, was nach den Begrüßungen Friedreich dem Landsmanne mittheilte, war das Anliegen seines Hungers. Da-

für war bald gesorgt, und schon während des Frühstückes erfuhr Wastel, welches unvermuthete Glück seinem Freund heute begegnet sey. „Eins von den beiden Geldstücken, sagte Friedreich, möchte ich gern meiner Mutter Gertrud schicken, wenn ich nur wüßte, daß von Arnstadt ein Bote nach Kempten gienge, ich thäte es gleich noch heute".

Eines ordinären Boten, sagte lächelnd der schon welterfahrnere Wastel, bedarf es da nicht, Kind. Du schreibst einen Brief an deine Mutter, in den packt man das Geld hinein, siegelt es zu und giebt es auf die Post, da kommt es ganz sicher bis nach Kempten. Mein Meister schickt auf diese Art oftmals Geld nach Nürnberg und sogar nach Augsburg, wofür er Drathsaiten und andre Waaren erhält, und das ist zuweilen viel mehr als zehn Thaler. Komm' du nur hinauf in meine Kammer, ich geb dir was du brauchst, da schreib deinen Brief, dann siegeln wir ihn zu und tragen ihn zusammen auf die Post.

Freudig, als wenn er das Geld schon in der Hand der lieben Mutter Gertrud sähe, befolgte Friedreich den Rath seines Freundes und schrieb folgenden Brief.

Meine liebste Mutter.

„Als ich oben auf die Anhöhe kam, wo der Weg nach Memmingen darüber hingeht, da dachte ich, ich möchte gleich wieder umkehren. Denn wenn ich in Kempten, so lang ich auf der Schule war, nur ein wenig den Berg hinan gieng, da konnte ich meiner lieben Mutter Haus sehen, und ich konnte im Sommer alle Wochen etliche Mal zu ihr hinausgehen und meine liebe Mutter kam auch zu mir herein in die Stadt. Nun aber, da ich dort oben auf der Höhe war, da dachte ich, wenn ich da hinuntergehe, da werde ich unser Haus gar nicht mehr sehen und

meine Mutter auch auf lange, lange Zeit nicht, und ich bin doch nirgends in der Welt so gerne, als bei ihr daheim, und wenn das Studiren nicht wäre, da wäre ich niemals von ihr fortgegangen".

„Liebste Mutter, ich danke Ihr, daß Sie mich immer so lieb gehabt und so christlich erzogen hat. Ich will auch fromm bleiben und niemals in eine Sünde willigen".

„Als es Abend war, da mußte ich noch durch einen finstren Wald gehen und dann in einer Schenke einkehren, wo recht viele fremde Männer drinnen saßen. Da war mirs bange. Ich aber dachte: ist es doch so, wie meine Mutter gesagt hat, unser lieber Herr Gott ist überall bei uns, bei Tag und bei Nacht; wenn wir zu ihm beten hört er uns. Ich habe auch immer auf der Reise gebetet, war aber freilich manchmal nicht recht andächtig dabei, denn ich war am Abend immer recht müde und schläfrig. Bin auch an den Sonntagen, wie am neulichen Feiertag, immer in die Kirche gegangen".

„Am andren Tag war ich schon getroster, und so bin ich alle Tage getroster geworden, denn ich habe doch gesehen, daß mir nichts zu leide geschieht, und wenn der liebe Gott bei uns ist und mit uns wandert, da sind wir ja überall wohl verwahrt".

„Meine liebste Mutter hat mir ihr ganzes Spargeld gegeben und gar Nichts für sich behalten, das hat mir manchmal wehe gethan, wenn ich daran dachte, und wenn ich in den Wirthshäusern so viel verzehrt hatte. Zu Memmingen ließ ich mir, weils Sonntag war, ein Stücklein Wurst zum Brod und ein Glas Bier geben, dafür habe ich müssen 12 Kreutzer bezahlen, in unsrem Dorf hätte ichs um 7 Kreutzer haben können. Bei einer Müllerin, wo ich mir Brod kaufte, habe ich umsonst drei

Dampfnudeln und dazu süße Hutzeln bekommen. Liebste Mutter, wie gern hätte ich alles Gute, das ich genoß, mit Ihr theilen, oder es Ihr ganz geben mögen; ich hätte lieber wollen mein trocken Brod essen".

„Ueber Dinkelsbühl draußen vor dem Thore fragte ich einen Mann, wo der Weg nach Leipzig hingienge; dieser wußte es nicht. Ein Fuhrknecht aber wußte es, und dieser sagte mir auch, daß man von dort aus noch 6 bis 7 Tage bis nach Leipzig zu gehen habe. Da erschrak ich sehr, denn ich war erst 4 Tage weit von uns weg bis dorthin gegangen und mein Geld war schon aufgegangen bis auf 37 Kreutzer. Denn ich habe in der ersten Zeit gar zu viel aufgehen lassen. Da ich gestern Abend ins Wirthshaus kam, habe ich mir Kalbsbraten geben lassen und hatte doch kein Geld dazu. Meine liebe Mutter wolle mir das vergeben, ich will es niemals wieder thun, ich dachte, der Wirth werde mir borgen. Da wollte mir der Wirth heute Morgen den neuen grünen Rock nehmen, den mir die Frau Landrichterin aus einem alten Jagdkleid ihres Mannes hat machen lassen. Aber da kam ein Herr zu dem Zimmer heraus, welcher Herr v. G** heißt, und wie er mir erzählt hat, vor fast 30 Jahren einmal im Hause meiner lieben Eltern krank gelegen ist, dieser hat für mich bezahlt und hat mir noch dazu zwei schöne Goldstücke geschenkt. Ich dachte gleich: davon willst du eines deiner lieben Mutter schicken, und die soll doch ja keine Noth leiden, weil ihr Friedreich ihr so viel gekostet hat, sondern soll sich etwas zu Gute thun. In Leipzig will ich mir schon auch brav Geld mit Stundengeben verdienen".

„Liebste Mutter, ich bin nun da in Arnstadt, wo der Wastel, der Krämerssohn, wohnt, der mit mir in

die Schule gegangen ist. Der Wastel ist recht gut gegen mich gewesen. Von Arnstadt habe ich noch etwa 3 Tage bis Leipzig zu marschiren".

„Meine liebste Mutter, Gott vergelte Ihr all das Gute, was Sie an mir gethan hat, in Zeit und in Ewigkeit. Es ist etwas Großes, was eine Mutter an ihrem Kinde thut, und ich habe solche Liebe noch überall nicht um Sie verdient. Und so ich Sie betrübt habe mit meinem Ungehorsam und meinen vielen Jugendsünden, so vergebe Sie mir das, ich wollte, ich hätte es niemals gethan, und wenn ichs könnte, möchte ichs gerne wieder gut machen. Ich habe doch niemand Lieberes auf der Welt, als Sie mir ist".

„Die Frau Landrichterin wolle Sie recht höflich schön von mir begrüßen; Gott wird für Alles Gute, das dieselbe an mir gethan, der Vergelter seyn".

„Ich weiß, meine liebe Mutter wird für mich beten und ich thue es auch für sie".

Ihr recht dankbarer Sohn

Friedreich Lambert.

Obgleich von da an, wo der Student Friedreich seinen Brief mit dem schönen Goldstück auf die Post getragen und sich, auf seines weltklugen Freundes Rath, einen Postschein dafür hatte geben lassen, bis zu dem Tage, wo er die Antwort seiner Mutter Gertrud nach Leipzig erhielt, fast vier Wochen vergiengen, lassen wir dennoch diese Antwort, nach Verbeßrung mancher kleiner Schreibfehler, gleich hier folgen.

Mein lieber Sohn Friedreich.

„Es lebt ja der alte Gott noch und der hat dich auf deinem Wege behütet und versorgt, und wird dich auch ferner behüten und versorgen".

„Das Mutterherz wollte mir wohl bald brechen, da mein einziges, liebes Kind so weit von mir fortgegangen war; und da der Sonntag kam, wo du sonst immer, auch von Kempten aus, zu mir gekommen bist, da mußte ich den ganzen Tag satt weinen. Es ist ja doch nur um ein Kleines, da sind wir mit einander in der Ewigkeit, wo es kein Scheiden und keine Thränen mehr giebt, und wenn mein Kind nur immer in der Furcht und Gnade Gottes bleibt, da ist es schon Alles gut".

„Als dein Brief kam, mein lieber Sohn, mit dem vielen Geld, da gieng mir es, wie's von dem Altvater Jacob heißt, da er erkannte, daß sein Sohn Joseph lebe, mein Herz wurde in mir ganz lebendig. Aber nicht wegen des Geldes, mein lieber Friedreich, sondern wegen deines Briefes, über den ich viele Mutterthränen vor Freude geweint habe. Denn ich sehe, du bist bei der rechten Hand deines Gottes geblieben, hoffe auch getrost, du wirst es ferner bleiben, dann wird es dir an keinem Guten fehlen".

„Das Geld soll schon für mich und andre Christenmenschen ein guter Nothpfennig bleiben. Ich habe es schon wechslen lassen und auch einigen Gebrauch davon gemacht, wobei ich meinem Friedreich Gottes reichen Segen gewünscht habe. Auf den Herrn von G*** kann ich mich noch wohl besinnen, es war ein gar guter Herr. Gott vergelte ihm die große Wohlthat, die er dir erzeigt hat".

„Die Frau Landrichterin hat sich sehr gefreut über deinen schönen Gruß. Sie läßt dir sagen, du sollst nur in Leipzig recht fleißig seyn, dann könntest du mit Gottes Hülfe wohl einmal eine Schreiberstelle beim Landgericht bekommen, auch wohl mit der Zeit Assessor werden,

wo du deine 600 Gulden jährlich hast und dein Leben lang gut versorgt bist. Nun, Gott wird das Alles wohl machen".

„Mein lieber Friedreich, ich denke freilich manchmal, daß ich kaum ohne dich bleiben kann, aber das Mutterherz mag schweigen, ich weiß, du bist auf gutem Wege und wir kommen doch wieder einmal zusammen. Nun, Gott segne und behüte dich, du mein einziges Kind, an dem mein Herz seine Freude hat, Er führe dich auf ebener Bahn".

Deine getreue Mutter

Gertrud.

Als die beiden Landsleute von der Post wieder nach Hause kamen, da nahmen sie Friedreichs Weiterreise nach Leipzig in Ueberlegung. Der erfahrene Wastel sagte: du hast jetzt so viel Geld, und der Herr von G** hat dirs dazu gegeben, daß du mit der Post fahren sollst, weil er dich doch vielleicht in Leipzig noch gern einmal sehen möchte, wohin du zu Fuß noch gar so lang gebrauchst. Mit der Post ist's aber sehr theuer, und ich würde dir lieber rathen, daß du morgen früh mit dem Schnellwagen führest, mit welchem mehrere Leute von hier, auch mein Meister, nach Naumburg reisen. Der Schnellwagen geht zwar langsamer als die Post, aber es fährt sich gut darauf, denn es sind die Bretter, worauf man sitzt, mit Stricken an die Leitern des Wagens gebunden, so daß man jetzt nicht mehr so viel darauf herumgeschnellt wird wie sonst, und wenn es regnen sollte, läßt dich schon Einer unter seinen Regenschirm mit unterkriechen. Du bist doch einmal Student und hast Geld, was solltest du da wie ein Handwerksbursch reisen.

So wohl und glückselig hatte sich Friedreich noch auf

seiner ganzen, großen Reise nicht gefühlt, als heute, wo er in dem freundlich gelegnen Arnstadt seinen halben Rasttag hielt. Was ihn so fröhlich und überglücklich machte, das war der Gedanke, daß die gute Mutter Gertrud jetzt auf einmal so viel Geld bekommen sollte. Er rechnete mit Wastel die Tage aus, nach deren Verlauf der Brief in Kempten seyn könnte; er dachte sich der Mutter Freude darüber; es war zum ersten Mal in seinem Leben, daß er die Seligkeit des Gebens empfand.

Heute ließ er es freilich auch einmal seinem Leibe zu gute kommen, daß er so reich war. Das Goldstück war, durch des guten Wastels Bemühung, so vortheilhaft als nur immer möglich umgewechslet; Friedsreichs lederner Beutel, der auf so große Einquartirung nicht eingerichtet war, konnte die Summe des Silbergeldes kaum fassen. Da ließ sich's dann am Nachmittag Friedreich nicht nehmen, Wastel mußte sein Gast seyn, und die beiden ließen es sich, nach ihrer genügsamen Weise so wohl seyn, wie es ihnen noch selten in ihrem Leben gewesen war. Sie fanden sich beide in jenem Alter und in jener Stimmung des gegenseitigen Wohlwollens, worin sich jeder Bissen Brodes, jeder Trunk Milch in ein „Göttermahl" verklärt und verwandelt, dessen erheiternde Kräfte Leib und Seele durchdringen.

Auch die Reise in dem Schnellwagen, welche Friedreich am andren Morgen antrat, gewährte diesem einen ganz neuen Genuß. Es war zum ersten Male in seinem Leben, daß er einen weiteren Weg nicht zu Fuß, sondern zu Wagen machte. Denn obgleich ihm die Nachbarn und Gefreundte seiner Eltern in seinen Kinderjahren zuweilen das Vergnügen gemacht hatten, ihn auf einen Heu- oder Kornwagen zu setzen, waren solche Fahrten doch immer

nur von dem Acker oder der Wiese nach der nahen Scheure gegangen, und dabei zogen auch die Ochsen gar langsam Schritt vor Schritt. Diesmal aber war es ein mit Pferden bespannter Leiterwagen, auf welchem die Fahrt vor sich gieng, und ihm hatten die 14 Bürger und Landleute, welche mit auf dem Schnellwagen saßen, einen Ehrenplatz, in der Mitte des Wagens, eingeräumt, auf dem es nicht so stark schnellte, wie auf den Bretterſitzen, die nahe bei oder über den Rädern angebracht waren.

Ueberhaupt wiederfuhr dem Friedreich an diesem Tage so viel Ehre, als ihm noch niemals in seinem Leben wiederfahren war. Die Bauern und Bürger wußten es, daß er ein Student sey, und zwar, wie Wastel ihnen dies verrathen hatte, ein solcher, in welchem vielleicht ein künftiger Herr Amtmann stecken mochte; so oft sie deshalb in einem Wirthshaus zusprachen, ließen sie immer den Herrn Studenten an ihrem Tische obenan sitzen, und machten so viel anderweitige Umstände mit ihm, daß der gute Friedreich im demüthigen Gefühl der hohen Würde, die ihm sein Studentenstand unter den Menschen gab, gar nicht wußte, wohin er vor Verlegenheit blicken sollte. Doch fand er sich bald in diese seine neue Würde, und wußte sich auf eine ihr angemessene Weise zu benehmen. Denn nicht nur erzählte er seinen Reisegefährten aus der alten und neuen Geschichte, wie auch von Land und Meer, von Affen, klugen Elephanten und verderblichen Heuschrecken so viel Curioses und Unterhaltendes, daß Alle ihm zuhörten, sondern er kränkte auch die Wirthsleute nicht durch übertriebene Enthaltsamkeit. Er aß dasselbe und eben so viel als die Andren auch, denn, dachte er, sollte ein Student neben diesen guten Leuten da wie ein Bettelmann leben, und habe ich jetzt nicht Geld genug?

Finde

Finde ich doch in Leipzig ohne allen Zweifel meinen guten Verdienst und bringe noch viel Geld mit dorthin.

Freilich wunderte er sich nicht wenig, als er, da nun der Schnellwagen am andren Tage nach Naumburg kam, seine Reiseausgaben zusammenrechnete und fand, daß er von Arnstadt hieher, nach Reichswährung gerechnet, an Fuhrlohn, Kost und Nachtlager über zwei Gulden verbraucht habe, indeß betrachtete er dies als eine Ehrenausgabe seines Standes und beschloß jetzt dafür die noch übrige Strecke des Weges zu Fuße zu machen.

Ziemlich ermüdet kam er am letzten Tag seiner Reise an dem lang ersehnten Ziele an. Es war die letzte Woche der Messe, die Stadt noch in allen Gassen belebt durch das gewerbluſtige Treiben der Einheimischen wie Fremden. Er hatte Mühe, sich nach der Buchhandlung hinzufinden, in welcher der Bruder der Frau Landrichterin das Geschäft führte. Der gute Mann hatte so eben vollauf zu thun, doch las er den Brief seiner Schwester und war dann so freundlich, dem jungen Landsmann für die erste Nacht ein Lager in der Kammer seines Meßhelfers anzuweisen. Friedreich aber hatte alle Müdigkeit vergessen, da er sich hier zum ersten Male unter den Schätzen einer großen Buchhandlung sahe; er blickte, nachdem er hierzu um Erlaubniß gebeten, in das eine der daliegenden Bücher hinein, welches alsbald ihm so wohl gefiel, daß er mit größester Theilnahme darinnen las. Aber kaum hatte er diese Freude recht zu genießen angefangen, da kam ein Käufer, der eben dieses Buch begehrte. Wie? fragte Friedreich, als man ihm das Buch nahm, dieses gute Buch wollen Sie verkaufen? Haben Sie es denn schon ganz gelesen? Der Landsmann lächelte und ließ ihm ein andres Exemplar desselben Buches hinlegen.

Am andren Morgen konnte der Jüngling kaum die Stunde erwarten, da er in der gewöhnlichen Weise unter die Zahl der Studirenden der Hochschule aufgenommen werden sollte. Der Rector der Universität, als er die guten Schulzeugnisse gelesen, welche Friedreich mit sich brachte, sagte ihm einige freundliche Worte und bald erhielt er, nachdem er das vorgeschriebene Gelübde abgelegt hatte, jenes kostbare Papier, das ihm die vollen Rechte eines Leipziger Studenten gab. In der That, ein Kaiser oder König kann sich in der Stunde seiner Krönung nicht glückseliger und vollwichtiger fühlen, als Friedreich in der Stunde seiner Immatriculation. Im Geiste sahe er sich schon am Ziel aller seiner Wünsche: als Schreiber oder gar als Assessor bei dem Landgericht seines Ortes und die Mutter Gertrud bei ihm wohnend. Was will ich, so dachte er, der guten Mutter noch für Vergnügen und Freude machen auf ihre alten Tage, wenn ich mehrere hundert Gulden jährliche Einnahme habe; wie soll das der lieben Frau so wohl thun.

Von neuem sahe er auch jetzt die Wohlthat, die ihm der Herr von G** durch seine reiche Gabe erzeigt hatte, in ihrer ganzen Größe ein. „Hätte ich das Geld nicht gehabt, wie hätte ich da können immatrikulirt werden? Denn ich hatte es nicht gewußt, daß man dafür Etwas bezahlen muß, und wäre auf einmal vor dem Herrn Rector und dem Secretär in großen Schanden da gestanden".

Es war ihm dies ein neuer Grund, seiner natürlichen Schüchternheit Gewalt anzuthun und den edlen Wohlthäter, der jetzt wohl in Leipzig angekommen seyn konnte, aufzusuchen, damit er ihm wenigstens jetzt den herzlichen Dank sagen möchte, der ihm bei seiner Ueberraschung im Gasthof der Waldhütte auf der Zunge ge-

blieben war. Er zog die Adresse, welche damals der Gutsherr ihm gegeben, hervor, erfragte die Wohnung und erfuhr hier, daß die Herrschaft auch am gestrigen Abend angekommen und jetzt beim Frühstück sey. Der Bediente meldete ihn, er wurde sogleich vorgelassen, mußte sich mit an den Tisch setzen und an dem Frühstück Theil nehmen. Kaum ließ ihm der edle Gutsherr Zeit, seinen Dank, ungeschickt der Form, aber herzlich dem Inhalte nach, herzustammlen; er unterbrach ihn immer mit Fragen über den verstorbenen Georg Schmid und über die Mutter Gertrud; Fragen, welche den Friedreich so ins Erzählen hineinführten, daß die Familie des guten Herrn v. G** bald ganz bekannt, bis ins Kleinste hinein, mit der einfachen Lebensgeschichte des treuherzigen Studenten wurde.

„Haben Sie sich", fragte der Gutsherr, „hier schon nach einer Wohnung umgesehen?" — „Ich bin die erste Nacht", antwortete Friedreich, „bei dem Bruder der Frau Landrichterin geblieben". — „Nun wohl, sagte Herr von G**, geben Sie sich auch keine weitere Mühe, es steht für Sie schon ein Zimmer bereit, nahe bei dem Grimma'schen Thore und bei den Hörsälen der Universität. Mein Bedienter soll Sie sogleich dorthin führen und Ihr Gepäck Ihnen tragen, hoffentlich aber lassen Sie sich auch in den zwei Tagen, welche wir noch hier zubringen werden, mehrere Male bei uns sehen". Friedreich, in ein neues dankbares Staunen versetzt, empfahl sich, und der alte Jäger des Gutsherrn begleitete ihn.

Dieser Jäger war derselbe treue Diener, der seinen Herrn auf den Reisen durch Frankreich und Italien begleitet; derselbe, der vor fast 30 Jahren mit seinem kranken Herrn einige Monate lang im Hause von Friedreichs Eltern verweilt hatte. Er war seiner Herrschaft

von dem Gute, das diese einen großen Theil des Jahres hindurch bewohnte, hierher nach Leipzig entgegengereist. Sein Herr hatte es ihm gesagt, wer der Jüngling sey, den er heute Morgen im Zimmer anmeldete und den er jetzt zu der Wohnung begleiten sollte, welche erst vor wenig Wochen ein studirender Jüngling verlassen hatte, dessen Versorger während seiner ganzen Studienzeit der wohlthätige Herr von G** gewesen war. Der alte Jäger war kaum mit Friedreich aus dem Zimmer der Herrschaft hinaus getreten, da gab er sich ihm mit herzlichem Händedruck als einen alten Freund des seligen Vater Lambert, so wie der Mutter Gertrud und des seligen Georg Schmid zu erkennen. Und der alte Freund der Eltern wurde alsbald auch der Freund des Sohnes.

„Wenn Sie keinen Koffer haben", sagte der Jäger, „das andre Gepäck kann ich schon tragen, für den Koffer aber, wenn einer da ist, würde ich einen Mann hier aus dem Hause mitnehmen".

Mit einigem Erröthen gestund Friedreich, daß er nichts, gar nichts habe, als was er selber trage.

„Wie?" fragte der alte Diener, „Sie müssen doch Wäsche haben".

Gegen diesen Mann, dessen Stand er sich näher verwandt fühlte, hatte der Jüngling keinen Hehl; er erzählte ihm treuherzig die Geschichte seiner Reise, welche wir schon aus seinen Selbstgeständnissen im Bette des Gasthofes der Waldhütte wissen.

„Mit zwei Gulden von Kempten nach Leipzig zu reisen, ohne zu betteln oder zu stehlen, das wäre freilich ein Kunststück", sagte lachend der Jäger, „und verhungern soll der Mensch doch auch nicht. Darum seyn Sie nur getrost, Herr Lambert, in Leipzig giebt es Rath für

Alles, da könnte sich Einer in einer Kleiderhandlung, in Zeit von einer halben Stunde, vom Kopf bis zu den Füßen herausputzen".

Die beiden waren jetzt in die Wohnung gekommen, welche der edelmüthige Gutsherr für Friedreich bestimmt hatte. Der Jäger stellte diesen, als ihren künftigen Miethsmann, einer vornehmen Dame, der Inhaberin des Hauses vor und empfahl ihr denselben im Auftrag des Herrn von G**. Die Dame sprach einige verbindliche Worte und ließ dem Studenten sein künftiges Zimmer anweisen. Wie erstaunte dieser, als er in die Pracht dieses Zimmers hineintrat. Die Frau Landrichterin, so hatte er gemeint, wohnte prächtig, und der Herr Schulrector in Kempten auch, aber was war dies Alles im Vergleich mit seinem Zimmer! Da stund ein schönes Sopha, ihm gegenüber eine ganz neu aussehende Kommode, am Fenster ein Schreibtisch, und an verschiednen Stellen des Zimmers die bunt überzognen Stühle; an der einen Wand hieng ein Spiegel, an einer andren mehrere Kupferstiche, in einer Nebenkammer stund das neu überzogene Bett und ein Schrank für Kleider und Wäsche.

Leise, daß die Dienstmagd der Dame es nicht hören sollte, sagte Friedreich zum Jäger: „wo führen Sie mich hin? Dieses Zimmer soll doch nicht für mich seyn? Das wäre viel zu theuer und zu kostbar für mich".

„Lassen Sie es nur gut seyn", antwortete der Jäger, „die Theurung geht Sie nichts an, sondern ist meines Herrn Sache, jetzt richten Sie sich nur recht bequem ein, seyn Sie recht fleißig und bleiben gesund in diesem Zimmer". Hiermit verließ der gute, alte Jäger den Studenten, der jetzt sein neues Besitzthum von allen Seiten und nach all seinen Bestandtheilen betrachtete, und an

der Aussicht aus seinem Zimmer, hinaus nach der von Wägen und Fußgängern belebten Allee sich ergötzte.

Er war so eben aus dem Papierladen, wo er sich mit Schreibmaterialien versorgt hatte, auf sein schönes Zimmer zurückgekehrt, da trat der alte Jäger in Begleitung eines Schneiders herein. „Seyn Sie so gefällig, sagte dieser, sich das Maaß zu Ihrer Kleidung anmessen zu lassen und mir die Farbe zu bestimmen, die Sie für Rock und Beinkleider wünschen". — „Ich habe ja keine Kleider bestellt", sagte Friedreich, doch der Jäger winkte ihm lächelnd und er ließ nun den Kleidermacher gewähren. „Bis übermorgen", sprach zu diesem der Jäger, als das Maaß für den vollständigen Anzug genommen war, „müssen die Kleider fertig seyn, hier sind die Proben, nach deren Muster sie die Farbe für Rock und Weste wählen sollen, die Rechnung bringen Sie zu Herrn von G** in die hier aufgeschriebene Wohnung".

Der Schneider hatte sich kaum empfohlen und Friedreich hatte so eben angefangen, sein dankbares Staunen auszusprechen, da trat ein Schuhmacher und mit ihm zugleich eine Frau herein, welche einen Korb mit Wäsche brachte. „Ist dies der Herr", fragte sie, „der ein Duzzend neue, gleich fertig gemachte Hemden und eben so viel Halstücher, Schnupftücher und Paar Strümpfe, nebst einigen Unterkleidern, bestellt hat?" — Nur da heraus ins Nebenzimmer, sprach der Jäger an Friedreichs statt, hier lege sie die Wäsche in den Schrank und geb' sie mir die Rechnung her, daß ich gleich bezahle, während der Schuhmacher das Maaß zu den neuen Stiefeln nimmt.

„Wie soll ich", sagte Friedreich zum Jäger, als die Leute hinaus waren, „dem Herrn von G** dies Alles vergelten, und wie habe ich armer Mensch es um ihn

verdient. Ich kann es ja vor Gott nicht verantworten, daß ich solchen Ueberfluß annehme und den guten, lieben Herrn in so gar große Unkosten setze".

„Lassen Sie nur gewähren, mein lieber Herr Lambert", sprach der Jäger. „In Ihres seligen Vaters Hause habe ich auch zuerst recht aus dem Fundament gelernt, was Christenpflicht und Christenliebe sey, denn vorher war ich ein leichtsinniger Bursche gewesen, da will ich Ihnen nur sagen, daß mein Herr ein Haushalter nicht über ein einfaches, sondern über ein doppeltes Vermögen ist, denn außer seinem sehr ansehnlichen väterlichen Erbe ist ihm auch das nicht minder große seiner Schwiegereltern zugefallen, deren einziges Kind seine Gemahlin war. Wenn nun ein solcher guter Haushalter, wie mein frommer Herr ist, mit dem ungerechten Mammon von Zeit zu Zeit einmal etwas recht Ordentliches für seine armen Brüder auf Erden thut und hergiebt, so ist dies für den Geber eine größere Freude, als für den, welcher empfängt, und eine solche Freude kann man solchem Manne, bei den vielen Sorgen, die ihm das Reichseyn macht, gern vergönnen. Zudem hat mein Herr wohl Grund, gegen den Sohn des alten Schullehrer Lambert und der Mutter Gertrud dankbar zu seyn; und was für ein Unglück hätte ihm und seiner Gemahlin und den lieben Kindern begegnen können, dort im Thüringer Walde, wenn Sie nicht herbeigesprungen und den Pferden in die Zügel gefallen wären".

Alles, was der Jäger da sagte, konnte den Friedreich nicht ganz über sein unverdientes Glück beruhigen; wahrhaft niedergebeugt davon eilte er zu seinem Wohlthäter hin, doch dieser, mit seiner unbeschreiblichen Herablassung und Freundlichkeit, richtete den Niedergebeugten

wieder auf. „Betrachten Sie", sagte er, „meinetwegen das, was ich Ihnen gebe, als geliehen. Wenn Sie einmal künftig, wie ich dies fest hoffe, Gott in Ihrem Amt und Hausstand segnen wird, dann wird Er Ihnen anweisen, an wen und wie Sie die Schuld abzutragen haben".

An diesem Tage, so wie am darauf folgenden, hielt Herr von G** den jungen Lambert, dessen Vorlesungen noch nicht begonnen hatten, durch Einladungen auf den Mittag und Abend bei sich und seiner Familie fest. Friedreich fühlte sich durch sein Beisammensein mit diesen wahrhaft auch geistig geadelten Menschen auf ganz besondre Weise gehoben und wie veredelt. Seine Gespräche waren und blieben dem Inhalt nach eben so kindlich einfältig, als vorhin, ihm war es aber als würden ihm in Gegenwart dieser Herrschaften ganz neue, bessere Worte in den Mund gegeben, und als würde sein Herz von neuen Kräften einer höheren Art durchdrungen. Mit all seiner Demuth und gar großen Ehrfurcht vor Herrn von G** und seiner Gemahlin wurde er dennoch bald in ihrem Kreise so vertraut, als habe er bereits lange unter ihnen gelebt. Er hatte schon von seiner Kindheit an das Klavierspielen gelernt und der Mutter Gertrud auf dem alten Instrument des seligen Vaters manches schöne Lied zu ihrer Erheitrung vorgespielt. Hier bei der Familie des Herrn von G** fand er freilich ein ganz andres, besseres Instrument; er betrachtete dies mit Bewundrung, und als er die Frage, ob er Klavier spiele, mit bescheidnem Ja beantwortet hatte, gab er der Aufforderung der Frau von G** nach, einige der Lieder, zu denen die Noten vorlagen, zu spielen. Die Mutter wie ihre Kinder begleiteten das Spiel mit ihrem Gesange. So hatte Friedreich

noch niemals singen hören, so hatten noch keine Lieder ihn gerührt, als diese mit ihrem frommen Inhalt. Vor allem schien es ihm, als ob in der lieblich tönenden Stimme der Fräulein von G** ein Gefühl der innigen Andacht sich ausdrückte, das ihn tief bewegte. Er hatte es noch niemals gewagt, diese edle Jungfrau recht anzusehen, sondern wenn er sprach sahe er immer nur der ehrwürdigen Mutter oder ihrem Gemahl ins Angesicht, und auch beim Gruß, wie beim Abschied, erhub er kaum sein Auge zu einem flüchtigen Hinblick; jetzt aber, da er vom Klavier aufstund, wagte er einen vollen Blick auf das schöne jungfräuliche Angesicht. Dieser Blick würde nicht ohne Nachwirkung auf sein Herz geblieben seyn, wenn nicht über das Herz des Jünglings ein frommer, ernster Sinn gewacht hätte, der keine Bewegung aufkommen ließ, gegen welche ein innres, beßres Gefühl sein Verbot aussprach. Er hatte einen Bund gemacht mit seinen Augen, daß sie nichts eingehen ließen zur Seele, was den inneren Frieden störte, und dasselbe, in noch höherem Maaße, galt von der feinfühlenden, in der Furcht Gottes erzogenen Jungfrau, so daß beide nur sich sahen, als sähen sie sich nicht.

Desto ungehemmter und vertraulicher war Friedreichs Umgang mit dem Bruder des Fräuleins, der um einige Jahre jünger war als er. Dieser schloß sich mit großer Herzlichkeit an Friedreich an; beide ergiengen sich, bei dem schönen Frühlingswetter, in der Stadt und ihrer Umgegend, und Franz, so hieß der Sohn des Herrn von G**, gestund seinen Eltern, daß er noch niemals einen Jugendfreund so lieb gewonnen habe als den Lambert.

Wer weiß, sagte Herr von G** zu Friedreich, als er diesen mit seinem Sohne bei dem gemeinsamen Lesen

eines Buches beschäftigt fand, wie ich Sie noch einmal für meinen lieben Franz gebrauchen und zu seinem Besten benutzen kann.

Am letzten Morgen, ehe die edle Familie Leipzig verließ, um auf ihre Güter abzureisen, konnte sich denn auch Friedreich in seinem ganzen Glanze, in dem schönen, neuen Anzuge zeigen, welchen er der Güte des Herrn von G** verdankte. Er kannte sich selber nicht mehr, da er, als vornehmer Herr gekleidet, über die Straße gieng, und das grüne Röcklein, das ihm die Frau Gerichtshalterin aus einem alten Jagdkleid ihres Mannes angeschafft hatte, kam ihm jetzt so schlecht vor, daß er sich fast seiner schämte. Als er von Herrn von G** Abschied nahm, drückte ihm dieser noch einen Beutel voll Geld in die Hand. „Halten Sie gut damit Haus", sagte der edle Mann, „wie mit allen Gaben, welche Gott Ihnen anvertraut hat. Bleiben Sie am Gebet, an der Wachsamkeit und Mäßigkeit, und im rechten Fleiß zu allen guten, löblichen Werken. Obgleich ich weiß, daß Sie einen guten Führer und Lehrmeister in Ihrem Innern haben, der Sie nicht verlassen kann, werde ich dennoch mich fleißig nach Ihnen erkundigen. Und ich hoffe da immer nur Gutes zu hören. Auch wird uns ja wohl einmal in Verlauf des Sommers, noch vor unsrer Abreise nach Dresden, das Vergnügen zu Theil, Sie auf unsrem Gute, welches nur eine kleine Tagreise von hier entfernt ist, bei uns zu sehen; eingeladen wenigstens sind Sie von uns Allen herzlich zu einem solchen Besuch".

Obgleich die Trennung nur für kürzere Zeit dauern sollte, that dennoch dem Friedreich der Abschied von der edlen Familie so wehe, wie ihm außer dem Abschied von der Mutter Gertrud noch keiner gethan hatte. Er kam

sich jetzt recht verlassen in der fremden Stadt vor; er eilte aus dem Menschengedränge der Gassen auf sein stilles Zimmer, um da bei einem Buche, das sein Landsmann, der Buchhändler, ihm geliehen hatte, ein Ausruhen zu finden.

Wie fühlte er sich von neuem zum herzlichen Dank bewegt, als er den Beutel, den Herr von G** ihm gegeben, öffnete und darin 30 Thaler in Silbergeld fand. So viel Geld, dachte er, und meine liebste Mutter Gertrud sollte nichts davon haben? Zwar wußte er, daß er bald für die Collegien, die er diesen Sommer zu hören hatte, gegen 15 Thaler werde bezahlen müssen, aber, sprach er bei sich selber, ich habe ja noch Geld übrig von der vorigen Gabe des Herrn von G**, und Kleider, Wäsche, so wie Alles, was ich brauche, darum kann ich der lieben Mutter Gertrud wohl wieder etwas schicken. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb, zum Begleiter des Geldes, die nachstehenden Zeilen.

„Meine liebste Mutter weiß es und hat es mir oft gesagt, daß das Menschenherz böse ist von Jugend auf, auch sollen wir ja unsre Sünden bekennen, dann werden sie uns vergeben. Darum, meine liebste, treueste Mutter, bitte ich mir zu vergeben, daß ich Sie so gekränkt habe. Ich getraute michs in meinem vorigen Briefe, den ich von Arnstadt aus schrieb, nicht zu sagen, aber ich muß es nur gestehen, ich habe die neuen Hemden und Strümpfe, die Sie mir auf meine Reise mitgegeben hat, unterwegens verkauft. Freilich, wie der Jäger Berthold sagt, der Sie schön grüßen läßt, aus bittrer Noth, doch hätte ich das nicht thun sollen, denn die Hemden hatte meine liebste Mutter mit ihrer fleißigen, gesegneten Hand gemacht, und es war manche Thräne von ihr über unsern Abschied darauf geflossen; meine liebste Mutter,

vergebe Sie mir das; vergebe Sie mir Alles, wodurch ich Sie geärgert oder gekränkt habe".

„Aber Gott ist freundlich und gut, über all unser Bitten und Verstehen. Er hat mir an dem Herrn von G** einen rechten Wohlthäter und Freund erweckt. Derselbe hat mir einen ganz neuen, schönen Anzug, vom Kopf bis zum Fuß, und so viele schöne Wäsche geschenkt, als ich noch niemals gehabt habe, auch hat er mir ein Zimmer gemiethet, das so gar prächtig ist. Ach ich wollte, meine liebste Mutter könnte da bei mir stehen und einmal mit mir hinaus schauen zum Fenster".

„Wenn ich auf der Gasse gehe und es kommen viele Leute, da ist mirs immer, als müßte ich mich recht umsehen, ob nicht meine liebe Mutter käme, wie sie in Kempten so manchmal zu mir kam. Doch es geht ja so ein Jahr nach dem andren hin und dann sind wir, ach Gott lasse mich dahin gelangen, beisammen in der seligen Ewigkeit, da kann ich erst meiner liebsten Mutter recht danken für Alles, was sie an mir gethan hat".

„Der Herr von G** und seine Gemahlin sind so gute, fromme Herrschaften, daß mirs recht wohl zu Muthe bei ihnen gewesen ist. Auch kommt mirs vor, als hätte die gnädige Frau von G** eine Aehnlichkeit mit meiner lieben Mutter. Ich habe oft gedacht, ach wenn mich doch der liebe Gott auch so gut und fromm werden ließe, wie diese Herrschaften sind. Und ich will mit Gottes Hülfe recht wachen und beten, daß ich einmal dahin gelange, wo solche Seelen sind. Der Sohn des Herrn von G** ist auch recht gut und sie haben auch ein Fräulein. Der Jäger Berthold aber das ist der, welcher damals, als sein Herr so krank war, mit in meiner lieben Eltern Haus gewesen ist".

„Der Herr von G** hat mir schon wieder so vieles Geld gegeben. Mir würde kein Bissen davon schmecken, wenn meine gute Mutter Gertrud nicht auch Etwas davon annehmen möchte. Liebste Mutter, ich sollte und möchte für Sie im Schweiß meines Angesichtes arbeiten und für Sie sorgen, und nun sitze ich hier in allem Wohlleben und in Bequemlichkeit. Denn gestern und vorgestern habe ich bei Herrn von G** so gute Sachen gegessen, als ich mir vorher gar nicht habe denken können. Ach, möchte Sie doch auch für das Geld manchmal ein Stück Fleisch kaufen und einen Trunk Bier, denn in Ihren Jahren bedarf Sie ja solcher Erquickung, und Sie hat gespart und gedarbt genug, nur um Ihren Sohn zu unterhalten".

„Nun, liebste Mutter, der Herr wolle Ihr Vergelter und sehr großer Lohn seyn. Ich will mich gewiß an Seine Hand halten, denn dann bleibe ich auch bei meiner guten Mutter".

„Ihr getreuer, dankbarer Sohn"

Friedreich Lambert.

Durch die freundliche Vermittlung seines Landsmannes erhielt Friedreich gegen den billigsten Werth an Silber 2 Ducaten, die er dem Briefe an seine Mutter beilegte; und als er diesen zur Post getragen hatte, da fühlte er sich abermals so selig und leicht, als sey ihm ein Stücklein Himmel zum Erbe zugefallen.

Die Vorlesungen an der Universität hatten wieder begonnen und Friedreich fühlte sich in seinem neuen Beruf, zu hören und zu lernen, so überaus glücklich, daß er seiner freudigen Geschäftigkeit gar kein Ziel zu setzen wußte, sondern von der Morgenröthe an bis zur späten Stunde der Nacht thätig war. Namentlich brachte er

die Abende bei seinem gefälligen Landsmanne, dem Buchhändler, zu, der es ihm dann gern erlaubte, aus dem reichen Vorrath der Bücher, welche in seiner Handlung lagen, bald dies bald jenes herauszunehmen und zu lesen. Da dieser Landsmann ein Freund vom späten, nächtlichen Aufbleiben war, geschahe es sehr oft, daß auch Friedreich erst kurz vor Mitternacht seine liebe Unterhaltung mit den Büchern abbrach und so ganz spät zu seiner Wohnung kam, wodurch der unschuldige, dabei aber allerdings unbedachtsame Jüngling den ersten Grund zu jenem bösen Verdacht gab, der bald hernach sein glückliches Verhältniß auf längere Zeit trübte und störte.

Die andren Studenten, in deren muntre Schaar unser Lambert jetzt eingetreten war, hatten ihn anfangs nur wenig in dem Gange seiner stillen Geschäftigkeit gestört. Hätte er schon damals die Wahrheit jenes Sprüchwortes, daß (bei der Welt) das Kleid den Mann mache, so erfahren gehabt, wie er sie wenig Wochen nachher erfahren mußte, er würde die scheinbare Achtung, welche der größere Troß seiner Studiengenossen ihm erwies, nicht bloß auf Rechnung des guten Tones oder der Bildung geschrieben haben, welche den Leipziger Studenten eigen sey. Friedreich war ein wohlgestalteter Jüngling, in dessen Mienen und Benehmen bei aller Bescheidenheit und Schüchternheit sich ein gewisser Adel des Gemüthes aussprach, den auch ein minder gebildeter, roher Sinn bemerkt und ihn, wenn dazu noch der äußre Schein von Vornehmheit kommt, mit dem äußren Adel, welchen die Geburt giebt, verwechselt. Der gute Herr von G** hatte seinen jungen Freund so ausgestattet, daß dieser neben den jungen Herren vom höchsten Stande mit Ehren sich öffentlich zeigen konnte, auch hatte sich wirklich

unter den Studirenden, mit denen Friedreich in seinen Vorlesungen öfters zusammenkam, das Gerücht verbreitet: Lambert sey ein junger Graf aus Schwaben. In diesem seltsamen Vorurtheil bestärkte derselbe, ohne es zu wissen und zu ahnen, seine Studiengenossen durch sein ihm natürliches, zurückgezogenes, ernstes, schweigsames Benehmen, welches bei ihm nur aus Bescheidenheit kam. „Er läßt sichs freilich merken, sagten Manche von ihm, daß er nicht unsers Gleichen, sondern ein hochgeborner Graf ist; Hochmuth kann man ihm aber doch auch nicht vorwerfen, denn er ist gegen Jeden höflich und drängt sich in den Vorlesungen niemals nach dem besten Platz, wie andre seines Standes, sondern setzt sich, wie es eben kommt, unter uns Andre hinein".

Jene tägliche Gelegenheit, bei welcher sonst Studirende außerhalb der Vorlesungen sich begegnen: das gemeinsame Essen, oder die Vergnügungen an öffentlichen Orten, fiel bei Friedreichs stiller, einfacher Lebensweise ganz hinweg. Neben der Buchhandlung, in welcher sein Landsmann Geschäftsführer war, gab eine Bürgersfrau für die Diener in jener Handlung, so wie für mehrere andre junge Leute, welche nicht zum Stande der Studirenden gehörten, täglich eine einfache, wohlfeile Kost. An diesen bürgerlichen Tisch hatte der Landsmann seinen jungen Freund empfohlen, und dieser fühlte sich da so behaglich, daß er niemals in Versuchung kam, ein andres Speisehaus aufzusuchen. Außer der Zeit des Mittagsessens begehrte aber der mäßig gewöhnte Jüngling niemals eine andre Vergnügung des Gaumens; er trank weder Kaffee noch Bier; sein Frühstück war Milch und Brod; seine Abendkost, die er meist in der Buchhandlung verzehrte, Obst und Brod mit einem Glas Wasser; seine

Erholung ein einsamer Spaziergang hinaus in die Felder oder Wälder vor der Stadt, oder in einen der Gärten jenseit der Elster, wo der Troß der gewöhnlichen Spaziergänger selten oder niemals hinkam.

„Ich möchte wissen", sagte mancher Student, der ihn aus den Vorlesungen kannte, „in welchen vornehmen Theecirkeln sich dieser junge Haarbeutel herumtreibt. Man sieht ihn niemals in einem Kaffeehaus oder in einem Keller, ja nicht einmal im Theater. Wahrscheinlich liest er, mit irgend einer alten hochgräflichen Tante, den Corneille oder Racine, oder bringt die Abende bei einem gestrengen Herrn geheimen Rath zu, an den er von seinem vorsichtigen Herrn Papa recommandirt ist".

So wenig aber auch die Mehrzahl der jüngeren Studenten, die mit Lambert zusammentrafen, diesen kannte und erkannte, so war der harmlose Jüngling, mit seiner Unerfahrenheit in der Welt und ihren Tücken, dennoch nicht dem Scharfblick eines älteren Burschen entgangen, der sich zwar schon seit länger denn 7 Jahren, von dem Tage seiner Immatriculation an, Student nennen ließ, dabei aber niemals im Ernst ans Studiren gedacht hatte. Es war ein Mensch, der sich schon früher ein besondres Vergnügen daraus machte, die neuen Ankömmlinge an der Hochschule, oder die sogenannten Füchse, zu prellen (zu betrügen), und der sogar dieses schlechte Gewerbe wie eine Art von Nahrungszweig betrieb. Allmählig war dieser bedauernswürdige Mensch immer tiefer in die Laster, welche die gewöhnliche Folge des jugendlichen Müssigganges sind, versunken, und um jene Zeit, von welcher wir hier sprechen, war er fast schon für das Zuchthaus reif, in welchem er bald hernach sein Unterkommen fand.

Eben

Eben dieser Mensch, der schon seit etlichen Wochen dem vermeintlichen Grafen Lambert nachschlich, von dessen eigentlicher Geschichte er zwar durch seine Erkundigungen vielmehr erfahren hatte, als alle die jüngeren Studirenden, den er aber dennoch für viel reicher hielt als er wirklich war, fand einst, in einem der einsameren Gärten an der Elster, in welchem Friedreich ein Glas Milch trank, Gelegenheit, diesen näher zu beobachten. Er saß, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, auf einer Bank neben der Laube, in welcher unser unerfahrner Student so eben von dem alten Gärtnerknecht, der ihm die Milch gebracht hatte, über den Werth einzelner Geldstücke, die ihm noch neu waren, sich belehren ließ. Schon aus diesem Gespräch konnte man den allzu vertrauenden, argwohnlosen Charakter des Neulinges in der Welt kennen lernen, aber der Horcher entnahm noch einen andren Stoff daraus, dessen er sich bald nachher zum Gewebe seines Fallstricks bediente. Friedreich und der Gärtner, so schien es, kannten sich schon, und wir erwähnen es hier im Vorbeigehen, daß der Letztere aus Lindau, mithin nicht sehr weit von Friedreichs Gegend gebürtig war. Auch sonst hatten die beiden einen gemeinsamen Berührungspunkt; sie besuchten jeden Sonntag eine Kirche, in welcher damals ein schon alternder Mann Geistlicher war, der zwar nicht nach dem Sinne der größeren Menge, wohl aber in der Lauterkeit des Christenglaubens lehrte und lebte. Der Horcher hatte sich den Namen der Kirche wie des Geistlichen gar wohl gemerkt; er hatte im Kreise seiner Bekannten oft über den Mann spotten hören; der Plan war gemacht; der hinterlistige Bursch entfernte sich, während die Beiden noch mit einander sprachen, unbemerkt.

Friedreich ahnete nichts von der Gefahr, die ihm

drohete. Er gieng gegen Abend noch zu dem Landsmann, ergötzte sich da mit Lesen, und kam, nach seiner damaligen Gewohnheit, ziemlich spät zur Ruhe.

Als er am andren Tag nach dem Mittagsessen auf einige Augenblicke in seine Wohnung kam, sagte ihm das Dienstmädchen, es sey ein Mensch dagewesen, der nach ihm fragte. Er habe gesagt, er sey ein halber Landsmann und ein Bekannter des Herrn Lambert, und habe sehr nothwendig mit ihm zu sprechen, weshalb er ihn bitten ließe, heute Abend nach 6 Uhr zu Hause zu seyn, denn um diese Zeit wolle er wiederkommen.

Friedreich kam zur bestimmten Zeit auf sein Zimmer und bald nachher trat der Fremde herein, ein junger Mann in ziemlich schlechter Kleidung, und von einem Aussehen, welches jeder Menschenkenner ein verwildertes würde genannt haben. Unser Lambert war zwar kein Menschenkenner, aber ein gesundes, natürliches Gefühl in seinem Innren ließ ihn den Fremden mit einer Art von Scheu betrachten; er fragte ihn: sind Sie der, welcher mich heute Abend um 6 zu sprechen verlangt hat? — „Der bin ich, antwortete der Andre". — „Sie haben sich mir als einen Bekannten anmelden lassen, aber ich muß gestehen, daß Sie mir gänzlich unbekannt sind". — „Wenn auch ich Ihnen dieses bin, sprach der Fremde, so sind doch Sie mir ein Bekannter, und zwar ein sehr lieber. Ich sehe Sie jeden Sonntag in der Kirche des ehrwürdigen Pfarrer **, und auch Sie haben mich vielleicht oft da gesehen, aber unter den vielen Ihnen neuen Gesichtern auf das meine nicht sehr gemerkt. Das kleine Häuflein, das sich um den ehrwürdigen Mann versammlet, freut sich jedesmal, wenn ein neuer, theilnehmender Zuhörer hinzukommt, darum haben wir Andern wohl Sie bemerkt,

wenn auch Sie nicht uns. Nun, der Umstand, daß Sie gerade jenen Prediger gern hören, der mir auch, als ich gestern bei ihm war, einen herzlichen Gruß an Sie aufgetragen hat, giebt mir den Muth, mich ganz zutraulich mit einer kleinen Bitte an Sie zu wenden, um so mehr, da diese Bitte nicht etwa Ihren Beutel belästigen soll".

„Nun, und was beliebt Ihnen?" fragte Friedreich etwas gespannt.

„Ich muß da etwas weit ausholen", sagte der Fremde. „Eigentlich bin ich aus Schwaben gebürtig, aber ein reicher Oheim aus Dresden, der Kunsthändler **, den Ihr Landsmann, der Buchhändler, so wie auch mich gut kennt, unterhält mich hier an der Universität, läßt mich ganz auf seine Kosten studiren. Dieser Oheim kommt heute Abend oder längstens bis morgen früh hieher, und da muß ich ihm meinen Besuch machen. Aber der gute Mann sieht sehr auf die Kleider, und hier in diesem Gewand dürfte ich mich ihm nicht zeigen. Nun sind wir beide so ziemlich von einer Statur, darum wollte ich Sie bitten, mir bis morgen Ihren schönen Rock zu leihen".

„Aber", so erwiederte Friedreich zweifelnd, „wenn Ihr reicher Oheim Sie hier mit allem Nöthigen versorgt, sollte er Ihnen nicht auch eine bessere Kleidung angeschafft haben, als die ist, welche Sie jetzt an sich tragen?"

„Das ist ja eben der Umstand, der mich zu meiner Bitte antreibt", sprach der Fremde. „Sehen Sie", so fuhr er mit halblauter Stimme fort, als fürchte er, es könne ihm Jemand vor der Thür draußen zuhören, „Ihnen darf ich es wohl sagen, ich weiß, Sie werden mich deshalb nicht für einen Solchen halten, der sich gern seiner Paar guten Thaten rühmt. Ja, man darf Sie nur wenig gesehen haben und kennen, um mit Ueberzeugung zu Ihnen

sagen zu können: Du Menschenfreund hättest in meinem Falle Dasselbe, und mehr als ich, gethan. In unsrer kleinen Gemeinde, zu der ja auch Sie sich halten, lebt eine arme Wittwe mit 6 Kindern. Ihre Noth ist oft sehr groß. Nun thut zwar unser ehrwürdiger Pfarrer für sie, was er kann, aber seine Geldmittel reichen nicht weit, und seine Gemeindeglieder sind fast lauter arme Leute. Da hat mich vor etlichen Tagen der Jammer der armen Wittwe so gerührt, daß ich in eigner Person den schönen, neuen Anzug, zu welchem mir mein reicher Oheim erst an Ostern das Geld zuschickte, ins Leihhaus trug, und die kleine Summe, welche ich dafür erlöste, zur Stillung des Hungers der 6 armen Waisen und ihrer Mutter anwendete. Sehen Sie, so endete er, indem er ein Papier aus der Tasche zog, wenn Sie noch Zweifel an meiner Redlichkeit haben könnten, hier habe ich Ihnen meinen Namen und meine Wohnung aufgeschrieben, mein guter Name bürgt Ihnen für Alles".

Ich habe dem Menschen unrecht gethan, dachte Friedreich, man darf nicht nach dem Aussehen urtheilen; nach diesem Allen ist er ein edler Mann.

„Also bis morgen können Sie mir den Rock wiederbringen?" fragte er den Fremden.

„Daran zweifeln Sie nicht, erwiederte dieser, und zudem ist ja morgen Feiertag, wo Sie in keine Vorlesung zu gehen haben".

„Aber zur Kirche will ich gern gehen", sagte Friedreich.

„Daran dachte ich nicht", sprach der Andre, „aber ich habe es Ihnen ja auch schon gesagt: mein Oheim kommt entweder, was das wahrscheinlichste ist, heute Abend und reist noch diese Nacht mit Extrapost weiter, oder er trifft morgen früh ein und verweilt dann auch

nur sehr kurze Zeit, denn bis zum morgenden Abend will er in Erfurt seyn".

Unser Student, welcher gleich bei seiner Nachhausekunft seine Hauskleider angelegt hatte, gieng jetzt ohne weitres Bedenken hinaus ins Nebenzimmer und holte seinen guten Rock, das Geschenk des edlen Herrn von G**, herein. Der Fremde, da er diese Bereitwilligkeit bemerkte, wurde immer dreister. „Zu diesem schönen Rock, sagte er, als Friedreich ihm denselben auf den Arm legte, passen freilich meine Unterkleider sehr schlecht und die Weste eben so. Möchten Sie nicht, es ist ja nur für die wenigen Stunden, mir eine schöne Weste und Beinkleider leihen?" — Friedreich wendete sich bereitwillig wieder zur Kammerthüre hin. — „Und um ein Paar gute Stiefeln bäte ich Sie auch noch, rief ihm Jener nach." — Der arglose Jüngling gab dem Betrüger Alles, was er begehrte, sogar noch den neuen Hut, den er sich erst vor Kurzem, zu seinem schönen Anzug passend, gekauft hatte; der freche Mensch nahm Alles auf seinen Arm, und widerwärtig lächelnd, mit den Worten: „also bis morgen", entfernte er sich eilig.

„Das war wohl ein guter Handel, den Sie so eben gemacht haben?" fragte spöttisch das Dienstmädchen, indem sie die Flasche mit Wasser hereinsetzte. Lambert wußte nicht, was die Frage bedeute, er antwortete nichts.

Es kann wohl nicht anders seyn, die Leser dieser Erzählung werden daran zweifeln, daß ein sonst doch verständiger Jüngling solch unbesonnenen Streich machen und einem Unbekannten seinen ganzen guten Anzug hingeben könne. Und doch darf es der Schreiber der Erzählung versichern, es ist, wenn auch die Namen hier andre sind, in Wahrheit so geschehen.

Der andre Vormittag war vergangen, es hatte kein Fremder sich sehen lassen. Friedreich war allerdings etwas ungehalten darüber, daß der Mann so wenig pünktlich die Zeit der Zurückgabe einhalte; an der Redlichkeit desselben kam ihm jedoch kein Zweifel. Er wäre gern ausgegangen, aber es war Feiertag, von seinem Fenster aus sahe er die Leute alle so geputzt in der Allee einhergehen, er konnte sich nicht entschließen, mit seinem grünen Röcklein, das jetzt sein Hauskleid geworden war, und mit dem übrigen alten Anzug hinauszutreten. Denn was er vor wenig Wochen noch nicht bemerkt hätte: sein grüner Rock kam ihm, seitdem er sich immer in den schönen Kleidern gesehen, so abgetragen, sein ganzer Anzug, in welchem er von Kempten hieher gekommen, so schlecht vor, daß er sich selber darin eher wie ein Bettler oder armer Handwerksbursch, denn als ein Student erschien.

Auch der Abend war gekommen, der Borger des Anzuges aber nicht. Da schlich sich Friedreich in der Dämmrung zu seinem freundlichen Landsmann, dem Buchhändler. Dieser war so eben etwas erhitzt von einem Spaziergang nach Hause gekommen; Lambert erzählte ihm, daß er heute Hausarrest gehabt habe bis zum Abend, weil ein Studirender gestern Abend seinen guten Anzug von ihm entlehnt und die Zurückgabe zwar schon bis zum Vormittag versprochen, nicht aber erfüllt habe. Der sonst stille und sanfte Landsmann konnte sich nicht halten, die Galle überlief ihn. „Und Sie schämen sich nicht, rief er laut auffahrend, mir Ihre Dummheit, als wäre das gar Nichts, vor die Ohren zu bringen? Verschweigen Sie nur, ich bitte Sie, diesen Streich gegen Jedermann, denn wer es hört, muß Sie für einen Eselskopf halten, und

wahrhaftig, ich würde mich dann schämen, Ihr Landsmann und Freund zu heißen".

„Was wollen Sie denn, fragte Friedreich ganz verwundert, sehen Sie doch, hier habe ich die eigenhändige Adresse des Menschen und die Angabe seiner Wohnung, ich darf ja nur Jemand dahin schicken und meine Kleider von dem fahrläßigen Burschen holen lassen. Ueberdieß hat er mir gesagt, daß Sie ihn kennen, und von dem Pfarrer **, den Sie doch gewiß auch für einen Ehrenmann halten, brachte er mir, als von seinem genauen Freunde, einen Gruß".

Der Buchhändler warf einen Blick auf den Zettel, und lachte mit Ingrimm auf. „So gehts, sagte er, wenn Kinder an Verstand in die Welt kommen, und sich doch für so klug halten, daß sie keines fremden Rathes begehren. Hätten Sie den Menschen nach einer Stunde wiederbestellt und wären zu mir gekommen, ich hätte Ihnen die Augen über das freche Ansinnen eröffnen wollen. Seyn Sie doch nicht gar so kindisch. Was hilft Ihnen der Zettel da. Ich kenne keinen Menschen dieses Namens, und wenn Sie wollen, will ich Ihnen in wenig Minuten, denn die hier aufgeschriebene Wohnung ist nicht fern, die Gewißheit verschaffen, daß der Schurke Sie in allen Stücken belogen und betrogen hat".

Friedreich schwieg beleidigt und betroffen; der eifernde Landsmann rief seinen Meßhelfer. „Mit diesem Zettel da, sagte er, gehe zu der aufgeschriebenen Wohnung und frage, ob da Einer wohnt, der die gleiche Adresse hat, dann gehe zu Herrn Pfarrer ** und frage diesen, ob er einen Mann von diesem Namen kennt und ob er denselben gestern mit einem Gruß zu dem Studenten Lambert gesendet hat?"

Der Meßhelfer eilte fort, der Buchhändler, noch immer sehr unwillig über den unbedachtsamen Landsmann, gieng auf ein andres Zimmer. Nach einiger Zeit kam er zugleich mit seinem Boten zurück. „Da haben Sie es", sagte er mit sanfterer Stimme, „in der angezeigten Wohnung lebt ein Notarius, und im ganzen Hause weiß niemand Etwas von einem Menschen, der hier diesen erdichteten Namen führt, auch Herr Pfarrer ** läßt mir sagen, er kenne weder den Herrn Lambert, noch den Andren, durch welchen er Jenem solle einen Gruß zugesandt haben".

„Ich bedaure Sie wahrhaft, fuhr der wohlmeinende Landsmann fort, als er mit Friedreich wieder allein war. Nicht nur deshalb, weil Sie niemals, so lange Sie an der Universität sind, wieder einen so guten, theuren Anzug sich werden schaffen können, als der war, den Ihr edler Gönner Ihnen schenkte, sondern weil ich auch fürchten muß, daß dieser Ihnen seine Gewogenheit entzieht, wenn er von Ihrem so gar kindischen Streich Kunde bekommt, und dann, mein lieber Freund, würden Sie erst erfahren, wie sauer es einem armen Studirenden wird, sich ohne alle fremde Unterstützung auf der Universität fortzubringen".

Friedreich erkannte tief, daß er den Tadel des wohlmeinenden Freundes verdient habe, und bat diesen, ihm seine Unbesonnenheit zu verzeihen und ihm deshalb seine Liebe nicht zu entziehen. — „Ich werde immer an Ihnen als treuer Landsmann und Freund handeln", versicherte der redliche Mann mit einem Händedruck, „obgleich Sie selbst einsehen, daß ein bloßer Geschäftsführer an einer Handlung die Mittel nicht hat, um immer so zu helfen, wie er es gern möchte".

Sehr niedergeschlagen und beschämt gieng Lambert in seine Wohnung. Zum ersten Male murmelte heute die Dienstmagd seiner Zimmerverleiherin einige halblaute, unwillige Worte über die Unordnung des beständigen späten Nachhausekommens und über das Nachtschwärmen. Der gekränkte Jüngling suchte vergebens auf seinem Lager die gewohnte Ruhe; die Sorge ließ ihn nicht schlafen; ermatteter, als er sich gelegt hatte, stund er wieder auf.

Es war Zeit, sich zum Besuch der Vorlesungen anzuschicken. Mehrmalen betrachtete der arme Friedreich seinen grünen Rock und putzte an ihm herum, aber der wurde dadurch nicht anders, er blieb nach wie vor schäbig und fleckig, und die großen, alten Knöpfe darauf waren von einer Art, daß sie wohl in der ganzen Stadt Leipzig, selbst an dem Rock des ärmsten Tagwerkers, nicht ihres Gleichen fanden. So hatte man sie hier, als sie noch neu waren, etwa vor 50 Jahren getragen, nun aber waren sie noch dazu schadhaft und alt. Hätte er doch niemals den schönen, guten Rock, den ihm Herr von G** gab, besessen, dann wäre ihm sein grüner Rock immer noch erträglich gut erschienen, so aber kam ihm derselbe fast unleidlich vor. Fast stund er an, ob er heute in solchem Aufzug in die Vorlesung gehen solle. Indeß, was gewann er mit dem Aufschub? Hatte er etwa auf morgen andre Kleider zu erwarten? — So siegte die Treue am Beruf und die bessere Ueberlegung über alle Schaam und Bedenklichkeit; er nahm seine Collegienhefte und gieng, wohin die Pflicht ihn rief.

Als er da, in seinem Kemptner Röcklein, in den Hörsaal trat, stutzten alle die Studiengenossen, die bisher in den Vorlesungen seine Nachbarn gewesen waren. Was hat der Graf vor, lispelten sie sich zu, daß er auf

einmal in einem alten Rock seines Schuhputzers einhergeht. Soll das jetzt, mitten im Sommer, eine Fastnachtsbelustigung seyn? Der arme Lambert wagte es kaum, von seinem Collegienheft aufzuschauen; mit gebeugtem Haupte schlich er von einer Vorlesung zur andren und dann, durch die unbesuchtesten Gäßchen, zu seiner Kostgeberin, in deren dunklem, nach dem Hof zu gelegnen Zimmer er zum ersten Male wieder frei aufathmete.

Was an diesem ersten Tage ihm geschahe, das war nur ein leises Vorspiel von den Spöttereien, die in den späteren Tagen ihn trafen. Als der vermeintliche Graf immer wieder in seinem armseligen Aufzug erschien, da kam in Kurzem ein ganz andres Gerücht über ihn in Umlauf, als das frühere gewesen war; ein Gerücht, das zuletzt eben so von bloßen Vermuthungen sich entspann, als das erste. „Wißt Ihr, fragte der Eine, wer dieser Lambert ist? Mein Barbier hat es mir gesagt, er ist der Sohn eines abscheulichen Pfandverleihers, der die armen Leute durch die hohen Zinsen, die er von ihnen nimmt, bis aufs Blut preßt. Sein Vater hatte wahrscheinlich den schönen Anzug von einem leichtsinnigen jungen Herrn in Versatz gehabt, und der Bengel da hat indeß mit diesem fremden Gute Staat gemacht, bis die Kleider wieder ausgelöst wurden. Ein solcher Betrug ist schändlich, und man sollte dem Burschen, den jetzt sein Vater aus filzigem Geitz wieder in dem eignen Rock herumlaufen läßt, sein Stolziren auf fremde Kosten entgelten lassen".

Es waren freilich immer nur einzelne Studenten, welche so dachten und sprachen, und wir haben es nicht nöthig zu erinnern, daß dieses weder die besseren noch die

gebildeteren waren, aber jene Einzelnen thaten dem armen, durch seine eigne Unvorsichtigkeit tiefgebeugten Lambert wehe genug. Er mußte sich jetzt tägliche Spöttereien und selbst Beschimpfungen gefallen lassen; bald fragte ihn der Eine: um Vergebung, aus welcher Modehandlung bezogen Sie diese ganz neumodischen, niedlichen Knöpfe; oder ein Andrer: wird denn nicht bald wieder ein gräflicher Rock bei Ihrem Papa in Versatz kommen? bald stunden, wenn er in einen Hörsaal kam und bescheiden sich einen Sitz suchte, die Nachbarn dieses Sitzes auf, und ließen ihn abgesondert sitzen, als ob er unehrlich wäre. Freilich geschahe es auch wieder in einem dieser letzteren Fälle, daß zwei edelgesinnte Jünglinge, die auf den Lambert vorher nie gemerkt hatten, sich aus freiem Antriebe zu ihm hinsetzten und so seine unverdiente Kränkung mit auf sich nahmen, doch kamen ihm solche Tröstungen nur sehr selten. Selbst draußen auf den Gassen, wenn er nach den Vorlesungen hingieng oder aus ihnen zurückkehrte, sahe er sich von jenen Muthwilligen auf mancherlei Weise geneckt, so daß er es nach Möglichkeit zu vermeiden suchte durch eine der Hauptstraßen zu gehen. Gerade die Demuth und Geduld, mit der er Alles ertrug, bestärkte die Andern in ihrem bösartigen Treiben; sie hielten dieses Benehmen einer, wie noch in der Knospe verschloßnen, Natur für Feigheit; aber wie ganz anders zeigte sich eben diese Natur, wenig Jahre nachher bei ihrer weiteren, natürlichen Entfaltung!

Der arme Friedreich! man kann sagen, daß die tiefe Erniedrigung, die er damals erduldete, nur eine Folge jener Erhöhung war, welche ihm ohne sein Zuthun durch die Güte seines Wohlthäters wiederfahren war. Hätte er gleich anfangs und niemals anders, als in seinem ar-

men Aufzuge sich gezeigt, dann würden sich Alle, denen er näher kam, an ihn, als eine unbedeutende Erscheinung, gewöhnt und ihn bald kaum mehr bemerkt haben, so aber hatte ihn die Meinung der Andern anfangs zu hoch gestellt, und ließ ihn nun dafür desto tiefer sinken.

Gerade in dieser Zeit, wo alle Wellen des Spottes der ihn umgebenden Welt über ihn zusammenschlugen, erhielt er einen freundlichen Brief von seinem Wohlthäter, dem Herrn v. G**, worin dieser ihn einlud, einen Sonntag bei ihm und seiner Familie zuzubringen. Was zu andrer Zeit ihm zur größesten Freude gereicht hätte, das erfüllte ihn jetzt mit dem tiefesten Schmerz. Wie konnte er sich seinem edlen Gönner so, in seiner selbst verschuldeten Verarmung zeigen; was sollte er sagen, wenn dieser ihn fragte, wohin die Gabe sey, mit welcher er ihn so gut versorgt und bekleidet hatte. Er trug seiner Hausbesitzerin, durch welche er die Einladung empfangen hatte, auf, ihn bei Herrn von G** zu entschuldigen; er sey in diesem Augenblick außer Stande von Leipzig hinwegzureisen.

Jene Dame that noch mehr als er begehrt hatte; sie enthob ihn nicht bloß bloß der jetzigen, sondern, wenn es bei ihr gestanden wäre, auch jeder künftigen Einladung zu Herrn von G**.

Dieser treffliche, in all seinem Thun gewissenhafte Mann, hatte es nämlich für seine Pflicht der väterlichen Vorsorge gehalten, sich bei ihr, der Madame Teichmann, über den Fleiß und die Aufführung seines Pfleglinges zu erkundigen. Madame Teichmann hatte nicht die Fähigkeit eine solche Natur, wie die des jugendlich unbeholfenen, mit allen Gebräuchen der sogenannt feinen, vornehmen Welt noch unbekannten Friedreich zu

erkennen und recht zu würdigen, daher hatte sie diesen in allen Stücken verkannt. Sie schrieb an Herrn von G**, wie leid es ihr thue, daß sie ihm die angenehme Täuschung, in welcher er sich über den Studenten Lambert befunden, benehmen müsse. Dieser junge Mensch gehöre zu den leichtsinnigsten seiner Art, welche jemals ihr vorgekommen seyen. Erst spät bei Nacht käme er nach Hause, in keiner anständigen Gesellschaft der Studirenden sähe man ihn und niemand wisse, wo er sich herumtreibe. Daß aber sein Umgang ein sehr schlechter und er selber ohne Zucht und Schaam sey, das habe sich unter andren dadurch gezeigt, daß neulich ein Mensch zu ihm kam, welcher nach der Versicherung eines redlichen Nachbarn, zu den verworfensten Studirenden an der Universität gehöre; ein Mensch, der in allen Lastern sich herumwälze. Diesem habe der junge Lambert all die schönen Kleider und auch einen Theil der Wäsche übergeben, welche er durch die Wohlthätigkeit des Herrn von G** besessen, ohne allen Zweifel zu dem Zwecke, daß Jener sie verkaufen solle, damit dann beide das daraus erlöste Geld in ihrer lasterhaften Art verprassen könnten. Sie fühle sich deshalb gedrungen, den gnädigen Herrn zu warnen, daß er doch seine Wohlthaten nicht an einen so Unwürdigen verschwenden möge, denn all ihrem Ermessen nach sey dieser Lambert ein „schlechter Mensch".

„Das ist er gewiß nicht," rief das Fräulein von G** fast mit Heftigkeit aus, als ihr Vater diesen Brief den Seinigen vorlas. Die Mutter lächelte und sahe die Tochter mit bedeutungsvollem Blicke an; diese erröthete und schwieg.

„Ich muß gestehen, mein Kind," sagte der Vater, „daß ich über den jungen Lambert eben so urtheile wie

du. Ich kann mirs durchaus nicht denken, daß ein Jüngling, der mit solcher wahrhaft rührend kindlichen Zärtlichkeit an seiner frommen Mutter hängt und von dieser spricht, wie Lambert es oft bei uns gethan, ein schlechter Mensch sey. Indeß, Madame Teichmann ist eine verständige Frau, man muß in jedem Fall untersuchen, worauf dieses scharfe Urtheil derselben sich gründe. Vor der Hand werde ich dem Lambert die Geldsendung, die schon wieder für ihn bereit lag, nicht zukommen lassen und bald möglichst einen vertrauten Mann nach Leipzig senden, der dort genaue Erkundigungen über Alles einzieht.

Zu Friedreichs Unglück war der alte, treue Jäger, gegen den der Jüngling ein so volles Vertrauen hegte, gerade damals von seinem Herrn auf eines der Güter in der Oberlausitz gesendet worden. Hätte dieser die Botschaft übernommen, da würde sich bald jeder Verdacht, der auf dem guten Jüngling ruhete, zerstreut haben. Der Mann, dem Herr von G** den Auftrag ertheilte, die gewünschten Erkundigungen über Lambert einzuziehen, war hierzu nicht der tauglichste. Derselbe hatte zwar erst vor wenig Jahren die Universität verlassen und war dort nicht unfleißig gewesen, so daß Herr von G** ihn seinem alten Amtmann zum Gehülfen gegeben hatte, aber einen Jüngling wie Friedreich zu beurtheilen, das vermochte er nicht. Sein erstes Geschäft war, daß er nochmals die Hausbesitzerin, bei welcher Lambert wohnte, sammt ihrer Dienstmagd und dem Nachbar, welcher den Betrüger, der von Friedreich die Kleider entlehnte, aus dem Hause gehen sahe, gleichsam verhörte, dann sich selbst überzeugte, daß Lambert in seinen alten Kleidern einhergehe, und daß weder in seinem Kleiderschrank noch im

Zimmer, das er in Abwesenheit seines Bewohners sich öffnen ließ, eine Spur von den schönen Kleidern zu finden sey. Hierauf zog er auch Erkundigungen bei den Studirenden ein, welche mit Lambert dieselben Vorlesungen hörten. Und hierbei traf es sich unglücklicher Weise, daß gerade der junge Verwandte des Inquisitors, welchen dieser zunächst über den Friedreich befragte, einer von jenen Böswilligen war, die den armen Jüngling täglich mit ihren Neckereien quälten. Dieser und mit ihm zugleich mehrere seiner Bekannten, machten von Lambert nur die lächerlichste und verächtlichste Schilderung. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß jener Mann, den Herr von G** auf Erkundigungen ausgesendet hatte, als er zu diesem zurückkam, nicht nur die Aussage der Madame Teichmann bestättigte, sondern auch noch die unrichtige Behauptung hinzufügte, daß Lambert bei allen gebildeten Studirenden in der größesten Verachtung stehe, so daß jeder es sich für eine Unehre rechnen würde, nur freundlich mit ihm zu reden, geschweige gar mit ihm umzugehen.

Armer Friedreich! hättest du es ahnden können, in welchem vergiftenden Verdacht du bei einer Familie gerathen warest, die du so von ganzer Seele liebtest und verehrtest, das hätte dich vollends zu Boden gedrückt. Aber wenn das auch nicht zu deinen Ohren kam, so mußtest du doch bald die Wirkung des im Finstern schleichenden Giftes erfahren.

Die Zimmerherrin, Madame Teichmann, ließ etliche Wochen nachher Friedreich zu sich kommen. Ich wollte Ihnen, sprach Sie, nur ankündigen, daß ich zur Michaelismesse die Zimmer, welche Sie innen haben, an einen andern Miethsmann vergeben werde. Bis zu die-

ser Zeit hat Herr von G** für Sie bezahlt, wie mir jedoch derselbe gestern schrieb, findet er sich bewogen von nun an die Unterstützungen, welche er ihnen früher zufließen ließ, zurückzuhalten; der gnädige Herr wird deshalb von Michaelis an auch keine Miethe weiter für Sie entrichten, und Sie mögen sich nur bei guter Zeit nach einer Wohnung auf eigene Rechnung umsehen.

In dem Ton und der Weise, womit die Hausdame diese Worte aussprach, lag für Friedreichs tief fühlendes Gemüth fast noch mehr Kränkendes, als in ihrem Inhalt. Er gieng zu dem Manne, den er während der letzten, für ihn so trüben Zeit, als den einzigen redlichen Freund erfunden hatte, zu dem Buchhändler, diesem berichtete er was Madame Teichmann ihm angekündigt hatte. Der Landsmann stutzte einwenig, dann sagte er: „Nun ja, ein augenblickliches Misverhältniß mit Ihrem Wohlthäter war vorauszusehen, doch hätte ich nicht erwartet, daß derselbe so gleich seine Hand von Ihnen abziehen würde. Sie sind nun zunächst auf eigenen Broderwerb hingewiesen, und wir müssen sobald als möglich dafür sorgen, daß Sie etwas verdienen, denn da Sie von dem Gelde, das Ihnen Herr von G** gab, Ihrer armen Mutter so freigebig mitgetheilt haben, wird wahrscheinlich nicht viel mehr davon in Ihrem Beutel seyn."

In dieser Vermuthung hatte sich der Landsmann nicht geirrt. Lambert that ihm Rechnung von seinem Haushalt und es fand sich, daß der redliche Jüngling auch nicht einen Pfennig unnöthiger Weise ausgegeben, noch weniger aber vergeudet hatte. Aber die Honorare für die Vorlesungen, der Ankauf einiger ihm unentbehrlichen Handbücher, der Schreibmaterialien, dann des neuen Hutes, den ihm auch jener Betrüger mit den andren

Klei-

Kleidungsstücken hinwegnahm, hatte ihn den bei weitem größesten Theil seines Geldes gekostet, das Uebrige war auf die täglichen, nöthigsten Bedürfnisse des Lebens hingegangen, in Allem waren dem armen Friedreich nur noch ein Thaler und etliche Groschen geblieben.

„Wissen Sie was", sagte der Landsmann, „ich werde drei Mal in der Woche den Mittagstisch bei meiner Nachbarin, wo Sie bisher gespeist haben, für Sie bezahlen, und mir auch Mühe geben, Ihnen den Freitisch (das Convict) zu verschaffen, durch welchen auf einmal ganz für Ihre Verköstigung gesorgt seyn wird. Aber es gehört noch so viel Andres zum Leben! Sehen Sie nur, in welchem elenden Zustand Ihre Stiefeln sind, und Ihr armseliges Röckchen, an dem kein Faden Tuch mehr zum andren halten will, mag höchstens noch für diesen Sommer ausreichen, für den Winter müssen Sie durchaus eine andre Kleidung haben".

Der wohlgesinnte Mann that noch mehr als er sagte. Er hatte unter Andrem bei der Polizei den Diebstahl der Kleider seines jungen Freundes angezeigt und alle Anstalten getroffen, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Wirklich wurde man auch dieses schlechten Menschen einige Monate nach jener That, bei Gelegenheit eines andren Diebstahles, habhaft. Er hatte die Münzsammlung, welche damals bei der Rathsbibliothek war, bestehlen wollen, wurde aber dabei ertappt und kam ins Gefängniß. Alsbald fiel der wohlbegründete Verdacht auf ihn, daß er der Urheber auch andrer ähnlicher Streiche sey, über welche die Anklagen bei Gericht anhängig waren, unter andrem des Kleiderdiebstahles. Er gestund Alles, mit großer Frechheit, aber was half sein Geständniß; Friedreichs Anzug war von ihm an einen Hausirer verkauft worden,

der mit Band und ähnlichen Gegenständen handelte, und so viel man vermuthen konnte, aus dem Hannöverischen gebürtig war. Der freche Betrüger ward jetzt freilich in ein Zuchthaus gebracht, die Folgen seiner bösen That aber wirkten noch lange, in sehr schmerzlicher Weise, auf Lamberts Lebensgang fort.

Auch nach einem kleinen Erwerb für Friedreich hatte der redliche Landsmann sich umgesehen. An Correcturen, die er demselben zuwies, war doch schon so viel gewonnen worden, daß Friedreich einige der nothwendigsten Verbesserungen an seinen Kleidungsstücken davon bezahlen konnte, auch eine Unterrichtsstunde hatte sich gefunden, für welche freilich nur sehr spärlich bezahlt wurde, die aber dennoch einen Beitrag zum täglichen Brode gab. Durch einen sonderbaren Zufall waren es die Kinder desselben Notarius, der in dem Logis wohnte, das der Kleiderdieb fälschlich als das seinige aufgeschrieben hatte, welchen Friedreich jene Unterrichtsstunde ertheilte.

Aber nicht allein die Sorge, sich das, was er zum Leben brauchte, selber zu verdienen, sondern auch jene, in allen Ausgaben aufs Möglichste zu sparen, lag dem gewissenhaften Jüngling sehr am Herzen. Nur an den drei Tagen in der Woche, an denen sein gütiger Landsmann für ihn den Mittagstisch bezahlte, vergönnte er sich warme Speisen, an den andren Tagen genoß er nur ein Stück Brod, zu welchem zuweilen ein wenig Obst, oder aufs Höchste ein Glas Milch, die Zukost bildete.

Es war nicht diese Beschränkung in den Nahrungsmitteln, was um diese Zeit Friedreichs vorher so blühende Gesichtsfarbe bleichte und seine Gestalt so sehr verfallen machte, daß ihn der Landsmann oft deshalb mit Mitleid betrachtete, denn er war ja von Kindheit auf

an das arme Leben gewöhnt, und gerade bei diesem am blühendsten gewesen, sondern das, was ihn leiblich so herabbrachte, war eine innre Bewegung des Gemüthes. Dem tieffühlenden Jüngling, der in seiner Heimath von Allen, die ihn kannten, geliebt worden war, that die Liebloſigkeit und Kälte wehe, mit welcher er da in der fremden Stadt von allen Menschen, außer von seinem Landsmanne und dem alten Gärtner aus Lindau, behandelt wurde. Solche Seelen, welche lange Zeit in einem Verkehr der Liebe mit wohlwollenden Menschen gelebt haben, sind, wenn sie auf einmal in einen Kreis gerathen, wo ihnen diese Liebe fehlt, in geistiger Art noch schlimmer daran, als jene Südländer, die aus einem reichen, warmen Lande auf einmal in das arme, kalte Lappland oder Grönland versetzt werden. Friedreich war sich bewußt, daß er keinen dieser Menschen, selbst in seinen Gedanken, beleidigt habe, und doch sahe er sich so verspottet, so verächtlich behandelt, selbst von der Dienstmagd seines Wohnhauses! Dennoch konnte in seinem Herzen kein Haß und selbst kein Argwohn gegen die Menschen aufkommen, wohl aber eine gewisse ängstliche Scheu und Furcht, die seinem sonst so offnen, zutraulichen Wesen einen ganz fremden Anstrich gab. Wer ihn durch die einsamsten, abgelegensten Gäßchen so hindurcheilen sahe; wer es wahrnahm, wie er, namentlich den vornehmer gekleideten Menschen so sorgfältig auszuweichen suchte, der konnte leicht auf den Gedanken gerathen, daß dieses scheue Benehmen die Folge eines bösen Gewissens sey. Wenn er jetzt mit Andren beisammen war, da wagte er es nicht, ungefragt ein lautes Wort zu reden; in seiner Wohnung getraute er sich nicht mehr von der mürrischen Dienstmagd ein Glas Wasser zu begehren, sondern holte sich selber

am Brunnen sein Getränk, auch hatte er schon lange, seitdem er den Unwillen bemerkte, mit dem man ihm des Abends die Thüre öffnete, jene allerdings nicht ganz zu billigende Unordnung eingestellt, zu welcher seine Leselust ihn verführt hatte. Er blieb jetzt niemals länger unter den Büchervorräthen seines Landsmannes sitzen, als bis die Abenddämmrung eintrat, dann begab er sich auf sein Zimmer und brachte da den Abend in stiller Geschäftigkeit zu. Die Hausdame und ihre Vertraute, die Dienstmagd, als sie diese löbliche Veränderung bemerkten, waren weit entfernt, sie zu Lamberts Besten zu deuten. „Der schlechte Gesell, sagte die Magd, wird wahrscheinlich keinen Pfennig mehr haben, um ihn mit seinen Trinkgenossen oder an andren bösen Orten zu verprassen, da bleibt er zu Hause und flickt sich seinen alten Rock". Und was die letztere Vermuthung betraf, so war diese, wenigstens für manche Abende, nicht ganz ungegründet; denn der alte Rock, den der Herr Landrichter schon vor dreißig Jahren auf mancher Jagdparthie in Regen und Sonnenschein getragen, und dem nun auch Friedreich wieder so rüstig mit seinen jungen Gliedern zugesetzt hatte, war an Tuch und Näthen so morsch geworden, daß bald hier bald da sich eine Oeffnung aufthat, welche der Besitzer desselben bei dem Schein der nächtlichen Lampe wieder zunähen mußte.

Eine Kränkung von ganz besonderer Art kam dem armen Friedreich noch im Verlauf dieses Sommers. Die Dienstmagd, wie es schien geflissentlich, um ihm damit wehe zu thun, erzählte ihm, als er eines Tages aus den Vorlesungen nach Hause kam, daß Herr von G** bei ihrer Dame gewesen sey. Er habe sich mehrere Tage mit seiner Familie in Leipzig aufgehalten, vor einer

Stunde aber sey er nach der Lausitz abgereist. — „Hier gewesen," dachte Friedreich ganz betrübt, „und hat sich so gar nicht um mich bekümmert!"

Aber so traurig uns auch die damalige Lage des guten Lambert erscheinen muß, hatte sie dennoch auch ihre Freuden, und zwar Freuden von ungleich höherer Art, als das äußre Glück und der Reichthum sie gewähren können. Wer dem Jüngling auf manchem seiner einsamen Spaziergänge, welche meist nach jener Richtung hingiengen, in welcher sein Vaterland und der Wohnort seiner lieben Mutter lagen, hätte können in sein bleiches Angesicht schauen, der hätte darin einen Ausdruck von stillem Frieden ja von Seligkeit gelesen, den man nur selten im Angesicht des Menschen sieht. Mitten in seiner damaligen Noth und Armuth genoß er dann Stunden der Weihe für seinen künftigen, ihm noch unbekannten Beruf, und einen Vorschmack des Glückes das ihn, zwar am sichersten da, wo nun sein lieber Vater und der theure Lehrer, Georg Schmid waren, erwartete, von welchem ihm aber auch noch diesseit des Grabes etwas beschieden werden sollte. Ohne jene schwere Schule der Leiden wäre Lambert das nicht geworden, was er später ward.

Einen Blick in die damalige Stimmung seines Herzens läßt uns ein Brief thun, welchen Friedreich in dieser Zeit an seine Mutter Gertrud schrieb und den wir hier mittheilen.

„Ich habe jetzt schon lange nicht mehr geschrieben, aber wenn ich an meine liebste Mutter nur denke, und ich denke ja täglich und stündlich an sie, so ist das meinem Herzen ein großer Trost. Ja, meine liebste Mutter, ich habe noch niemals so viel und mit solcher Liebe an Sie gedacht als jetzt. Wenn ich am Nachmittag ein we-

nig Zeit habe, da gehe ich hinaus vor das Thor und gehe dort auf den Weg der nach Kempten führt, und freue mich, daß ich dann ein wenig näher zu meiner liebsten Mutter komme, und denke, ach, wäre ich doch bei ihr, wie wollt' ich mich jetzt mit Gottes Hülfe als ein gutes Kind an ihr erweisen."

„Ja, meine liebste Mutter, ich denke viel an Sie und sehne mich von Herzen nach Ihr, aber ich kann auch sagen, ich denke viel an meinen Gott, und meine ganze Seele sehnet sich nach Ihm, dem lebendigen Gott. Noch niemals in meinem ganzen Leben habe ich so viel an Ihn gedacht, so sehnlich nach Ihm und Seiner Gnade verlangt, und mein Sehnen ist nicht umsonst gewesen, er tröstet mich, wie Einen seine Mutter tröstet; wenn ich aufwache, da ist Er bei mir und ich bei Ihm, wenn ich einschlafe, da sind wir auch noch beisammen. Meine liebste Mutter klagt in Ihrem letzten Brief darüber, daß Sie nicht bei mir seyn und mir ihre Mutterliebe beweisen kann; Sie soll sich darüber nicht betrüben, denn ich habe einen Freund bei mir, täglich und stündlich, dessen Liebe noch höher ist als die Mutterliebe."

„Es geht mir jetzt freilich im Aeußerlichen etwas schlimm und ich bin hier an diesem fremden Orte, wie ein einsamer Vogel auf dem Dache, aber wenn ich auch noch sonst Manches von dem erfahren muß, was im 102ten Psalm steht, so wird doch auch das an mir wahr, was in dem 18ten Verse gesagt ist: „Er wendet sich zum Gebet der Verlassenen und verschmähet ihr Flehen nicht." Wenn ich mich fürchte vor den Menschen, und wenn mirs sonst bange ist, da ist mir es als spräche mein Gott zu mir: was fürchtest du dich und warum ist dir bange? Bin ich nicht bei dir und beschirme, halte und

trage dich? Dann bin ich immer wieder getrost, und in manchen Stunden ist mein Herz so mit Freuden überschüttet, daß ich nur Lob- und Danklieder singen und meines Gottes Güte und Treue mit lauter Stimme preisen möchte. Darum soll meine liebste Mutter keine Sorge um mich haben, es wird mir immer so gehen, wie Gott es will, und das kann ja nicht anders als gut seyn. Ich verdiene mir jetzt auch mein täglich Brod mit allerhand kleinen Arbeiten bei der Buchhandlung und mit Stundengeben".

„Wie mirs so eigentlich diesen Sommer hier gegangen ist, das werde ich meiner liebsten Mutter schon noch erzählen. Es ist ja genug, daß Sie weiß, daß ich mich noch treu und fest — ja fester als jemals — an den Herrn halte, daß ich meine einzige Lust an Ihm habe, wie kann mir es da anders als wohl gehen".

„Die Frau Landrichterin bitte ich aufs Schönste von mir zu grüßen und ihr zu sagen, daß ihr Herr Bruder hier mein bester, liebster Freund ist, der mir täglich seine Güte und Freundlichkeit erweist".

„Meine ganze Seele ist bei meiner liebsten Mutter, der ich im Geiste die Hand tausendmal, inniglich küsse".

Ihr dankbarer Sohn

Friedreich Lambert.

In der Antwort, welche Friedreich auf diesen Brief einige Zeit nachher von Mutter Gertrud erhielt, hieß es unter Andrem:

„Mein lieber Friedreich".

„Ueber deinen Brief habe ich viel geweint. Denn ein Mutterherz vernimmt gar leise, und obgleich du mirs nicht genau schreibst, habe ich doch verstanden, daß du in großen Sorgen und Betrübniß bist. Aber du weißt ja

auch, an wen Du glaubeſt, und ich hab dirs oft erzählt, wie dein ſeliger Vater, als er auf ſeinem letzten Krankenlager ſehr große Schmerzen litt, immer die Worte zu mir ſagte: was ſind dieſer Zeit Leiden, gegen die Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbaret werden. Ja, mein lieber Friedreich, über Nacht währet das Weinen, aber am Morgen kommt die Freude und das Lachen".

„Du mein liebes, einziges Kind, wie gern wollt ich all deinen Jammer und deine Sorgen auf mich nehmen. Aber ich trage ſie ja auch, unter vielen Thränen, auf meinem Herzen, und trage ſie im Gebet für dich zum lieben Gott hin, und der nimmt ſie mir ab".

„Nun, ſo ſey getroſt, mein Sohn, und unverzagt, Er, der Gott deiner Väter; Abrahams, Iſaaks und Jakobs Gott, wird dich auch in der Fremde nicht verlaſſen noch verſäumen. Er wird dich an Seiner Hand führen und leiten. Und es iſt gut, daß du ſchon jetzt in deinem Herzen die Loblieder anſtimmeſt, denn die Stunde wird gar bald kommen, wo ſich dein Leid in lauter Freude verkehren wird".

„Ach ſchreib mir doch bald wieder. Denn wenn mir ſo bang nach dir iſt, da leſe ich deine Briefe, und den einen kann man ſchier nicht mehr leſen, ſo oft haben meine Augen ihn vor ſich gehabt und benetzt".

„Die Frau Landrichterin läßt dir herzlich für deinen Gruß danken und wünſcht dir viel Glück und Segen. Wie gern gieng ich zu dir und ſähe dich einmal wieder; wenns nur nicht ſo weit und ich ſo alt und ſchwach wäre. Ich geſegne dich tauſendmal, du meines Herzens Freude, mein liebſter Sohn".

Deine getreue Mutter

Gertrud.

Der Sommer, und mit ihm das erste Halbjahr der Vorlesungen, nahete sich seinem Ende; ein angenehm kühlender Wind ergieng sich über die Stoppeln und über die frisch umgepflügten Aecker; einzelne Vorposten des Heeres der Zugvögel ließen sich schon an den mit reifen Saamen gefüllten Disteln und auf den Feldern des Hanfes sehen, da machte sich an einem heitren Sonntag Nachmittag auch Friedreich auf, zu einer kleinen Wandrung durch die südwestliche Umgegend der Stadt. Er war jetzt schon mehr daran gewöhnt, selbst an Sonn- und Festtagen in seinem armseligen Rock einherzugehen, denn einen Sonntagsgottesdienst in der Kirche des alten Pfarrers** zu versäumen, dazu konnte ihn schon in der ersten Zeit nach seiner Beraubung die falsche Schaam nicht bewegen. Auch seine Mitstudenten waren es am Ende müde geworden, einen Menschen ohne Aufhören zu necken, der ihren Angriffen nichts entgegensetzte, als ein ernstes Schweigen, und der ihnen durch seinen ungewöhnlichen Fleiß eine unwillkürliche Achtung abnöthigte. So war Friedreich allmählig wieder zu jener Stimmung zurückgekehrt, in welcher er sich auf der Fußreise von Kempten nach dem Thüringer Walde, vor seiner Bekanntschaft mit Herrn von G** und vor seiner Erhebung zu unerwartetem Glück befunden hatte. Zu der Stimmung eines leiblich wie geistlich Armen, welcher Nichts begehrt, als das, was ihm Gottes Güte zur täglichen Nothdurft verleihet; Nichts sorget, sondern Alles hoffet, Alles glaubet. Er dachte mit inniger Dankbarkeit gegen Gott an Das, was ihm in den letzten Tagen Gutes geschehen war; denn aus der Buchhandlung, an welcher sein Landsmann das Geschäft führte, hatte er für seine, seit einem Monat gefertigten Correcturarbeiten mehrere Thaler ausgezahlt bekommen,

und in demselben Haus, in welchem der Buchladen sich befand, war ihm für das nächste Winterhalbjahr um überaus billigen Preis die Miethe eines Zimmers zugesprochen worden, das eine Aussicht weithin über die Dächer und Felder hatte, weil es fünf Treppen hoch, unter dem Dache des Hinterhauses, und dieses selber am Stadtgraben gelegen war. „Wie herrlich wird das seyn, so träumte sichs der immer in Hoffnung Glückliche, wenn ich aus meinem stillen Zimmer, dessen Fenster nach Osten stehen, die Morgendämmrung heraufflammen und die Sonne, so wie bei Nacht die Gestirne, aufgehen sehe. Und wenn ich dann bei keiner so vornehmen Madame Teichmann bin, keine so mürrische, hochfahrende Köchin mehr sehe, und ungestört, denn ich wohne ja dann in demselben Hause, bei meinem guten Landsmann, der so gern lange auffitzt, bleiben kann bis Mitternacht. Was will ich mir da, in den Abendstunden, so viel verdienen mit Correcturarbeiten. Dann bleibt mir genug übrig, so daß ich meiner lieben Mutter Gertrud wieder Etwas schicken kann.

Der Gedanke an eine solche Möglichkeit erfüllte ihn mit so großer Freude, daß ihm der Himmel lieblicher blau denn gewöhnlich, jedes Blümlein herrlicher vorkam; er setzte sich am Rande eines Buchenwäldchens nieder, und zog eines der beiden Bücher hervor, die er zu seiner heutigen Wandrung mit sich genommen hatte. Er las und schaute dazwischen wieder hinaus auf die sonnigen Wiesen und auf die weite Ebene der Fluren. Da erinnerte ihn der stärker aufwachende Hunger daran, daß er heute noch nichts zu Mittag genossen habe, und er machte sich auf, hinab nach einem Wirthshause, das am Ende des Waldrandes, an der großen Straße lag.

In der Laube, unter der großen Linde, hoffte er

einen Platz der ungestörten Ruhe zu finden; dahin ließ er sich seine Milch sammt dem Brode bringen, und hier saß er, aufmerksam in einem seiner Bücher lesend, als ein ältlicher Herr zu ihm hereintrat, in dessen Mienen, bei allem Ausdruck der Güte, etwas Gebietendes lag. Friedreich wollte in höflicher Ehrerbietung aufstehen und dem Herrn die Laube allein überlassen, da rief dieser in einem Tone, der an das Gehorchen der Andren gewöhnt schien: „Sitzen bleiben, und keine Umstände machen". Der Jüngling setzte sich wieder und las nach einigen Augenblicken des Einhaltens in seinem Buche weiter. Ein Bedienter brachte jetzt dem Herrn aus der Chaise, in welcher derselbe, ohne daß Friedreich es bemerkt hatte, in den Hof des Wirthshauses hineingefahren war, eine Flasche Wein und etwas kalte Küche; die Wirthin fügte, während die Pferde gefüttert wurden, zu jenen mitgebrachten Speisen einige leicht bereitbare Gerichte aus ihrer Küche.

Friedreich beeilte sich jetzt, um mit seinem Glas Milch fertig zu werden und der vornehmen Gesellschaft zu entkommen, da fragte ihn der Herr: „was liest man da für Bücher". Der Jüngling zeigte schüchtern sie hin, das eine war von Herder, das andre war eine Biographie aus der Hand des Johann Michael Sailer. — „Gute Bücher, sagte der Herr, welche in unsren Tagen selten von jungen Leuten gelesen werden. Wer sind Sie und woher?" — Friedreich beantwortete bescheiden diese Fragen, aber bei diesen allein blieb der sonderbare Herr nicht stehen. Er zog durch eine Menge andrer Fragen den Jüngling in ein so langes Gespräch hinein, und wußte so meisterlich jene Gegenstände aufzufinden, über welche Friedreich am liebsten sprach und am besten zu sprechen

wußte, daß dieser zuletzt seine ganze Schüchternheit ablegte und mit dem guten Herrn so zutraulich sprach, als wären sie beide schon lange, alte Bekannte. Ein inres Gefühl, das sich nicht getäuscht hatte, sagte ihm, daß diesem Fremden eben Dasselbe heilig sey und theuer, was auch ihm dieses war, und daß sie beide Wandrer auf gleichem Wege, nach gleichem Ziele seyen. Auch der Herr seinerseits schien ein Wohlgefallen an dem Jüngling und an seinem Gespräch zu finden; er schrieb sich den Namen und die Wohnung desselben in Leipzig, sowohl die jetzige als jene, welche Friedreich in einigen Wochen beziehen wollte, auf, und empfahl sich hierauf höflich. Friedreich sahe ihn noch in den Wagen steigen, fragte dann die Leute im Wirthshaus, wer der Herr gewesen sey? diese aber wußten nichts Näheres von ihm, als daß er schon einige Male hier gehalten habe, daß aber aus seinem Bedienten nichts zu erfragen wäre. „Ich meine, er ist ein Fürst", sagte der Hausknecht, indem er den schönen neuen Thaler betrachtete, den ihm beim Abfahren der vornehme Herr dargereicht hatte.

Wenn auch dieses Begegnen an sich selber nur als ein unbedeutender Vorfall zu achten war, hatte es dennoch unsrem armen Studenten zur Erheitrung und geistigen Stärkung gereicht. „Die Studenten in Leipzig und meine Hausleute", so dachte er, „behandeln mich so verächtlich, und dieser vornehme Herr, der vielleicht ein Graf oder gar ein Fürst war, ist so gütig und freundlich gegen mich gewesen". Beim Nachhausekommen konnte er nicht satt werden, das Gespräch des guten Herrn mit ihm, alle Fragen desselben und seine Antworten darauf, dem Landsmann zu erzählen und wieder zu erzählen.

Noch eine andre geistige Stärkung war dem, durch

so manche unverdiente Demüthigung, niedergebeugten Jüngling, nur wenige Tage nach seinem Zusammentreffen mit dem vornehmen Herrn, bereitet. Jener Lehrer, dessen Vorlesungen Friedreich in diesem Sommerhalbjahr am liebsten, ja mit wahrer Begeistrung, gehört hatte, wollte, wie er dies öfter pflegte, den Fleiß und das Verständniß seiner Zuhörer durch eine Aufgabe prüfen, die er ihnen zur schriftlichen Bearbeitung überließ. Diese Aufgabe war von solcher Art, daß sie Jedem, der dies vermochte, Gelegenheit gab, den wesentlichsten Inhalt der ganzen Vorträge des Lehrers, während des verflossenen Halbjahres, in einen lichten Ueberblick zu stellen, und zugleich hierbei die Kraft des eignen Urtheilens und Denkens zu zeigen. Auch Friedreich hatte sich mit Liebe und großem Fleiß an die Bearbeitung jener Aufgabe gemacht, und seine Arbeit, ohne sich irgend einen Erfolg davon zu versprechen, zur rechten Zeit eingereicht. Als der Tag kam, da jene Versuche der jugendlichen Federn von dem Lehrer geprüft werden sollten, hatte sich Friedreich wie gewöhnlich in die hinterste der Reihen, halb von einer Säule verdeckt, hingesetzt. Der Lehrer, nachdem er die größere Hälfte der eingereichten Arbeiten ohne ihrer nur zu erwähnen, als ungenügend zur Seite gelegt hatte, sprach sich mehr oder minder lobend, zugleich aber auch, wo es Noth that, aushelfend und zurechtweisend über die besseren Arbeiten aus. Noch war die unsers Friedreich nicht erwähnt, und dieser war keiner andren Meinung, als daß sein Aufsatz gleich Anfangs unter den ungenügenden beseitigt worden sey. Auch die andren Zuhörer rüsteten sich zum nahen Hinweggehen aus dem Hörsale, denn die Stunde hatte geschlagen, da sprach der Lehrer: ich bin mit meiner Beurtheilung Ihrer

Aufsätze noch nicht am Ende. Der vorzüglichste von allen, eine Arbeit, die ich mit wahrhafter Freude gelesen habe, weil ich in ihr erkannte, welche Frucht meine Vorträge dann zu bringen vermögen, wenn sie auf ein wirklich gutes Feld fallen, liegt hier noch vor mir; es ist die des Herrn Friedreich Lambert aus Kempten. Ich bitte diesen, mir persönlich noch unbekannten Herrn, sich zu mir her zu bemühen an das Katheder, damit ich ihm hier dieses Buch, als Zeichen meiner Freude an seiner Arbeit und meiner besonderen Achtung, überreichen könne.

Die Augen des Lehrers suchten den Verfasser des Aufsatzes vergeblich unter den wohlgekleideten, vorne an sitzenden Zuhörern; keiner unter diesen erhub sich, dagegen kam von der letzten Reihe der Sitze, hinter der Säule hervor, der armselig gekleidete Friedreich, der sich demüthig dem Lehrer nahete. Dieser reichte ihm die Hand, sprach dann dem armen, schüchternen Jüngling einige Worte der Ermuthigung und Aufmunterung zu und gab ihm zum Geschenk eines seiner eignen, kostbaren Werke, dessen Besitz Friedreich sich längst ersehnt und gewünscht hatte. Mit dem Versprechen, daß er Gelegenheit suchen werde ihn näher an sich zu ziehen, entließ er den Jüngling und schloß die heutige Lehrstunde. Friedreich in seiner gewöhnlichen, demüthigen Weise gieng durch die Schaar seiner Studiengenossen hinaus; es wagte von nun an keiner von diesen es mehr seiner zu spotten, auch bei den Rohesten unter ihnen hatten ihn die Worte des allgemein geehrten Lehrers in eine Achtung gesetzt, welche durch sein anspruchsloses Benehmen nur noch mehr verstärkt und befestigt wurde. So begann allmählig für den tief Erniedrigten auch wieder die Zeit einer

Aufrichtung und Erhebung, welche jetzt, nach der guten Schule der Demüthigung, die er durchlaufen hatte, seiner Seele keine Gefahr mehr bringen konnte.

Ohngefähr 14 Tage vor Michaelis ließ ihn seine Hausdame, die M. Teichmann zu sich kommen. Sie fragte ihn, ob es ihm nicht möglich sey sein Zimmer etwas vor dem bestimmten Termin zu räumen, sie wolle gern in Geld ihn entschädigen, ein vornehmer Herr wolle die ganze Etage miethen, in der seine beiden Zimmer lagen, und da bedürfe es noch mehrerer Reparaturen und neuer Einrichtungen. Friedreich wußte, daß sein kleines Zimmer im Hause des Buchladens schon leer stund, mit Vergnügen versprach er der Madame Teichmann noch heute auszuziehen, und zwar ohne dafür die mindeste Entschädigung anzunehmen. Er hatte seine Hausdame noch niemals so freundlich gesehen, als bei dieser Gelegenheit; in gutem Frieden schieden beide von einander; mit Freuden, als sey es ein gelobtes Land, zog er in sein stilles, armes, dabei aber sauberes Dachstübchen ein.

Wenige Tage nachher sahe man vor der Brücke, die in den Garten führt, in welchem Friedreich öfters, bei seinem alten Lindauer Gärtner ein Glas Milch trank, einen ungewöhnlichen Zusammenlauf von Menschen. Was giebt es da? fragte ein Herr, der mit seiner Gemahlin am Arme so eben vorbeigieng. Es ist ein Kind ins Wasser gefallen und ertrunken, sagte ein in der Nähe stehendes Weib. — Es ist das Kind des Hofrath ** sagte ein andres. Mit einem Schrei des Entsetzens fiel die Dame halb ohnmächtig in die Arme ihres Gemahles, denn das Kind war ihr eigenes Kind. — „Beruhigen Sie sich," sagte ein Mann, der so eben aus

dem Garten über die Brücke herüber kam, und im Vorbeigehen hörte, was der Dame geschehen sey, das Kind ist gerettet, ist munter und wohlauf, nur etwas erschrocken und erkältet, was jedoch ohne alle üble Folgen seyn wird. Wenn Sie sich selbst davon überzeugen wollen, treten Sie nur herein in das Vorderhaus, in die Wohnung des Gartenbesitzers."

Die beiden Eltern eilten über die Brücke hinüber; sie fanden ihren kleinen Liebling, einen muntren Knaben von vier Jahren, einstweilen in das Gewand eines Kindes der Hausfrau gekleidet, ganz fröhlich unter seinen Geschwistern und den Kindern des Hauses da sitzen, während die Kindswärterin, durch deren Fahrläßigkeit das Unglück geschehen war, noch immer vor Schrecken zitternd und bleich daneben stund. Als der Kleine seine Eltern sahe, sprang er munter auf sie zu und rief: „ich war im Wasser, bei den Fischlein; husch, da wars kalt".

„Ja", sagte die Gemahlin des Gartenbesitzers, „jetzt ist freilich aus dem Weinen ein Lachen geworden, aber es hätte gar leicht einen traurigen Ausgang nehmen können". — „Denken Sie", sagte sie leise, damit das Kind, das auf den Armen des Vaters fröhlich mit diesem schwatzte, es nicht hören möchte, zur Mutter: „der Kleine war schon ganz ohne Besinnung und blau im Gesicht, wie ein Erstickter, als man ihn hier hereinbrachte; die Augen schienen gebrochen, wie bei einem Todten, man bemerkte keinen Odem noch Pulsschlag mehr. Doch das Frottiren mit warmen Tüchern rief das junge, frische Leben gar bald wieder zurück. — Man kann Gott nicht genug danken, fuhr sie mit lauterer Stimme fort, daß der junge Mensch gerade zur rechten Zeit über die Brücke kam, welcher, ohne sich einen Augenblick zu besinnen,

hinein

hinein ins Wasser sprang und den Kleinen, den der Fluß schon eine große Strecke mit sich fortgerissen hatte, ergriff. Der arme Mensch hat sich in seinem Eifer, das Kind zu retten, auf einen Pfahl aufgestoßen und hart verwundet, darum dürfen Sie nicht erschrecken, wenn Sie dort das viele Blut an dem nassen Kleidchen ihres Kleinen sehen; es ist nicht Blut von dem Kinde, sondern von dem Menschen der es aus dem Wasser gezogen hat."

„Und wer war dieser Retter unsres Kindes," fragte der Vater, der bei dem letzten Theil des Berichtes sehr aufmerksam gewesen war.

„Ich kenne ihn nicht," sagte die Hausfrau, „ich sahe ihn nur als er das Kind zu uns hereintrug, es ist ein junger Mensch, der, seiner Kleidung nach, gerade nicht zu den Bemittelten gehört. Nachdem er uns noch bei dem Wärmen und Frottiren des Kindes behülflich gewesen, und dieses wieder hatte aufleben sehen, verlor er sich aus unsrer Mitte, ich weiß selbst nicht wohin?"

Unser alter Gärtner wird den Menschen wohl kennen, sagte der älteste Knabe des Hauses, denn bei diesem sah' ich ihn manchmal im Garten; ich will gehen und mich erkundigen.

Während der Knabe auf diese Erkundigung ausgieng, trat die Kindswärterin weinend zu ihrer Herrschaft hin und bat diese in tiefer Reue um Vergebung. Sie hatte sich durch die Bitten einer andren ihr befreundeten Kindsmagd bewegen lassen, außer den vier Kindern ihrer Herrschaft auch noch die Aufsicht über drei andre, fremde Kinder auf so lange zu übernehmen, bis ihre Freundin einen nahen Gang gemacht hatte. Unter den fremden Kindern war eines, das noch nicht laufen konnte, unter

denen ihrer Herrschaft ein Gleiches; so nahm sie auf jeden Arm eines und eilte, über die Brücke hinüber, dem Garten zu, wo sie ihrer doppelten Bürde an einem Grasplatz sich zu entledigen hoffte. Aber, indem sie so auf beiden Armen trug, hatte sie den kleinen Gustav von ihrer Hand lassen müssen, welcher, anstatt ihr und den beiden älteren Geschwistern in den Garten zu folgen, von der Brücke hinweg ans jenseitige, freie Ufer des Flusses lief, und hier, niemand hatte gesehen durch welchen Zufall, ins Wasser stürzte. Freilich hatte die Wärterin, als sie am Eingang zum Garten sich noch einmal umsahe und den Kleinen nirgends, nach einigen Augenblicken aber schon unterhalb der Brücke im Wasser erblickte, ein lautes Angstgeschrei erhoben, aber dieses wäre wohl vergebens gewesen, wenn nicht unter den vielen unentschlossenen Augenzeugen alsbald der eine, entschlossene erschienen wäre.

Die Eltern fühlten sich in diesem Augenblick zu glücklich über die Rettung ihres Kindes, als daß sie der reuigen Wärterin hätten ein hartes Wort sagen mögen. Man gewährte ihr Vergebung und zugleich die Hoffnung, daß sie, wenn auch nicht mehr als Pflegerin der Kinder, doch auf andre Weise im Dienst ihrer guten Herrschaft bleiben dürfe.

Indeß war der Sohn der Hausbesitzerin zurückgekommen. Der Mensch, sagte er, der das Kind aus dem Wasser gezogen hat, ist noch aussen bei dem alten Gärtner, der ihm so eben seine Kopfwunde verbunden hat. Er ist ein Student aus Kempten; ich habe ihn ersucht zu Ihnen hieher zu kommen.

Es wird unnöthig seyn den Lesern zu sagen, wer der rüstige Wasserspringer gewesen sey, welcher die ihm

selber sehr unbedeutend erscheinende That gethan hatte. Es war kein Andrer als unser Friedreich, welcher nur, ehe er mit Anstand vor der Herrschaft die ihn rufen ließ, erscheinen konnte, noch andre, schmerzlosere Verletzungen als die seines Kopfes, jene an seinem alten Rocke zu verbessern hatte, welchem durch den Sprung ein großer Schaden geschehen war. Hätte der Jüngling gewußt, wessen Kind der von ihm gerettete Knabe sey, er würde sich ungleich mehr über seine heutige Menschenfischerei gefreut haben. Aber so eben erfuhr er dies auch; der Vater des Kindes, dem der Gerufene zu lang außen blieb, trat in die kleine Wohnung des Gärtners hinein und Friedreich erkannte in ihm den theuren Lehrer, der ihm neulich durch die Würdigung seiner Arbeit einen so großen Trost gewährt hatte; der Lehrer aber erkannte in dem Retter seines Kindes den Jüngling, der ihm unter allen seinen Zuhörern als der ausgezeichnetste und beste erschienen war. Er umarmte den schüchternen Friedreich. „Seit mehreren Tagen," sagte er, „dachte ich daran, wie ich Sie in mein Haus und in den Kreis meiner Familie einführen wollte, denn Sie sind meinem Herzen, von unserer ersten Bekanntschaft an sehr nahe gekommen; nun führt uns heute, uns beiden unerwartet, eine höhere Hand zusammen, deren Wink ich dankbar anerkenne. Sie haben meinem kleinen Sohn das Leben gerettet; Sie selber sollen mir von nun an wie ein lieber Sohn seyn, und ich werde mich Ihrer mit väterlicher Vorsorge annehmen. In diesem Augenblick eile ich um Ihnen einen Arzt zu senden, der Ihre Kopfwunde genauer untersuchen und hülfreich behandeln soll; sobald Sie können, kommen Sie zu mir in mein Haus."

So sehr auch Friedreich sich die ärztliche Hülfe ver-

bat, mußte er dennoch sich dieselbe gefallen lassen. Der Wundarzt fand die Verletzung nicht tief gehend und ganz gefahrlos; er entließ den Jüngling mit einem leichten Verband in seine Wohnung. Der Professor, welcher seit heute an dem jungen Lambert ein ganz besondres Interesse nahm, beschloß, ehe er einen weitren Schritt für ihn thäte, sich erst noch genauer über ihn zu erkundigen. Ein Glück für ihn war es, daß Friedreich nicht mehr bei Madame Teichmann zur Miethe war, sondern in dem Hause wohnte, da auch sein redlicher Landsmann, der Buchhändler, seine Wohnung hatte. Diesen, als den Geschäftsführer der Buchhandlung, in deren Verlag die meisten seiner Bücher erschienen waren, kannte der Professor seit mehreren Jahren sehr genau; er sprach am andren Morgen bei ihm zu und, nachdem er mit ihm in ein Nebenzimmer gegangen, bat er ihn er möge ihm mit gewissenhafter Treue alles das berichten, was er von dem Studenten Lambert aus Kempten wisse. Der Buchhändler erfüllte treulich den Wunsch des verehrten Mannes, er erzählte ihm Alles, was er von den Eltern, von der Erziehung und Jugendgeschichte des Friedreich wußte, rühmte seine fromme Sittlichkeit, seinen Fleiß, erwähnte die Züge seiner kindlichen Liebe gegen die arme Mutter, verschwieg aber auch den unbedachtsamen Streich mit dem Kleiderverleihen nicht, wodurch sich Friedreich in so großes Ungemach gestürzt hatte.

„Das ist freilich", sagte der Professor, „Taubeneinfalt, ohne Schlangenklugheit, aber zugleich mahnt uns auch ein solches in unsren Tagen seltnes Beispiel von argloser, frommer Kindlichkeit an den Spruch: so ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen. In der That, dieser Mensch

ist, bei all seinen menschlichen Schwächen, ein solches Kind; er ist ein Kind Gottes. Nun, ich habe es ihm versprochen und ich halte, getrieben von herzlicher Zuneigung, mein Versprechen: ich werde nach Kräften väterlich für Lambert sorgen. Es bedarf hierzu nicht einmal eigner großer Opfer, sondern zum Theil nur einer Benützung der fremden Mittel, die mir zu Gebote stehen. Einen Freitisch im Convict soll er mit dem Anfang des nächsten Monates haben. Vor der Hand lasse ich Ihnen hier dieses Geld zurück, damit Sie dem armen Menschen baldmöglichst eine anständige Kleidung dafür besorgen können. Ich bin kein reicher Herr von G**, darum kann auch der Anzug, den Sie hier für diese kleine Summe erwerben werden, kein so prachtvoller seyn, als, nach Ihrer Beschreibung, der gewesen seyn mag, um welchen sich Lambert auf so kindisch unbeholfene Weise hat betrügen lassen. Indeß weiß ich, es wird dem wackren jungen Manne in einem einfach bürgerlichen Aufzuge eben so wohl, ja noch wohler zu Muthe seyn, als in dem Staatsrock, der ihm so viel Wehe gebracht hat".

Der Buchhändler dankte herzlich für die Wohlthat, welche seinem jungen Freunde wiederfahren sollte, und als Friedreich, welcher jetzt, seitdem die Ferien begonnen hatten, fast den ganzen Tag auf seinem Zimmer arbeitete, am Abend herabkam in den Buchladen, da vernahm er mit dankbarem Staunen, was heute so Großes an ihm und für ihn geschehen sey.

Die neuen Kleider waren nach wenig Tagen fertig; sie waren von jener einfachen, prunklosen Beschaffenheit, welche dem Wesen wie den Wünschen unsres Kemptner Studenten am meisten zusagte. Er konnte sich doch nun auch wieder mit Anstand in einer vornehmeren Familie

sehen lassen; sein erster Gang in dem neuen Rock war nach dem Hause seines theuren Lehrers und Wohlthäters. Dieser stellte ihn seiner Familie vor, die Professorin dankte tief gerührt dem Retter ihres Kindes. Dem kleinen Gustav hatte man seitdem oft erzählt, wie ein guter Mann ihn aus dem Wasser geholt und sich dabei so wehe an seinem Kopf gethan habe. „Siehe, das ist der gute Mann", sagte die Mutter und führte den Kleinen zu Friedreich hin. Dieser nahm das Kind auf seinen Arm, welches alsbald mit dem fremden Jüngling bekannt und vertraut, ihn mit seinen Aermchen umschlang. „Da hat ein gutes Kind das andre lieb", sprach der Vater, „und, mein lieber Lambert, wie wäre es, wenn Sie auf das Freundschaftsbündniß, das hier der Kleine mit Ihnen schließt, etwas näher eingiengen und sich entschlößen, der Lehrer, vor der Hand etwa meiner beiden älteren Kinder und in der Folge auch hier dieses kleinen Schelmen würden. Gerade einen Lehrer von solcher Art, wie Sie sind, habe ich mir längst für meine Kinder gewünscht und gesucht, und Sie dürfen nicht fürchten, daß Sie, im Fall Sie meine Bitte erfüllen möchten, in Ihrem Studiren zurückbleiben sollten. Ich weiß aus eigner Erfahrung, wie viel von der rechten Benützung der Universitätsjahre abhängt und Ihre wissenschaftliche Ausbildung wird mir so treulich am Herzen liegen, wie eine eigene. Die einzelne Stunde, die Sie etwa täglich, außer den Spaziergängen mit ihnen, meinen Kleinen widmen, soll Ihnen durch Erleichterungen andrer Art eingebracht werden, die ich Ihnen zu gewähren denke, auch will ich selber mich der näheren Leitung Ihrer Studien annehmen und Ihnen dadurch vielleicht manchen unnöthigen Schritt und Umweg ersparen".

Unsern Friedreich erfüllte dieser Antrag mit hoher Freude. Mit welcher Familie hätte er lieber in ein solches Verhältniß des Lehrers ihrer Kinder treten mögen, als mit der seines eignen Lehrers, in welcher Alle, die Großen wie die Kleinen, sein Herz gewonnen hatten. Er begann noch an demselben Tag sein ihm aufgetragnes Geschäft; führte die Kleinen hinaus an den milden, herbstlichen Sonnenschein, spielte mit ihnen und erzählte ihnen, so daß die Kinder bald ihren Friedreich nächst den Eltern am liebsten um sich haben mochten, und mit Liebe und Lust seinen Unterricht annahmen. Wäre nur dieses schöne Verhältniß nicht so bald nachher, zwar nicht ganz zerrissen, doch wenigstens gehemmt und beschränkt worden!

Gleich in einer der ersten Wochen seines neuen, kleinen Erziehergeschäftes, nicht lange vor dem Beginn der Vorlesungen für das Winterhalbjahr, kam Friedreich eines Nachmittags mit seinen Pfleglingen, den kleinen Gustav an der Hand, die beiden Größeren vor ihm herhüpfend, von einem Spaziergang in der frischen Herbstluft zurück. Er führte die Kleinen, ihrem Wunsche gemäß, nach dem Zimmer ihres Vaters, dem sie etwas zu erzählen hatten. Friedreich wußte nicht, daß ein Fremder zu Besuch da sey, er wollte sich entfernen, da rief ihm der Professor zu: bleiben Sie nur noch einen Augenblick, ich habe so eben hier Seiner Durchlaucht, dem Fürsten von **, von Ihnen gesprochen. Lambert begrüßte ehrerbietig den hohen Gast, und bei dieser Gelegenheit faßte er den Fürsten, so wie dieser ihn, ins Auge; beide erkannten sich wieder, der Fürst war derselbe vornehme Herr, mit welchem Friedreich mehrere Wochen vorher, in der Laube unter der großen Linde, im Wirthshaus zu **, eine für beide interessante Stunde zugebracht hatte. „Ei, sagte der Fürst,

da treffe ich ja einen alten Bekannten an? Nun, mich freut es, daß ich mich in meinem Urtheil über Sie nicht getäuscht hatte, denn das, was ich durch diesen Ehrenmann, der Ihr Lehrer ist, von Ihnen vernahm, stimmt mit dem überein, was ich seit unsrem neulichen Gespräch über Sie dachte".

Der Fürst sprach noch Einiges mit Friedreich, bis dieser auf einen leise gegebenen Wink seines Lehrers sich entfernte und nach seiner Wohnung gieng.

Als er am andren Tage wieder ins Haus des Professors eintrat, da ließ ihn dieser sogleich zu sich aufs Zimmer kommen. Mein lieber Lambert, sprach er, in Beziehung auf den schönen Plan, den ich mit Ihnen hatte, heißt es, nach dem alten Sprichwort: der Mensch denkt und Gott lenkt. Der Fürst von **, den Sie gestern bei mir trafen, ein Mann, den ich als einen der Edelsten, Besten seines Standes verehre, will Sie zum Begleiter und Gesellschafter seines ältesten Prinzen hier an der Universität haben. Er fragte mich gestern, ohne mir noch die Absicht seiner Frage zu sagen, ob ich irgend einen studirenden Jüngling, wo möglich einen Juristen, an unsrer Universität wisse, dessen Herz durch Gottesfurcht geläutert, dessen Geist an fruchtbaren Erkenntnissen nicht arm, und welcher hierbei von einem Zutrauen erweckenden Wesen sey. Ich nannte ihm Sie, und kaum hatte ich dies gethan, da traten Sie ein und der Fürst fand in Ihnen einen alten Bekannten wieder. Da legte mir der edle Herr unverholen seinen Wunsch und seine Absicht dar, Sie zu jenem so wichtigen und einflußreichen Posten zu bestimmen, und ich konnte nicht anders, als ihn, nach Pflicht und Gewissen, in seinem Vorsatz bestärken, obgleich mir es im Herzen wehe that, den lieben

Lehrer meiner Kinder so bald wieder zu verlieren. Nun, das ist Gottes Hand und Führung; Ihm bringe ich dieses Opfer gerne, und auch Sie mein Freund dürfen sich dieser Berufung, die nicht von menschlicher Vernünftelei ausgeht, nicht widersetzen.

Friedreich war über das, was sein väterlicher Freund ihm mittheilte, mehr erschrocken als erfreut. Seine natürliche Scheu vor Menschen von höherem Stande mochte an jenem Gefühl des Schreckens nicht geringen Antheil haben. Er bat sich, wenigstens einen Tag, Bedenkzeit aus, um die wichtige Sache mit Gott, im Gebet, zu überlegen. Er that dieses treu und redlich, und je mehr er den Ruf, der so ungesucht an ihn ergangen war, auf solche Weise erwog, desto deutlicher wurde es ihm: du sollst und mußt demselben folgen. Auch sein redlicher Freund, der Buchhändler, dem Friedreich Alles erzählte, was ihm geschehen sey, war derselben Meinung.

Bei einer solchen festen, innren Versicherung, daß der Weg der rechte sey, mußte es dem ohnehin mit nur geringem Selbstvertrauen begabten Jüngling desto schmerzlicher überraschen, als der Weg auf einmal vor seinen Augen abbrach und sich wie im Sande verlor. Als Lambert in der Absicht, sein entschiedenes Ja ihm zu überbringen, den väterlich gesinnten Lehrer besuchte, kam ihm dieser mit bedenklicher Miene entgegen. Ich weiß nicht, sagte er, was ich in unsrer diesmaligen Angelegenheit von dem mir so lange und wohlbekannten, trefflichen Fürsten denken soll. Bei ihm galt es sonst immer: „ein Wort ein Mann", und auch jetzt kann nur irgend ein grobes Misverständniß die scheinbare Ausnahme herbeigeführt haben, die er in einem Billet macht, das ich diesen Morgen von ihm erhielt. In diesem schreibt er mir,

daß er aus guten Gründen den gegen mich geäußerten Einfall, Sie zum Begleiter seines Sohnes an die hiesige Universität zu wählen, aufgegeben habe, und daß er jetzt gesonnen sey, sich anderweitig nach einem hierzu tauglichen jungen Manne umzusehen. Hätte mir nicht zu gleicher Zeit der Bediente, welcher das Billet brachte, es gesagt, daß Seine Durchlaucht so eben abgereist seyen und erst in 8 Tagen in Gesellschaft des Prinzen zurückkehren wollten, dann würde ich mich sogleich aufgemacht und mündliche Erkundigungen über die Veranlassung zu der so auffallenden Sinnesändrung eingezogen haben, die mir selber, an einem Manne wie der Fürst, ganz unbegreiflich ist; so aber müssen wir in Geduld die Aufklärung abwarten, die nicht lange ausbleiben kann. Indeß lassen Sie sich Gottes bisherige Wege mit Ihnen wohlgefallen, auch die, welche er künftig mit Ihnen gehen wird, werden gut seyn und wir werden Ihn dafür preisen.

Der edle Mann, der durch seinen Bericht die Wunde schlug, hatte nicht versäumt, ihr auch zugleich den Balsam aufzulegen. Die Kinder des Professors, welche in den wenigen Tagen des Zusammenseyns mit ihm den kindlich guten Friedreich herzlich lieb gewonnen hatten, schmiegten sich so zutraulich an ihn, als er sie hinab in den Garten begleitete; es war heute ein Familienfest, der Geburtstag der Mutter, Friedreich mußte es als Gast mitfeiern; bald hatte er alle die Aussichten, die ihn noch kurz vorher beschäftigten, vergessen, ihm war so wohl und heimathlich denn jemals, in seiner Lage als einfacher Student und als begünstigter Hausfreund eines ihm theuren Lehrers, zu Muthe.

„Wie sollte ich mich, sagte er zu seinem freundlichen Landsmanne, dem Buchhändler, nachdem er diesem Al-

les, was ihm heute geschehen, berichtet hatte, „auch nur einen Augenblick darüber betrüben, daß aus der Hoffnung, die für mein Auge fast zu glänzend war, nichts geworden ist. Wäre ich doch der undankbarste Mensch auf Erden, wenn ich mich bei alle Dem, was ich jetzt habe und genieße, nicht glücklich preisen und von ganzem Herzen damit begnügen wollte".

„Nun wohl, sagte der Buchhändler, ich glaube allerdings, daß Sie vollkommene Ursache haben, mit Ihrer jetzigen Lage zufrieden zu seyn, aber ich müßte mich sehr irren, wenn nicht ein falsches Gerücht, dessen Herkunft mir leicht zu errathen scheint, den Fürsten an Ihnen zweifelhaft gemacht hätte, und wenn nicht dieses Gerücht einer baldigen Widerlegung fähig seyn sollte".

Friedreich gieng wieder seinen Weg des Lernens und Lehrens freudig und still einher, brachte einige Stunden des Tages im Hause des Professors, die andren in seinem ihm sehr lieb gewordnen Dachstübchen, bei seinen Büchern zu, da geschahe es ihm, als er an einem der letzten Tage der Ferienzeit durch jene Gasse gieng, in welcher sein Wohlthäter, Herr von G**, so oft er in Leipzig sich aufhielt, seine Wohnung nahm, daß sein Blick auf einen Reisewagen fiel, der ihm gar wohl bekannt war. Die Herrschaft, welche im Wagen saß, stieg aus und trat ins Haus hinein, ohne sich umzusehen und den nicht fern von der Kutsche stehenden Friedreich zu bemerken; dieser aber hatte sie gar wohl bemerkt, hatte Herrn von G** den Vater, seine Gemahlin und die beiden lieben Kinder ganz nahe vor sich gesehen, und hätte sie gern angeredet, wäre ihm dabei nicht eine gewisse Scheu hinderlich gewesen. Noch stund er, überwältigt von dem Eindruck des Wiedersehens da, als der Jäger Berthold,

jener alte Bekannte der Lambertschen Familie, von welchem wir früher sprachen, noch einmal aus der Thür heraustrat, um verschiedne Gegenstände des Reisegepäckes aus dem Wagen hinauf ins Zimmer zu holen. Zwar gehörte der alte Berthold unter jene, der Zahl nach kleine, Parthei im von G**schen Hause, welche sich niemals von der angeblichen ungeheuren Schlechtigkeit unsres Friedreich hatte überzeugen lassen, doch hatte auch er zuletzt wenigstens keinen Versuch mehr gewagt, den scheinbar thatsächlichen Berichten, welche über den Jüngling eingelaufen waren, zu widersprechen. Dem scharfen Blick des alten Jägers war schon bei der Ankunft des Wagens der schüchterne Späher, welcher unter den andren Leuten dastund, nicht entgangen, er hatte jedoch absichtlich so gethan, als bemerke er ihn nicht; da aber jetzt Friedreich ganz unbefangen auf ihn zugieng und ihn begrüßte, konnte der ehrliche Alte sich nicht länger verstellen; er war alsbald gegen Gertrudens Sohn eben so herzlich zutraulich, wie früherhin; eine oder zwei Fragen warf er nach der Begrüßung hin, sie trafen wie ein Kernschuß recht in die Mitte des eigentlichen, wahren Herganges der Sache, und Friedreichs einfache, kurze Antworten gaben sogleich das nöthige Licht. Möchten Sie nicht, sagte er, nachdem er eilig das Gepäck, das er abholen sollte, zusammengerafft hatte, nur wenige Minuten sich hier im untren Zimmer gedulten; ich komme sogleich wieder herunter und möchte dann gern mit Ihnen noch weiter sprechen. Friedreich erfüllte gern den Wunsch des Alten, und als dieser jetzt zu seinen anfänglichen wenigen Hauptfragen noch eine Menge Nebenfragen hinzufügte, und mit jeder neuen Antwort immer klärer und sichrer in dem guten Vorurtheil bestärkt wurde, das er schon im Voraus

von seinem jungen Freunde hatte, da stund er mit triumphirender Miene, wie ein Sieger, auf, der den Feind geschlagen und in Flucht vor sich sieht. „Meine Herrschaft", sagte er, indem er mit geballter Faust gegen den Tisch schlug, „soll es noch heute erfahren, wie niederträchtig lügenhaft man Sie bei ihr verläumdet hat, und Sie werden verzeihen, Herr Lambert, daß ich jetzt hinauf eile, ich werde Sie gewiß morgen besuchen".

Als Friedreich einige Stunden später nach Hause, zu seinem Landsmanne dem Buchhändler, kam, erzählte ihm dieser, daß ein ihm unbekannter Herr bei ihm in der Handlung gewesen sey, der, nach verschiednen andren Gegenständen, das Gespräch auch auf ihn, den Studenten Lambert aus Kempten, gebracht, und namentlich sich darüber erkundigt habe, ob dieser Student wirklich im vergangenen Sommer die Abende, zum Theil bis spät in die Nacht, hier im Buchladen und Lesezimmer zugebracht habe. Ich merkte, so erzählte der Landsmann, sogleich, wo das hinaus wollte, und wo der Wind, der diese Fragen einblies, herkam, ich habe dem Herrn reinen Wein über Sie eingeschenkt, auch Ihre Dummheit, mit dem Kleiderverborgen, habe ich ihm, da das Gespräch die Gelegenheit dazu gab, treulich vor Augen gestellt und dabei, ich muß es aufrichtig gestehen, Ihren Schwabenstreich keineswegs beschönigt, denn wir beide, Sie wie ich, sind ehrliche Schwaben, die getrost bei ihren Streichen der beßeren und ernsten, wie der komischen Art sagen können, „mach' sie mir einmal ein Andrer nach".

Die beiden Kemptner waren noch in ihrem Gespräch begriffen, da trat der alte Jäger Berthold, mit einem von Freude wie verklärten Gesicht herein, und lud den Herrn Lambert, im Namen seiner Herrschaft, auf morgen

Vormittag zum Frühstück ein. Mit einem Blicke, in welchem der Sinn zu lesen war: ich hätte noch Vieles zu sagen, entfernte sich der Alte, und Friedreich genoß schon im Voraus die Freuden des Wiedersehens einer Familie, die ihm, wenn auch weit durch Stand und äußre Würden geschieden, dem Herzen nach nahe verwandt war.

Mit einer wahrhaft väterlichen Zärtlichkeit empfieng der edle Herr von G** am andren Morgen den Sohn seiner vormaligen Krankheitspfleger. „Wir sind in einer sehr argen Täuschung über Sie befangen gewesen, mein lieber Herr Lambert", sagte er, indem er dem Jüngling die Hand drückte. „Ich selber, durch falsche Gerüchte irre geführt, habe Sie verkannt, obwohl ich in meinem falschen, harten Urtheil über Sie, sogar mit einigen Gliedern meiner Familie in Widerspruch gerieth".

Fast unwillkührlich blickte der Jüngling in dem kleinen Kreise der Anwesenden umher, seinem Auge begegnete der Blick des Fräulein von G**, in welchem ein Ausdruck lag, der zu versichern schien: ich habe mich niemals an dir irre machen lassen. Friedreich fühlte sich von einem Gefühl ergriffen, das ihn für alle Schmerzen der Verkennung und Zurücksetzung entschädigt haben würde, wären diese auch vielfach größer gewesen, als sie wirklich waren. Doch gab er diesem Gefühl weder Sinn noch Bedeutung für ein Jetzt oder Künftig, das im diesseitigen Erdenleben uns begegnen kann, sondern dasselbe erschien ihm als ein Vorschmack von Freuden, welche nicht hienieden uns erwarten. Auch der junge Herr von G** schloß sich ganz mit der alten Liebe und Zutraulichkeit an ihn an. Herr von G** aber und seine Gemahlin schienen auf jede Weise das, was sie in der letzten Zeit an ihm versäumt hatten, wieder einbringen zu wollen; sie

erkundigten sich genau nach allen seinen äußren Verhältnissen und erklärten ihre Bereitwilligkeit von nun an ganz und reichlich für ihn zu sorgen.

Doch dieser freundlichen Vorsorge bedurfte es von nun an nicht mehr; für Friedreichs zukünftige Entwicklung und Wirksamkeit war bereits eine Bahn gebrochen, deren Anfang zwar durch manches Dunkel gieng, welche aber um so sichrer zu ihrem Ziele führte.

Der Fürst war wieder zurückgekehrt, mit ihm sein erstgeborner Prinz, ein Jüngling der zu vielen, großen Hoffnungen berechtigte. Als diese Beiden, am zweiten Tag nach ihrer Ankunft, zu dem geehrten Lehrer kamen, in dessen besondre geistige Obhut der Fürst seinen Sohn empfahl, da war die erste Frage nach Lambert. Alle Misverständnisse, welche ihren Quell in den schon erwähnten falschen Gerüchten hatten, waren bereits gehoben; der Fürst war durch Herr von G*** eines Beßren belehrt worden, die ersten Worte, welche er zu Friedreich sprach, erschienen wie eine Art von Abbitte, durch welche der hohe, edle Mann, der sie aussprach, seinem eigenen Herzen größere Ehre machte, als irgend ein fremdes Lob ihm hätte bringen können. Friedreich, der arme, blöde Dorfschulmeistersohn, war jetzt auf einmal der Führer und Begleiter eines jungen Fürsten geworden; Er, der sich bisher geringer geachtet hatte, als der geringste Bediente eines so vornehmen Herrn, hatte nun selber wie ein Herr seinen Bedienten, so wie den Genuß aller andren Bequemlichkeiten eines Herrn. Eine sonderbare Fügung hierbei war es, daß der Fürst in demselben Hause, dessen Besitzerin, die Madame Teichmann, zu Friedreichs Verkennung so Vieles beigetragen hatte, für seinen Sohn und dessen Begleitung eine ganze Etage

gemiethet hatte; ein Sieg der Redlichkeit über ungerechte Herabsetzung, dessen sich Friedreich niemals, weder in seinem Herzen noch weniger aber durch irgend ein Wort oder durch eine äußre That überhub. Denn wie damals die innre Stimmung seines Herzens war, das vermag uns am besten ein Brief von ihm an Mutter Gertrud zu lehren, welchen wir hier mittheilen wollen. Er war in einer der ersten Wochen nach dem Beginn des neuen bedeutungsvollen Berufes geschrieben, den Friedreich jetzt übernommen hatte.

Leipzig am 4ten Nov. 1809.

„In den Worten einer frommen Mutter, welche diese im Glauben gegen ihr Kind ausspricht, liegt eine große Kraft, denn diese Worte sind ja immer ein Segenswunsch, der eben so wohl in Erfüllung geht, wie die Segenswünsche, welche die frommen Väter des alten Bundes: Abraham, Isaak und Jacob über ihre Kinder aussprachen. Das was meine liebste Mutter mir in ihrem letzten Briefe schrieb ist eingetroffen: mein Leid hat sich in Freude verkehrt; ich bin plötzlich aus der Niedrigkeit so hoch erhöhet worden, daß ich ohne Aufhören nur zu beten und zu flehen habe: halte du mich o mein Gott, fest an deiner Hand, damit ich nicht falle, denn du hast mich so wunderbarlich hoch hinangehoben, daß ichs nicht fassen kann. Meine liebste Mutter! ich hätte viel zu erzählen von dem, was mir seit etlichen Wochen geschehen ist, und ich werde dies auch noch einmal ausführlich in einem Briefe thun, für jetzt erwähne ich nur, daß ich, selbst an dem lieben Herrn von G**, eine Zeit lang die Erfahrung machen mußte, daß Menschengunst gar ungewiß und wandelbar sey, während Gottes Treue und Gnade allein uns fest und gewiß blei-

bet,

bet, in Zeit wie in Ewigkeit. Es war eben ein gar schlimmer Schein auf mich gefallen, zu welchem ich selber Veranlassung gegeben hatte, weil ich einem bösen Menschen zu viel traute und hierdurch gewissermassen ein Theilnehmer oder Förderer seiner Bosheit geworden war. Nun aber ist durch Gottes freundliche Führung und Vorsorge Alles wieder ausgeglichen und gut gemacht; die Familie des Herrn von G** hat mir wieder ihr ganzes voriges Vertrauen und ihre Liebe zugewendet. Ich habe aber auch noch andre Freunde hier im Lande meiner Pilgrimschaft gefunden, die mir bereits gar große Wohlthat erwiesen haben, vor Allen den Herrn Professor ** und den Fürsten ** bei dessen Prinzen ich wohne, in dessen Gesellschaft ich die Vorlesungen besuche und Alles genieße was sonst nur vornehme Herrn zu genießen haben. Ja, meine liebste Mutter, Gott hat Großes an Ihrem armen Kinde gethan. Da lasse ich nun Das, was meine frommen Eltern und mein seliger Herr Pfarrer Georg Schmid mich lehrten, mir niemals aus dem Sinn und Gedanken kommen, vor Allem durch Werk und That, mehr als durch Worte, die Kraft zu bezeugen, welche dem Christen der beständige Umgang mit seinem Gott und Herrn verleihet. Die Noth hat mich wohl recht beten gelehrt, aber meine jetzige Ehrenstelle lehrt michs eben so sehr. Wenn am Abend mein lieber Prinz schon lange schläft, da geht mir mein Herz noch über in die Gebete des Lobes und Dankens und der Fürbitte; ehe der Morgen dämmert, da bin ich längst wieder zum Beten und Lesen in Gottes theurem, werthen Worte auf. Dann kommt auch, und zwar gewöhnlich recht zeitig, mein junger Herr zu mir, dann lesen und beten wir gemeinsam, denn das ist der ausdrückliche Wunsch und Wille seines Vaters,

des Herrn Fürsten, der ein gar frommer Herr ist, welcher, wie mir mein alter Bedienter vertraut hat, jeden Morgen sein Tagwerk mit herzlichem Gebet auf seinen Knieen anfängt und es am Abend so im Gebet beschließt. Dann setzen wir uns an unsre Arbeit und ehe wir in die Vorlesungen gehen, beten wir wieder um das Licht der rechten Weisheit und Erkenntniß. So beschließen wir dann auch den Tag, sind aber auch zugleich heiter und munter mit einander, denn mein junger Herr ist von gar fröhlichem Gemüth und aufgeweckten Verstandes und ich bin ja auch gern fröhlich und vergnügt. Wenn aber zuweilen der lebhafte Prinz in seinen Worten oder andren Dingen Etwas übers rechte Maaß hinübergeht, da darf ich ihn nur freundlich und doch ernstlich ansehen und er versteht sogleich was ich meine, denn er ist von Kindheit an durch seinen Vater und seinen verstorbenen frommen Lehrer in der Gottesfurcht erzogen worden. So läßt es denn Gott auch an den guten Früchten nicht fehlen, welche aus der, vor den Augen der Welt verborgenen Wurzel des Gebetes ernährt werden. Denn der hiesigen vornehmen und gebildeten Welt, mit welcher mein Prinz durch seinen Stand in Berührung kommt, würde die Wurzel, wenn sie ihren Blicken sich bloß legte, nicht gefallen, ja sie würde ihr sehr anstößig und widerwärtig erscheinen; die Früchte aber, die daraus hervorgehen: Demuth, Bescheidenheit, liebevolles Benehmen, Reinheit in Wandel und Wort, musterhafter Fleiß und edle Wißbegier, die gefallen überall, und wer Sinn dafür hat, der erräth wohl auch die Wurzel aus der allein solche gute Früchte hervorgehen können, wenn sie von ächter Art und keine bloß auf den Schein ausgehende Sodomsäpfel sind.

Meine liebste, theure Mutter! ich bemerke es selber, daß ich heute mit fast andren Worten geschrieben habe, als ich sonst an meine gute Mutter schrieb. Die Sprache meines Herzens ist noch dieselbe, Mund und Feder aber haben sich jetzt an einen neuen Ausdruck gewöhnen müssen. Darum füge ich auch noch eine Bitte hinzu:

Wem danke ich mein jetziges, unverdientes, äußres Glück und Wohlergehen als nächst Gott am meisten meiner frommen, treuen Mutter und ihrer Erziehung. Darum scheint es mir billig, daß meine liebe Mutter Gertrud einen kleinen Theil der äußren Ehre, welche ihrem Sohne wiederfährt, auf sich nehme und mir erlauben wolle, daß ich Sie künftig auf solche Weise anreden dürfe, wie dies die Kinder vornehmeren Standes gegen ihre Eltern thun.

Meine theure Mutter! Sie haben mich unter, so wie an Ihrem liebenden Herzen getragen; ehe ich noch geboren war, haben Sie mich in täglichem Gebet mit vielen Thränen dem Herrn geweiht; diese Ihre Gebete haben, so möchte ich sagen, noch ehe ich das irdische Licht sahe, meiner Seele eine Gestalt gegeben und ihr das rechte Verlangen nach dem ewigen Lichte wie ein Erbgut eingepflanzt. Sie haben als eine arme Wittwe, nicht bloß jeden Bissen mit mir getheilt, sondern Sie haben oftmals Mangel an dem Nöthigsten gelitten, nur damit ich, Ihr Sohn, das genießen sollte, was Ihre große Liebe mir zugedacht hatte. Dies soll nun anders werden, und ich bitte Sie, daß Sie hinfüro von meinem großen Ueberfluß die jährliche kleine Gabe von 300 fl. annehmen möchten, wovon ich Ihnen hier den ersten Vierteljahrestheil durch eine Anweisung auf Augsburg zusende.

Der lieben Frau Landrichterin, wenn sie nicht schon

Alles durch ihren hiesigen Herrn Bruder, den Buchhändler, erfahren hat, bitte ich von meinem jetzigen Glücksstand zu erzählen; ich weiß, sie wird sich darüber freuen. Und unser Herr, der ja für jeden Becher Wassers, der einem Seiner Geringen in der Liebe des Glaubens gereicht war, großen Lohn verheißen hat, der wird dieser edlen Frau hier und jenseits das vergelten, was sie, von meiner Kindheit an, mir gethan hat.

Nun, meine liebste Mutter, tragen Sie mich, und vor Allem das Wohl meiner Seele, noch ferner auf Ihrem liebenden Herzen. Bitten Sie Gott, daß Er mich in der rechten Demuth und Einfalt des Herzens erhalten und mich in alle Wahrheit leiten möge. Ja, Seine Gnade und Treue mögen niemals von mir weichen; Er schenke meinen Augen die rechte Salbung, damit sie erkennen, wer ich bin und was ich ohne Ihn seyn würde, so wie das, was Er ist, und was Er mir ja gern in Zeit und Ewigkeit seyn und bleiben will.

Schon das bloße Andenken an meine liebe, theure Mutter, der ich im Geist die Hand viel tausendmal küsse, erquickt meine Seele wie ein Balsam, was wird erst das fröhliche Wiedersehen thun, das uns hoffentlich noch in unsren Lebenstagen erwartet. — Möge ich nur bis ans Ende treu und meiner lieben, frommen Eltern werth erfunden werden. Gott erhalte und segne meine liebe Mutter.

Ihr ewig dankbarer Sohn

Friedreich Lambert.

Zwar läßt uns der vorstehende Brief, so wie manch andrer seiner Art, zunächst nur die Wurzel sehen, aus welchem die damalige Lebensgeschichte unsres Lambert hervorsproßte, indeß erschien auch sein äußeres Leben und Wirken eben so, wie jenes des jungen, edlen Prinzen,

in dessen Gesellschaft er war, so einfach und wenig abwechslend, daß sich dasselbe mit wenig Federzügen beschreiben lässet. Der Prinz, so wie sein Begleiter, leuchteten allen damaligen Studirenden der Universität durch ihren Fleiß, so wie durch ihren musterhaften Wandel, vor; namentlich glänzte der lebhafte Prinz durch die Gaben seines vielseitig gebildeten Geistes in jedem der Kreise, welche er betrat. Mochte es dann immer seyn, daß Manche den jungen Fürsten, der an vielen Vergnügungen seiner Standesgenossen keinen Theil nahm, einen Sonderling, Etliche seinen Begleiter einen Pedanten und Finsterling nannten, wußte doch der Vater des Prinzen, und mit ihm noch mancher andre gleichgesinnte Mann, das zu würdigen und dessen sich zu freuen, was hier zum künftigen Heil für Tausende der Unterthanen ausgesäet wurde und so frühe aufzukeimen begann. Der edle Fürst schien sich in seiner großmüthigen Dankbarkeit gegen Lambert selber nicht genug thun zu können, er fügte eine Gnadenbezeugung zu der andren, und auch der kleinsten dieser Art gab die Weise, in der sie sich kund machte, einen vielfach erhöhten Werth.

Mit seinen alten Wohlthätern und Freunden: mit dem wackren Landsmanne, dem Buchhändler, mit dem trefflichen Lehrer, dessen Unterricht und Umgang auf ihn und den Prinzen so belebend wirkten, so wie mit Herrn von G*** und seiner Familie, unterhielt Lambert noch fortwährend das alte Verhältniß der dankbaren Ergebenheit, obgleich sein jetziger Beruf den Umgang mit jenen Freunden beschränkte und seltner machte. Der Sohn des Herrn von G*** war in einem der nächsten Jahre auch auf die Universität gekommen, seitdem brachte die Familie einen großen Theil des Jahres in Leipzig zu. Der

Fürst kannte und schätzte die edle von G**sche Familie; der junge von G** zeigte sich durch Fleiß und Betragen seiner Eltern, so wie ihrer musterhaften Erziehung, würdig, darum geschahe es nach dem Wunsche des Fürsten, daß sein Prinz mit jenem jungen Herrn einen näheren Umgang unterhielt, und daß derselbe auch öfters den Einladungen in das von G**sche Haus folgte. Bei diesen Gelegenheiten durfte denn auch Lambert niemals fehlen, der sich ohnehin der Leitung des Sohnes seines Wohlthäters mit großer Liebe und Treue annahm, und von der ganzen Familie wie ein Hausfreund behandelt wurde.

Aber auch diesmal sollte das schöne Verhältniß nur kurze Zeit dauern; es wurde durch ein noch viel beklagenswertheres Ereigniß unterbrochen als das erste Mal.

Herr von G** hatte schon seit längerer Zeit gekränkelt; der letzte Besuch des Karlsbades, den er zu seiner Stärkung unternahm, war ohne den erwarteten, heilsamen Erfolg geblieben; er kam fast kränker zu seiner Familie zurück, als er von derselben abgereist war. Die bessere ärztliche Hülfe, welche da zu erwarten schien, bestimmte ihn und die Seinigen, schon gegen Ende des Sommers in die Stadt zu ziehen; doch war alle Mühe der Aerzte vergebens, der treffliche Mann gieng täglich mehr seiner Auflösung entgegen. Es bewährte sich an ihm bis ans Ende, welcher feste Ankergrund der Glaube des Christen sey; die Stürme des Todeskampfes konnten den inneren Frieden nicht trüben, in welchem er einen großen Theil seines Lebens gelebt hatte, und in welchem er zuletzt entschlief. Lambert besuchte den werthen Wohlthäter öfters an seinem Krankenbett, und ward von diesem immer sehr gern gesehen. Eines Tages ergriff der Kranke

die Hand des Jünglinges und drückte sie zärtlich. „Wenn Sie, sagte er, einmal die gute Mutter Gertrud wieder sehen, dann bringen Sie ihr in meinem Namen diesen Händedruck. Sagen Sie ihr, daß ich noch in der Ewigkeit dankbar, und mit Lob und Preis meines Gottes jener leiblichen so wie vor Allem jener geistigen Krankenpflege gedenken werde, die mir im Hause des armen Schullehrer Lambert wiederfahren ist. Sie war nicht vergebens, jene Krankenpflege. Der Zuspruch und die christliche Belehrung Ihres alten, seligen Georg Schmid, das Beispiel Ihres Elternpaares, in deren ganzem Wesen sich die kindliche Gottergebenheit, Liebe, Freudigkeit und Frieden aussprachen, haben mich von der schweren Krankheit geistiger Starrsucht: von der Gleichgültigkeit gegen Gott und göttliche Dinge geheilt. Ich verließ neu belebt an Leib wie an Geist das Haus Ihrer Eltern. Und jetzt, wo zwar das Leben des Leibes als ein armes, vergängliches seiner Auflösung nahet, fühle ich deutlich, weiß ich es gewiß, daß jenes innre Leben, das auf meinem Krankenlager im Lambertschen Hause erwacht war, nicht mit dem leiblichen Leben zugleich abgenommen hat und schwächer geworden ist, sondern daß es vielmehr kräftiger und stärker geworden sey, denn jemals. Ja erst jetzt bewährt sich dasselbe recht an mir als das, was es ist; als ein Leben aus Dem, welcher für uns den Tod und seine Schrecken besiegt hat".

Einige Tage nachher, da schon von Zeit zu Zeit vorübereilende Ohnmachten den ganz nahen Tod verkündeten, ließ der Sterbende, als er so eben etwas gestärkt aus einem solchen Ohnmachtsschlummer erwacht war, alle die Seinigen an sein Bett treten. Auch Lambert, der in der vergangenen Nacht bei dem Kranken gewacht hatte,

winkte er herbei. „Verſprecht mir es Alle, ſprach er mit ſchwacher Stimme, und gelobt mir es in meine nun bald erkaltenden Hände, daß Ihr in dieſen Tagen des immer allgemeiner werdenden Abfalles, Chriſtum den Herrn, der auch euch zur Seligkeit gemacht iſt, frei und ohne Furcht bekennen wollet durch Wort und That. Laßt euch nicht irre machen an Seiner Gottes-Majeſtät, achtet nicht den Spott und die Läſterungen des Geſchlechtes dieſer Zeit, bleibt eurem Herrn getreu bis zum Tode, und euer Lohn wird ſchon in dieſem Leben groß, noch größer aber im künftigen ſeyn. Und nun geſegne und erhalte Gott euch in Seiner Treue und Gnade, ihr Lieben Alle". Noch ein Blick der Liebe, noch einige ſanfte Athemzüge, dann ſchloß ſich das Auge zum Schlummer einer tiefen Ohnmacht, aus der es nicht mehr erwachte.

Es war, als hätte der Dahingeſchiedene durch die Kraft der Freudigkeit und des Friedens, welche in ihm war, dem Schmerz der Seinigen Ehrfurcht geboten; dieſer ſprach ſich durch kein Wort der lauten Klage, ſondern nur durch ſtille Thränen aus. Lambert, den die durchwachte Nacht am Sterbebette noch empfänglicher gemacht hatte für den Schmerz, als er es ſonſt war, fühlte ſich ſo tief bewegt, als ſey der eigne Vater ihm geſtorben; er aber auch zuerſt nahm das Wort. „Laſſen Sie uns, ſprach er, gleich in dieſer erſten Stunde deſſen eingedenk ſeyn, was wir dem ſterbenden Vater gelobten, laſſen Sie uns hier im Anblick des theuren Todten ohne gegenſeitige Scheu des Einen vor dem Andren unſre Kniee beugen, vor Chriſto dem Herrn zum gemeinſamen Gebet, Ihn, den Herrn, loben und preiſen, daß er unſren Dahingeſchiednen treu bewahrt und erhalten hat bis ans Ende, und nun ſo ewig ſelig gemacht hat; Ihn bitten, daß Er

auch uns so treu erhalten und selig hinaushelfen wolle aus allen Kämpfen und Gefahren des Lebens".

Die Andren folgten Alle dem Beispiel des tiefbewegten Jünglinges, welchem in dieser Stunde Worte einer Weihe in den Mund gelegt wurden, die das Herz über alles Leid, über allen Jammer der Erde erhub. — „Gott vergelte Ihnen, sprach die Mutter, den Trost und die Stärkung, welche Sie durch Ihr kindliches Gebet meinem Herzen brachten". Der junge Herr von G** umarmte den Freund tief gerührt; Emilie sahe ihn mit einem dankenden Blicke an, der tiefer zu Herzen drang, als alle Worte es vermocht hätten.

Nach dem Tode des Herrn von G**, dessen Leichnam nach dem Gut seiner Väter gebracht und in dem dortigen Erbbegräbniß beigesetzt wurde, schien die Verbindung zwischen Lambert und der von G**schen Familie auf immer abgebrochen zu seyn. Erst viel später erfuhr es Friedreich, daß seine gute Mutter Gertrud, aus einer ihr unbekannten Hand, ein ansehnliches Geldgeschenk zugesendet bekommen hatte, bei welchem nur die Worte geschrieben waren: der lieben, treuen Krankenpflegerin Gertrud, von einem Freunde, dessen Wahlspruch es ist: „als die Sterbenden, und siehe wir leben". Dieses Geschenk war ein Vermächtniß des Herrn von G**. Auch der junge Herr von G** verließ bald nach dem Tode seines Vaters die Universität Leipzig und gieng nach Göttingen; ein Besuch auf dem Gut und Wittwensitz seiner Mutter, wozu er den Freund Lambert mehrmalen dringend eingeladen hatte, wurde durch eine Arbeit verhindert, welche der Fürst diesem aufgetragen hatte. So schien die Hoffnung des Wiedersehens, für dieses Leben wenigstens, eine sehr unsichre, denn die Zeit war nun da,

in welcher auch Lambert mit seinem jungen Prinzen die Universität verlassen und vor der Hand mit ihm nach der Residenz des Fürsten ziehen sollte.

Aber eben in jener Zeit war die ganze deutsche Nation, vor Allen die empfänglichere Jugend, von einer Bewegung ergriffen, welche zum ersten Male wieder seit langen Menschenaltern unser gesammtes, in viele Uneinheiten zerrissenes Volk als eine mächtige Einheit erscheinen ließ, deren Bestimmung nur eine, große, gemeinsame ist. Der Feind des Friedens und der bestehenden Ordnung, Napoleon, hatte den letzten verunglückten Versuch gewagt, die Majestät der alten, von Gott bestätigten Fürstenthrone zu zertrümmern; er hatte in Rußland, statt der gehofften Eroberungen, einen weiten Todtenacker gefunden, für die Heere der Völker, die er gewaltsam mit sich dahin riß. Während das Leichentuch des Schnees jene Tausende der Leichname von Menschen und Rossen verhüllte, wagte der Ruhestörer die letzte, offne Empörung gegen die Hand von oben, welche ihn schlug; er raffte in Frankreich und den näher mit ihm verbündeten Ländern ein neues Heer zusammen, um mit ihm vor Allem das arme, schon tiefverwundete Deutschland heimzusuchen. Da erkannten die Fürsten und Helden unsres Volkes, daß die Stunde gekommen sey, dem fremden Gräuel ein Ende zu machen; Preußen zuerst, dann bald mit ihm das mächtige Oesterreich, im Einverständniß mit andren Gegnern des Gewalthabers, erhuben das Schwert für die gerechte Sache der Völker von Europa. Zu ihren Panieren sammleten sich alsbald auch ungerufen durch das Gebot der Herrscher die Männer und Jünglinge der deutschen Völkerschaften, denen es um das Wohl des Vaterlandes, um die Erhaltung seiner

Selbstständigkeit ein rechter Ernst war. Da lebte manche schlafende, manche bis dahin im Staub verlorene Kraft zu dem Gedanken der großen That auf; eine Begeistrung solcher Art wirkt erhebend und veredlend auf das Herz, verklärend auf den Geist ein, darum hat damals, im großen Kampf um die Freiheit, mancher Jüngling, der vorher der Nichtigkeit ergeben und in sinnliche Dumpfheit versenkt war, sich selber und einen Anlauf zum höheren, beßren Leben gefunden.

In alle Stände, hohe wie niedre, gebildetere wie ungebildetere, griff die große Bewegung ein, namentlich gab es in jenen Gegenden von Deutschland, welche zuerst sich zum Streit rüsteten, kaum eine Familie des hohen Adels, aus der nicht einer oder etliche der Männer und Jünglinge sich zum Heere stellten. Wer hätte da mögen zurückbleiben! Auch der Prinz, dessen Begleiter unser Lambert war, bat seinen hochsinnigen Vater, welcher selber der treuen Schaar, die um seinen König war, sich angeschlossen hatte, um Erlaubniß, an dem Feldzug Theil zu nehmen, und erhielt dieselbe; mit ihm zugleich trat Lambert in den Kriegsdienst ein.

Es würde ein vergebliches Bemühen seyn, von der Geschichte des Befreiungskrieges der Jahre 1813 und 1814 etwas sagen zu wollen, das nicht jeder Deutsche schon wüßte; die Thaten des Einzelnen verschwinden da wie Tropfen im Strome, in den Thaten des ganzen Volkes und seiner großen Helden; wir erwähnen deshalb nur das Eine, daß von jetzt an in Lamberts Wesen eine Seite hervortrat, deren Vorhandenseyn vielleicht mancher oberflächliche Beobachter der Menschennatur in ihm niemals gesucht noch geahndet hätte. Es zeigte sich auch hier, daß die gewaltigsten Kräfte nicht aus der augen-

fälligen, leichter beweglichen Oberfläche, sondern aus der stillen, verborgnen Tiefe hervorbrechen; der scheinbar nur zu Werken des Friedens geschaffene Friedreich gab sich in allen Schlachten, so wie kleineren Kämpfen, an denen er Theil nahm, als ein entschlossener, muthiger, fester Kriegsmann kund, welcher da, wo es galt, auch mit offenbarer Gefahr des Lebens, ein entscheidendes Unternehmen gegen den Feind zu wagen, immer unter den Ersten war, die zu den Freiwilligen sich stellten, und der außer den andren Ehrenzeichen, mit denen die Hand der Feldherren und Herrscher seine Brust zierte, auch manche ehrende Wunde aus jenen Feldzügen davontrug. Auch der Prinz zeigte sich des Heldengeschlechtes würdig, aus welchem er stammte, sein Muth blieb in jeder Gefahr derselbe; dem edlen Jüngling gereichte es aber zur hohen Freude, wenn er sahe, daß sein treuer Lambert, den er bis dahin nur als eifrigen Gelehrten gekannt hatte, ihn selber und manchen eigentlichen Soldaten an wohlverdientem Ruhm der Thaten übertraf.

Von den Ereignissen, welche während der Kriegszeit das Schicksal der einzelnen Personen berührten, von denen unsre diesmalige Geschichte handelt, heben wir hier nur einige hervor.

Der Tag der Schlacht bei Lützen, am 2ten Mai 1813, war für Lambert der Tag einer blutigen Weihe für das neue Tagwerk, das er sich erwählt hatte. Eine Woche vorher war ihm und seinem Prinzen eine unerwartete Freude des Wiedersehens geworden. Auch der junge von G** hatte sich unter den Schaaren der Freiwilligen eingefunden, hatte die Bücher und Federn der Universitätsstudien mit den Waffen vertauscht; laut jubelnd vor Freude umarmte er seinen Freund Lambert und begrüßte den

Prinzen, als er diese im neuen Gewand der Krieger erkannte. Der vergängliche Jubel der sterblichen Brust sollte bei diesem edlen Jüngling nur zu bald in einen andren Triumphgesang der Sieger verwandelt werden, welche den Kampfpreis der unvergänglicheren Art errungen und das Ende aller Mühen erlangt haben. Lambert sahe am Tage der Schlacht, als das Gedräng des Kampfes am heißesten war, den jungen Freund an seiner Seite fechten und fallen, da gab sich bei ihm, dem Ueberlebenden, zum ersten Mal auf diesem für ihn noch neuen Feld der Thaten, die Kraft jener verborgnen Wurzel kund, die er in seinem Brief an die Mutter Gertrud beschrieben hatte; an der Spitze einer Schaar, welche mit ihm die Begeistrung theilte, durchbrach er eine Reihe der feindlichen Krieger und ihrer Feuergeschosse, deren eines die Brust seines Freundes getroffen hatte.

Als der Abend kam, da fühlte er es nicht, daß er aus mehreren Wunden blutete; er eilte dahin, wo unter den Todten und Verwundeten der sterbende Freund lag. Dieser athmete noch, er erkannte seinen Lambert; um einen Trunk Wassers bat er ihn, mit schwacher Stimme. Friedreich eilte, so sehr seine Kräfte es erlaubten, den Wunsch zu erfüllen, er fand lange nicht was er suchte, endlich erblickte er einen Soldaten, der aus einem halb zerbrochnen Gefäß trank. Mein Freund, rief er diesem zu, ich bitte, theile deinen Trunk mit einem Sterbenden und fordre dafür zur Vergeltung was dir gefällt. „Auch ohne Vergeltung", sagte der Soldat, „thue ich dies gern und bin schuldig es Ihnen zu thun". Mit diesen Worten folgte der wackre Bursche dem vorangehenden Lambert, und beide brachten den zum Tod verwundeten Freunde die letzte Erquickung. Noch einen Gruß an seine

Mutter und Schwester hauchte dieser aus, dann verschied er.

Der edelmüthige Kriegsmann, der das Wasser darreichte, hatte durch diesen großen Liebesdienst sich selber noch nicht Genüge gethan. Als jetzt, da die geistige Spannung zu wirken aufhörte, bei Lambert die leibliche Entkräftung eintrat, führte und trug er, mit nicht geringer Anstrengung, den fast Ohnmächtigen zu einem Zelte hin, in welchem ärztliche Hülfe zu finden war. Der Prinz hatte seinen Begleiter lange vergebens gesucht, hier, unter den andren Verwundeten, entdeckte er ihn.

Es war keine der Verletzungen gefährlich; der Verlust des Blutes wurde in einem so kräftig jugendlichen Körper bald ersetzt; nach wenig Tagen saß Lambert wieder zu Pferde. Dennoch konnte er erst von der Lausitz aus die traurige Pflicht erfüllen, der theuren Mutter von G** und ihrer Tochter den letzten Gruß ihres sterbenden Sohnes und Bruders auszurichten. Er that dies mit Worten, welche mit dem Leid und den Schmerzen zugleich auch einen Trost brachten und das Zerschlagene aufrichteten.

Wir kommen noch einmal auf den braven Soldaten zurück, der dem jungen von G** die letzte leibliche Erquickung brachte. Lambert hatte ihn seit jenem Abend nicht mehr gesehen, bis derselbe auf einmal ihm wieder als Freund und Helfer erschien. Es war nach der unglücklichen Schlacht bei Dresden, am 27sten August, als auf dem schwierigen Rückzuge dem Prinzen sein Pferd, das von mehrern Schußwunden getroffen war, stürzte. Augenblicklich sprang Lambert von dem seinigen, und hob den ihm theuern Jüngling, der beim Fall durch eine Quetschung verletzt war, hinauf. Ein edler Wettstreit

begann zwischen den beiden, denn der nachsetzende Feind war nahe; da kam ein Soldat auf einem Pferd herbeigesprengt, das einem feindlichen Reutersmann gehört hatte. Er war alsbald aus dem Sattel, ergriff den Lambert bei der Hand und rief: „eilen Sie, eilen Sie beide; Sie sind Offiziere und werden sich nicht lebend in die Hände des Feindes ergeben wollen, ich selber will mir schon durchhelfen". Zugleich bestürmte denn auch der Prinz seinen Freund, ihm zu folgen, und dieser, dem der Gedanke, den hohen Pflegbefohlenen zu verlassen, unerträglich fiel, eilte mit ihm auf dem fremden Roß davon.

„Dies war", sagte Lambert zu seinem Prinzen, als beide zu dem bald wieder gesammleten Heer gekommen waren, „derselbe edelmüthige Kriegsmann, der unsrem sterbenden Freunde, und dann mir am Abend nach der Schlacht bei Lützen, so große Dienste geleistet hat. Wie gern möchte ich ihn noch einmal auffinden, um ihm durch That und Wort meine Dankbarkeit zu bezeigen".

Lambert hatte sich diesmal das Abzeichen des Infanterie-Regimentes gemerkt, zu welchem der Soldat gehörte. Es ward ihm leicht, den Gesuchten aufzufinden, der sich vor dem nachsetzenden Feind in ein dichtes Gebüsch gerettet und noch in derselben Nacht bei den Seinigen eingefunden hatte. Er wollte von keinem Danke wissen. „Das, was ich that, sagte er, war nichts weiter als die Abzahlung einer alten Schuld. Sie kennen mich nicht mehr, Herr Lambert, und das ist auch so in der Ordnung, denn ich bin, seitdem Sie mich bei unsrem ersten Zusammentreffen sahen, nicht mehr derselbe geblieben; bin, Gott Lob dafür ein ganz andrer Mensch geworden. Sie aber sind der Hauptsache nach Derselbe geblieben, der Sie waren, darum erkannte ich Sie alsbald

auf dem Schlachtfeld bei Lützen. Damit Sie aber dennoch auch wissen, wer ich war und wer ich nun bin, so bekenne ich mich Ihnen als jenen bösen, betrügerischen Schuldner, der vor 4 Jahren Ihnen Ihre schönen Kleider abborgte, mit dem schlechten Vorsatz, Ihnen dieselben niemals wieder zu geben. Ich erreichte bald nachher das Ziel meiner bösen Handlungen; kam auf 2 Jahre in das Zuchthaus nach Zwickau. Dort rührte Gottes Hand durch eine schwere Krankheit, die mich dem Tode nahe brachte, meinen Leib und zugleich mein Herz an. Ich gieng in mich, und sobald mir dazu die Freiheit ward, suchte ich den Rest der so schlecht vergeudeten Zeit und Kraft der Jugend auf eine würdigere Weise anzuwenden; ich schloß mich, im verzweifelten Kampf mit dem Feinde des Vaterlandes, an Preußens erste, aus allen Ständen sich versammlende, Heldenschaaren an. Hier lernte ich einige Männer kennen, die mich durch Wort und That zu einem ganz neuen, besseren Leben aufweckten. Wenn es Gottes Wille ist, mich das Ende dieses Krieges erleben zu lassen, dann will ich nach Kräften das viele Unrecht, das ich Andren, vor Allen aber mir selber gethan habe, wieder gut zu machen suchen, und mein Leben zur Ehre Gottes und zum Nutz und Dienst meiner Nebenmenschen einrichten. Vor der Hand bitte ich auch Ihnen das Unrecht ab, das ich an Ihnen begangen habe; mir hat es Gott vergeben, darum verzeihen auch Sie mir es".

Lambert drückte gerührt den Mann an seine Brust, der ihm ein so rührendes Beispiel der Wiederkehr einer verirrten Menschenseele zum Besseren vor Augen stellte. Er sahe ihn seitdem noch mehrere Male und überzeugte sich ganz von der gründlichen Sinnesändrung des vormals tiefgesunknen, nun aber für Gott und göttliche

Dinge

Dinge liebend bewegten Jünglinges. Der Vorsatz aber, den dieser für sein künftiges Wirken, als friedlicher Bürger, ausgesprochen hatte, gieng nicht in Erfüllung, denn der wackre Kriegsmann blieb in der entscheidenden Völkerschlacht bei Leipzig.

Eben an einem der Tage, welche dem herrlichen Siege jener Schlacht vorausgiengen, trug sich auch mit unsrem Lambert und einigen seiner Freunde etwas zu, das auf das weitre Lebensschicksal des ersteren einen sehr großen, bleibenden Einfluß hatte. Dem Streifcorps, welchem Lambert als Offizier beigesellt war, hatte der Feldherr eine Richtung angewiesen, welche zwischen dem nördlichen Lauf der Mulde und zwischen der Saale hingieng. In dieser Gegend hausten einzelne, durch Noth und Verzweiflung verwilderte Banden des Feindes auf eine sehr unmenschliche Weise; bei Tage verkündete der aufsteigende Rauch, bei Nacht die Flammenröthe des Himmels, bald da, bald dort, die Gräuel des Krieges. Eines Abends kam Lambert mit seinem kleinen Trupp der Reuter zu einem zwischen Gärten gelegnen Schlosse. Wie anmuthig, wie friedlich still mochte vormals dieser Landsitz für seine Bewohner gewesen seyn; jetzt war er dieses nicht, sondern ein Sitz des Schreckens und der Angst. Aus dem gewaltsam eingesprengten Thore, aus den zertrümmerten oder geöffneten Fenstern drang ein Geschrei des Jammers und des Entsetzens hervor, dazwischen vernahm man die rauhen Töne von Soldatenstimmen, das Gebell und Geheul der Hunde. Es war leicht zu errathen, daß eine Schaar der Feinde hier eingedrungen sey, welche noch einmal von dem geängsteten Land einen blutigen Abschied nehmen wollte; Lambert hieß seine Leute vom Pferd absteigen, er selber warf die Wache, die man im Hofe fand,

darnieder, bald waren die Feinde, die sich unbesorgt dem Plündern, so wie dem Verzehren der Speisen und Getränke, welche ihnen Vorrathskammern und Keller darboten, hingegeben hatten, für immer unschädlich gemacht oder zur Flucht, zum Theil selbst durch die Fenster der oberen Zimmer, genöthigt. Aber hiermit war der Kampf noch nicht vorüber. Lambert wußte es wohl, daß außer der Schaar, die sich hier des Schlosses bemächtigt hatte, noch eine andre Abtheilung der streifenden Feinde in der Nähe sey; er traf schnell die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung des Gebäudes, dessen Thor wieder verrammelt wurde, und in dessen Hof, so wie auf den Mauern des Hofes und der Gärten, ein Theil seiner Bewaffneten den Feind erwartete, während ein andrer Theil der Reuter in einem benachbarten Lustwald aufgestellt war. Nicht lange ließen die Feinde auf sich warten; der Knall der abgefeuerten Gewehre, so wie der Bericht ihrer Flüchtlinge, hatte sie herbei gezogen. Sie fanden kräftigere Abwehr, als sie vermuthet hatten, und da jetzt auch, auf den Ruf der Trompeten, die Reuter sich von ihrem Ort aufmachten und den Stürmenden in den Rücken kamen, war der leichte Kampf bald entschieden.

Lambert wußte nicht, wessen Eigenthum das Schloß sey, zu dessen Vertheidigung und Rettung ihn eine glückliche Fügung bestimmt hatte. Erst jetzt, als Stille und Sicherheit zurückgekehrt waren, wagten sich die Besitzer des Gebäudes aus dem Zimmer, in welchem sie der Feind so hart geängstet hatte, hervor; es waren zwei Damen in tiefer Trauer; Lambert erkannte sie sogleich, so wie jene ihn, es war die Frau von G** mit ihrer Tochter Emilie. Der Kummer, so wie die kürzlich ausgestandene Angst, hatten das Angesicht der Mutter wie der Tochter

gebleicht; dem Jüngling war es, als begrüßte er Gestalten der Gräber.

„In welcher Stunde, mein theurer Freund, sprach die Mutter, hat Sie uns Gott gesendet; Sie haben uns heute mehr gerettet als das Leben, denn das arme Erdenleben allein, welchen Werth kann es für zwei vereinsamte, von Menschentrost verlassene Frauen haben, deren süßester Genuß nur noch der ist, bei dem Grabe der theuren Vorangegangnen zu weinen".

„Wohl mir, sagte Lambert, daß ich gewürdigt war, zu Ihrem Trost zu erscheinen; ist ja Das, was ich heute that, nur eine kleine Abschlagszahlung meiner alten Schuld, die ich mit unauslöschlichen Zügen der Dankbarkeit gegen Sie und den theuren Vater von G** in meinem Herzen trage. Aber auch mich bewegt auf unbeschreibliche Weise dieses Zusammentreffen mit Ihnen, das mir so unerwartet kam; denn ich wußte nicht, wie dieses Schloß heiße, noch weniger ahnete ich, Sie hier als Bewohnerinnen zu finden. Auch mir geziemt es, heute mehr der Gräber als der Freuden des Lebens zu gedenken, denn ich weiß es, daß wir einer schweren, blutigen Völkerschlacht nahe stehen, von deren Entscheidung Alles abhängt. Möge Gott mich diese Tage nicht überleben lassen, wenn sie nicht Tage des Sieges, sondern der Niederlage unsres Volkes werden sollten; aber auch dann, wenn wir siegen, wird das Blut im Kampf um solchen Gewinn freudig fließen".

In solchen ernsten Stunden, wie jene waren, welche Lambert im Andenken an die nahe Schlacht, seine beiden Freundinnen im Andenken an ihre schon Dahingeschiednen zubrachten, kommen die Seelen sich näher als unter andren Umständen in Monaten und Jahren. „Mir sagt

es, sprach die Mutter, ein zuversichtliches Hoffen, daß Sie diese Tage der Todesgefahr überleben werden, daß Sie noch zu großen, guten Werken auf Erden bestimmt sind. Dann, mein Freund, gedenken Sie der beiden Leidtragenden, zu deren bestem, kräftigsten Tröster und Schützer Sie Gott bestimmt zu haben scheint; besuchen Sie uns wieder". — „Ja, mein Freund, fügte Emilie hinzu, kommen Sie wieder zu uns". Der Morgen dämmerte; Lambert, nachdem er den größeren Theil seiner Leute zum Schutz des Landsitzes und seiner Bewohnerinnen zurückgelassen hatte, eilte hinweg. Beim Abschied reichte ihm die Mutter, es reichte ihm Emilie dankbar die Hand, und ihm war es, als er die Hand der theuren Jungfrau in der seinen hielt, als würde ihm damit die Zusichrung eines Glückes gegeben, dessen Besitz er, für das Erdenleben, sich nicht hätte träumen lassen.

Der Sieg der Völker war errungen; fast jedes Haus war ein Tempel geworden, in welchem freudig bewegte Menschen durch Gebet wie durch Loblieder ihren Dank gegen den Geber des Sieges, den Herrn der Heerschaaren, aussprachen. Vor vielen andren ward aber der Landsitz der Frau von G**, am Tage nach der siegreichen Schlacht, zu einem Tempel, in welchem nur Freude, Lob und Dank sich aussprachen. Lambert hatte sich in den Tagen der Schlacht gehalten als ein Mann, ihm war ehrende Anerkennung aus der Hand der gekrönten Helden jener Tage wiederfahren. Mehr jedoch als durch Alles war sein Herz durch den Gedanken erhoben, daß nun die Freiheit seines Vaterlandes erkämpft sey. In solcher freudigen Stimmung tritt dem Jüngling gar leicht der verborgne Rath des Herzens auf die Zunge; Friedreich hatte sich bis dahin selber kaum gestanden, daß er

Emilien liebe, welche ihm so unerreichbar weit an Stand über ihn erhaben schien; heute, am Abend nach der Schlacht, vertraute er sein Geheimniß selbst einem fremden Ohre. Und der Mann, dem er das tiefe Anliegen seines Herzens mittheilte, dessen Rath und Leitung er sich dabei erbat, war kein andrer als der, von welchem damals zunächst das künftige Lebensschicksal unsres Lambert abzuhängen schien: der alte Fürst von **. Dieser selber hatte durch sein zutrauliches Entgegenkommen den Schlüssel zu dem Herzen des Jünglings gefunden und ihm den Mund geöffnet. Denn als jener treffliche Herr am späten Abend nach der Schlacht mit seinem Sohne, der heute als Held sich gezeigt hatte und aus großer Gefahr des Lebens gerettet worden war, und mit Lambert, der die Liebe und Achtung des Prinzen wie seines Vaters in gleichem Maaße genoß, zusammen in einem halbzerstörten Landhause saß, das für heute zum Nachtlager dienen sollte, da ward sein Herz ungewöhnlich guter Dinge, und sein Mund so gesprächig, wie dies die beiden jüngeren Männer noch niemals an ihm bemerkt hatten. Er erzählte von den Schicksalen seiner eignen Jugend, von Dem, was er in der Heimath wie in fremden Ländern, am Hofe der Fürsten wie im Kreise seiner Unterthanen erfahren hatte. Endlich kam er auch auf die Geschichte der besten, der schönsten Jahre seines Lebens; er sprach von jener Zeit, da die theure Gemahlin seiner Jugend, die Mutter des Prinzen, noch lebte. Ernst und tiefergreifend sprach er gegen seinen Sohn von dem Glück einer Ehe, welche in der Furcht des Herrn geschlossen, ein Bund der Liebe für die Ewigkeit ist. Sein Herz wurde weich.

„Unter alle dem, was man auf Erden Glück nennen kann, sagte er, ist das Glück einer christlichen Ehe das

höchste, das seligste, ja ich möchte sagen, es ist ein Abglanz des Morgenlichtes jener Welt, deren Seligkeit ja ganz vorzüglich auf Liebe gegründet seyn wird. Ja, lieben Kinder, heute, wo ich mich als Deutscher, der sein Vaterland gerettet, als Unterthan, der seinen guten König wieder in seinen Herrscherrechten bestätigt sieht, als Christ, der heute Gottes Bewahrung an sich und seinem Sohne sichtbarlich erfahren hat, so überaus glücklich fühle, wünschte ich eine Gelegenheit zu haben, ein Paar von Liebenden, das sich in frommer Weise liebt, dabei aber etwa an Dem oder Jenem Mangel leidet, das man zum Haushalt braucht, glücklich machen zu können, so glücklich, als ich es mit meiner Auguste war. Man giebt ja ohnehin den Leuten gern, und freut sich an ihrer Freude, aber eine höhere Freude läßt sich doch in der Welt nicht gewähren, als die ist, daß man eine Ehe, die im Himmel geschlossen und von Gottes Willen bestätigt ist, auf Erden ausführen und möglich machen hilft".

Der edle Fürst, in süße Erinnerungen verloren, schwieg einige Augenblicke, dann von neuem zu seiner anfänglichen heitren Laune zurückkehrend, sagte er zu seinem Sohne: wie hübsch wäre das, wenn hier unser Lambert eine Braut oder eine Liebste, und zwar, wie man dessen von ihm versichert seyn darf, eine solche hätte, die ihm an Gesinnung gleich wäre. An einem guten Aemtchen, das seinen Mann sammt Familie reichlich ernährte, wollten wir es ihm nicht fehlen lassen, und ich selber wollte allenfalls den Vermittler und Freiersmann machen.

Der Prinz, welcher fröhlichen Sinnes auf das, was der Vater halb Scherz, halb Ernst sagte, eingieng, hätte die Gemüthsbewegung, welche Lambert bei der letzten Wendung des Gespräches ergriff, kaum bemerkt; dem

Fürsten jedoch, der ein tiefer, geübter Menschenkenner war, entgieng sie nicht. Er beobachtete den Jüngling noch einige Augenblicke schweigend, dann nahm er ihn mit sich in ein Nebenzimmer. Und hier bedurfte es nicht vieler Fragen, um das aus Lamberts offnem, unverstellten Herzen herauszuholen, was vorhin schon in den Mienen des plötzlich erröthenden Angesichts sich verrathen hatte.

„Die Bedenklichkeit, sagte der Fürst, welche Sie, mein lieber Lambert, über die Verschiedenheit des Standes zwischen Ihnen und der Fräulein von G** äußern, schlage ich gerade nicht sehr hoch an. Denn außerdem, daß diese wohlverdienten Ehrenzeichen an Ihrer Brust, Ihnen eine Anerkennung gewähren, welche man sonst etwa dem angebornen Stande zugesteht, gebe ich Ihnen auch im Voraus die Versichrung, daß mein edler Monarch auf meine Fürbitte, und in Ansehung Ihrer Verdienste, so wie aus Rücksicht auf die treffliche von G**sche Familie, jenen Ehrenzeichen noch Etwas zufügen wird, das Sie an Stand Ihrer Geliebten gleich setzt. Auch wegen einer ehrenvollen Anstellung dürfen Sie nicht besorgt seyn. Ich ernenne Sie noch heute zu meinem fürstlichen Rath und gewähre Ihnen von dieser Stunde an mit einer guten, verhältnißmäßigen Besoldung die Anwartschaft auf einen Posten, den zwar jetzt dem Namen nach noch ein alter, dem Geschäft nicht mehr gewachsner Diener, der Geheimerath **, versieht, der Ihnen aber, wenn Sie dem guten alten Herrn noch einige Jahre hindurch seine Last erleichtert, und sich zu meiner Zufriedenheit benommen haben, nicht entgehen wird. Also, mit all diesen Nebendingen sind wir im Reinen, mit einer Hauptsache aber noch nicht, nämlich mit der Frage: ob

wohl auch die Fräulein Emilie gegen Sie dieselbe Gesinnung hegt, welche Sie gegen dieselbe fühlen; denn nach Allem, was Sie mir so eben erzählen, muß ich schließen, daß es zwischen Ihnen noch zu gar keiner Erklärung gekommen ist.

Auf diese Frage wußte Lambert freilich keine allgemein gültige Antwort zu geben; er hatte als Bürgschaft für die gegenseitige Neigung der ihm theuren Jungfrau nichts Andres, als ein gewisses innres Gefühl, das sich keiner Selbsttäuschung für fähig hielt, und der Fürst hielt dieses Gefühl eines in sich selber so wahren, redlichen Herzens in Ehren.

„Nun wohl, sagte er zu Lambert, so versuchen Sie, und zwar gleich am morgenden Tage, Ihr Glück. Unser Armeecorps wird wenigstens einige Tage hier in der Nähe verweilen; ich verbürge Ihnen im Voraus den Urlaub zu Ihrer kleinen Besuchsreise, die sich ohnehin mit anderweitigen militärischen Aufträgen für Sie vereinen läßt; denn von den Elbgegenden her wird das Geschäft der Verproviantirung der Armee aufs Schleunigste einzuleiten und anzuordnen seyn".

Und so kam denn, am Tage nach der siegreich beendigten Schlacht, Lambert, mit einem Herzen voll Hoffnung und zugleich voll Bangen, auf dem Landsitz der Frau von G** an. Beide, die Mutter wie die Tochter, waren über die so unerwartet schnelle Wiederholung des erwünschten Besuches herzlich erfreut. Es war, als regte sich in dem fein und zartfühlenden Herzen des Fräuleins eine Ahnung Dessen, was dieser Besuch bedeute; sie erröthete mehrmalen, wenn Lambert mit jenen Blicken sie betrachtete, die heute ganz andre waren, als seine früheren gewesen, und dennoch suchte sie selber diese Blicke

wieder auf, als wollte sie ihnen etwas abfragen, was sie gern vernahm. Auch die Mutter schien etwas befangen, die Unterhaltung stockte von Zeit zu Zeit. Endlich verließ Emilie das Zimmer, um einige Vorbereitungen für den Tisch zu treffen, Lambert war mit der Frau von G** allein. Diese Dame hatte ihn, wie wir schon früher erwähnten, gleich von der ersten Bekanntschaft an durch mehrere Züge ihres Wesens an die theure Mutter Gertrud erinnert, und so oft er sie wieder sahe, fiel ihm diese, vielleicht mehr von innen als von aussen kommende, Aehnlichkeit auf. Vor allem war dies heute der Fall. Lambert meinte, er dürfe mit Frau von G** einmal eben so kindlich offen reden, wie mit Mutter Gertrud; er erzählte zuerst, was am gestrigen Abend der edle Fürst für ihn gethan und ausgesprochen habe, dann, ohne sichs selber zu versehen, kam er auf das zu reden, was dem guten Herrn zu jener Gnadenbezeugung veranlaßt hatte, und halb stotternd bekannte er der guten Mutter das ganze Geheimniß seines liebenden Herzens.

Die Mutter vernahm es mit tiefer Bewegung. Einen lieberen Sohn, sagte sie, konnte mir Gott nicht zuführen, als Sie mir sind und seyn werden; ohne daß ich mir früher die Möglichkeit davon denken konnte, sprach ich, seitdem ich Sie näher kennen lernte, in der Tiefe meines Herzens oft den Wunsch aus, daß Gott meiner Emilie einen solchen Lebensgefährten schenken möge, als Sie dieß einem Weibe seyn könnten. Vor Allem bei Ihrem letzten, so unerwarteten Besuch, der uns aus den Händen barbarischer Krieger rettete, seufzte ich im Stillen auf: gieb doch, o Gott, uns Verlassenen einen solchen Schützer, einen solchen Sohn und Mann, wie hier dieser ist. Nun, dieser Wunsch, dieses Gebet sollen jetzt in Erfüllung gehen,

denn daß auch in dem frommen, sich selbst noch kaum verstehenden Herzen meines Kindes eine Neigung zu Ihnen wohnt, das glaube ich schon längst errathen zu haben.

Indeß war Emilie wieder ins Zimmer hereingetreten. Die Mutter trocknete sich ihre Thränen und sahe die Tochter lächelnd an. „Weißt du wohl, mein Kind, fragte sie, in welcher Absicht Herr von Lambert heute schon wieder zu uns gekommen ist?“ „Wie sollte ich das wissen können?“ erwiederte das Fräulein mit hohem Erröthen und leiser Stimme. — „Nun, so sprach die Mutter, dann will ich dirs sagen, er sieht sich hier bei uns nach einer lieben Braut um“. — Verlegen, zum Boden blickend, stund das Mädchen da; die Mutter aber, jetzt mit ernsterem Tone, fragte die Tochter: glaubst du hier, vor Gottes Angesicht, es versichern zu können, daß du diesen edlen Mann, der um dein Herz und um deine Hand wirbt, von ganzen Herzen, wie dein eignes Leben, wirst lieben und seiner guten Leitung treu ergeben und gehorsam seyn können bis ans Ende? Mit lauterer Stimme sprach Emilie das Ja aus und legte ihre Hand in die dargebotene Hand des Jünglinges. Die Mutter, mit beiden Händen die Häupter ihrer Kinder berührend, sprach ihren Segen über das Bündniß aus, dann aber bat sie Lambert, er möge, durch ein Wort der gemeinsamen Erhebung, dieser Stunde eine ähnliche Weihe geben, als jener andren, welche sie am Sterbebett des seligen Vaters gefeiert hatten. In diesen Augenblicken war es der Mutter und ihren Kindern, als freueten sich mit ihnen zugleich in unmittelbarer, wenn auch dem Auge verborgener Nähe, die selig Vorangegangenen, und als sprächen auch sie ihr Ja und Amen zu dem im Himmel geschlossenen Bunde.

Die Geſchichte unſres Studenten Friedreich, oder ſpäteren Regierungsrathes von Lambert, wäre eigentlich hier zu dem Ende gekommen, bis zu welchem es unſre Abſicht war, ſie fortzuführen. Dennoch erwähnen wir noch mit wenig Worten, daß derſelbe ſeine ſo ehrenvoll betretne militäriſche Laufbahn noch bis zur Einnahme von Paris durch die Alliirten fortſetzte, und daß ihm auf dem Rückmarſch der Armee, als er für einige Zeit Urlaub von derſelben nahm, die unausſprechliche Seligkeit eines Wiederſehens ſeiner lieben Mutter Gertrud bereitet war. Bald hernach trat er ſein Amt in dem Miniſterium ſeines guten, väterlich geſinnten Fürſten an und holte die theure Braut heim. Mutter Gertrud war auch bei der Hochzeit. Wie hätten aber ſolche Kinder zu leben vermocht, ohne die Nähe ihrer lieben Mütter; Frau von G** richtete es ſo ein, daß ſie den größeſten Theil des Jahres bei ihren Kindern leben konnte, Mutter Gertrud aber blieb ganz bei ihrem lieben Friedreich, und war noch lange Zeit ein erbauliches Vorbild ihrer Kinder; eine fromme, treue Pflegerin ihrer Enkel.

## Die Schatzgräber.

Die Nacht war stürmisch, das Meer tobte laut zwischen den Felsenstücken des Ufers, der abnehmende Mond warf von Zeit zu Zeit einen Strahl durch das zerrissene Gewölk herab auf die Denksteine des Todtenackers, auf welchem zwei türkisch gekleidete Männer umhergiengen. „Hier sind wir fürs Erste sicher", sprach der Aeltere der beiden zu seinem jüngeren Begleiter, „denn dieser Theil des Ufers dient zum Begräbniß der an der Pest Verstorbenen, und dort bei jenen Bäumen sind die Hütten der Aussätzigen, deren Nähe jeder Lebende mit ängstlicher Scheu vermeidet. Hier hat kein Mensch unsre gefahrvolle Landung an der Insel bemerkt, und morgen, wenn unsre durchnäßten Kleider getrocknet sind, mischen wir uns ungescheut, wie ihres Gleichen, unter die Türken, mit deren Sprache und Sitte ich fast so vertraut bin, wie mit der unsrer Flamänder oder meiner Malteser".

Ihnen freilich, sagte der Jüngere, darf es bei solcher Gelegenheit nicht bang seyn; man wird Ihnen den Franken schwerlich anmerken; wie aber soll es mir ergehen, der ich kaum ein Wort Türkisch verstehe und überhaupt, außer der französischen Muttersprache und der Italienischen, keiner anderen lebenden Sprache mächtig bin?

Laß dich das nicht bekümmern, lieber Neffe, sagte der Andre. Nach einem Sprüchwort der Türken, dessen

Sinn unter gewissen Umständen gar kein unebener ist, gleicht ein verständiges Reden einem silbernen Becher, der kühlendes Wasser enthält; verständiges Schweigen aber, zur rechten Zeit, ist einem goldnen Gefäß vergleichbar, in welchem Balsam verschlossen ist. Uebe du nur ein beständiges Schweigen, mit ernsthafter Miene; laß deinen Mund statt der Worte den Dampf des Tabaks aushauchen, ich aber will für dich reden und handeln.

Wie aber, sprach der Andre, wenn es einmal mein Loos wäre, ohne Sie in die Mitte der Türken zu gerathen?

Dann wüßte ich dir keinen beßren Rath, sprach der Oheim, als du stelltest dich wie ein Taubstummer, was du ja wirklich einigermaßen in Beziehung auf die Türken bist, und sprächst mit Ihnen in der Sprache der Zeichen, in der sich, wenigstens über Hunger und Durst, mit jedem Volk der Erde reden läßt. Ohnehin ist unsre diesmalige Fahrt abentheuerlich und seltsam genug. Ich dachte darüber nach, als wir heute Nacht im Boot unsres griechischen Kapitäns die tollkühne Fahrt durch die schäumenden Wogen hieher an die Küste machten; ein Wagstück, das uns schlecht bekommen seyn sollte, wenn der Eubulos nicht ein so gar vortrefflicher Seemann, und er wie seine Leute hier in dieser Gegend mit jeder Felsenklippe so bekannt wären. Bist du nicht ein alter Narr, dachte ich, daß du noch in deinem 62sten Jahre dich aus Liebe zu deiner Schwester Sohn verlocken lässest, mit ihm auf die Insel Rhodos zu gehen, um da einen Familienschatz zu erheben, der, wenn er anders noch zu finden wäre, seit fast 300 Jahren in eiserner Truhe verwahrt, unter den Mauern eines vormaligen Gartens vergraben liegt. Ein Schatz, der freilich, nach der schriftlichen Angabe, die

wir beide aus unsrem Familienarchiv kennen, groß genug wäre, um dich und deine Mutter so reich zu machen, als ihrs euch wünschen mögt, der uns aber auch beiden leichtlich mehr kosten kann, als er werth ist. Denn ohnehin kann es kein argwöhnischeres Volk gegen die wahren so wie gegen die eingebildeten Schatzgräber geben, als die Türken sind. Jedem Fremden, vornämlich wenn er ein Franke ist, halten sie, und wenn er nur in ein altes Gemäuer hineinblickt, noch mehr aber, wenn er gar darinnen gräbt, für Einen, der nach Geld und Geldeswerth sucht, und welcher das hinwegnimmt, was ihrem Bedünken nach niemand Andrem als ihnen, den rechtgläubigen Landesbewohnern, zugehört. Vor Andren sind die hiesigen Türken von jenem Argwohn heimgesucht, denn sie erzählen sich tausend Mährchen von den Schätzen und Talismanen, welche die Ritter des vormaligen Rhodiserordens, vor ihrem Abzug von der Insel, hier vergraben haben sollten, auch von Höhlen, in denen giftige Drachen wohnen und ein Aushauch der Pestilenz über die ganze Insel sich ausbreiten würde, wenn die böswilligen Christen des Abendlandes, welche den Ort der Höhlen aus ihren Büchern wissen, einmal Gelegenheit fänden, sich in die Mitte der Insel einzuschleichen und da die steinernen Deckel aufzuthun, welche auf den Mundlöchern der Drachenhöhlen liegen. Du siehst daraus, daß schon Das sein Bedenken hat, wenn sich ein Christ ins Innre der Insel wagt, sollten nun vollends gar die Türken die wahre Absicht unsrer Wandrung merken, sollten sie jemals das ahnen können, daß ich ein vermummter Malteserritter bin, dann stehe ich dir keine Stunde für die Sicherheit unsrer Hälse.

Aber gesetzt nun auch wirklich, wir kämen ganz unbemerkt und unverdächtigt hinan ins Gebirge, in die

Gegend der alten Stadt Lindos; gesetzt, wir fänden den Landsitz unsres uralten Vorfahren, ich weiß selbst nicht aus welchem Glied, ganz richtig auf, alle Zeichen: beim Brunnen, beim schwärzlichen Felsen, bei der Mauer aus alten Marmortrümmern, träfen ein, wir arbeiteten die verdeckenden Steine hinweg, wie wäre es dann, wenn wir statt des Schatzes nur ein leeres Loch anträfen, worin allenfalls einmal eine eiserne Truhe gestanden seyn könnte? Und ist denn das so unwahrscheinlich? — Unser alter höchstseliger Vorfahr Clemens, der im Jahr 1521 den Schatz bei seinem Landhaus, das er nie wieder zu sehen bekam, vergrub und dann hinein in die für unüberwindlich fest gehaltne Stadt zog, hat als tapfrer Vertheidiger der Mauern gegen die Türken seinen Tod gefunden; seine Papiere, worinnen der Vergungsort des Schatzes beschrieben war, wurden durch einen seiner Freunde, der dem Ritterorden zugehörte, beim Abzug von der Insel mitgenommen und kamen mehrere Jahre nachher in den Besitz unsrer Familie; wie manches Auge kann in der Zwischenzeit die Papiere gelesen, wie manche Hand sie copirt und hierdurch andren Händen vorgearbeitet haben, welche das Nest vielleicht schon vor mehr als einem Jahrhundert ausnahmen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind wir aber nicht einmal die ersten aus unsrer Familie, welche das Abentheuer bestehen. Ich weiß michs noch recht gut zu erinnern, obgleich ich damals erst zehn Jahre alt war, habe es dann auch oft von meiner Mutter erzählen hören, wie vor etwas länger als funfzig Jahren ein Vetter von mir, mit Namen Philipp, ein Mensch voller Phantasieen und wunderlicher Einfälle, wie du es bist, dabei ein vortrefflicher Musikus, sich mit einer genauen Abschrift unsrer

Familienpapiere aufgemacht hat, um den Schatz zu heben. Er war damals kaum 18 Jahre alt, seine eignen Eltern waren gestorben, und von seinen Verwandten, meinen Eltern, ließ er sich nichts einreden; die ganze Summe, die er als Reisegeld mitnahm, denn meine Eltern waren nicht in den Umständen, ihm viel zu geben, mag sich etwa auf 3 bis 4 Louisdor belaufen haben. Aber er nahm zugleich einige musikalische Instrumente mit, auf denen er Meister war, und hat sich wirklich als Musikus nicht nur nach Smyrna und Constantinopel, sondern, als er das Türkische recht innen hatte, auch hieher auf die Insel Rhodos fortgeholfen, von wo aus er noch einige Zeilen an meine Eltern schrieb. Was aber hier weiter aus ihm geworden sey, ob er lebendig bis zum Schatz gekommen, oder erst nachher, nachdem er das Geld aufgefunden hatte, von den Türken todt geschlagen worden ist, davon hat man nie Etwas erfahren können. Denn auch ihm, so wie uns, konnte oder könnte das begegnen, daß man schon mit dem Gold in der Hand oder im Sack, sein Wagstück noch mit dem Leben bezahlen müßte. Wenigstens halte ich das für ungemein schwer, wo nicht gar für unmöglich, eine Masse Geldes, die der Beschreibung nach mehr als einen Centner wiegen müßte, unbemerkt und ungehindert von der abgelegnen Gegend bei den Ruinen von Lindos hieher in die Gegend des Hafens zu schleppen, wo uns nach etwa 6 oder 8 Wochen, bei seiner Rückkehr aus Alexandria, unser redlicher Freund, der griechische Kapitän, erwarten und in sein Schiff aufnehmen will. Dies Alles, was ich da eben sagte, sind Bedenklichkeiten, die mir freilich schon manchmal auf dieser Reise, vor allem aber in der vergangenen, gefahrvollen Nacht durch den Kopf giengen.

Doch

Doch ich nenne die Nacht eine vergangene, und sie ist dies nicht, denn es mag noch länger als drei Stunden bis auf den Morgen seyn. Mit dir ist ohnehin kein vernünftiges Wort zu reden, denn dein Kopf steckt so fest voll Träume und phantastischer Pläne, daß kein andrer Gedanke mehr hineingeht; ich habe dir all meine Bedenklichkeiten schon mehr denn zehnmal vorgesagt. Und wer ist am Ende bei all solchen Gesprächen und Wortstreitereien der Sieger geblieben? Mein Herr Neffe, der mit seinen lebhaften Phantasieen selbst seinen alten Oheim angesteckt hat, welcher nun einmal in seiner Schwester Sohn so vernarrt ist, daß er ihm, dem einzigen und letzten Sprößling der Familie, keine Bitte abschlagen konnte, und der, ich will dirs nur aufrichtig von mir gestehen, noch jetzt in seinen alten Tagen nur einen gar zu großen Zug zu abentheuerlichen Unternehmungen hat. In diesem Augenblick lähmt die Ermattung und Schläfrigkeit die Schwingen meines Unternehmungsgeistes; ich will mir hier ein Bette über den Betten der Langschläfer suchen, welche da unter den Steinen liegen.

Charles, so hieß der ältere der beiden Fremdlinge mit seinem Vornamen, machte sogleich Anstalt, seinen Vorsatz auszuführen; neben einem der Gräber streckte er sich in das dürre Gras und nach wenig Augenblicken war er fest entschlafen.

Seinen jüngeren Begleiter, den wir bei seinem Vornamen Robert nennen, suchte der Schlaf nicht so leicht heim. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich unter solcher Umgebung sahe. Er hatte früher noch niemals das Haus seiner Mutter verlassen, die ihn, den einzigen Sohn, wie einen Augapfel gehütet und gepflegt hatte, und welche vergangen wäre in ihren Sorgen, wenn

ſie gewußt hätte, daß ihr Robert, den ſie nun in voller Sicherheit auf Malta, bei ihrem Bruder, wußte, auf ſo gefahrvolles Unternehmen ausgegangen ſey. Der feiner gebildete Jüngling hatte ſchon auf der bisherigen Reiſe Manches von der kriegeriſchen Rauhheit ſeines übrigens von Gemüth trefflichen Oheims zu leiden gehabt, jetzt hatte dieſer, der mit allen Schreckniſſen der Elemente, mit allen Geſtalten des Todes wohl vertraut war, ihn hierher auf einen Leichenacker der Peſtbefallenen, in die Nähe der Hütten der Ausſätzigen geführt, und ihn da mit allen Gefühlen ſeiner von Eckel empörten Natur allein gelaſſen.

„Das halte ich nicht aus, ſagte mit halblauter Stimme der Jüngling. An meinen Kleidern iſt kein trockner Faden; ſind wir doch mehrere Stunden lang in unſrem Boote, wie in einem beſtändigen kalten Bade der über uns her ſchäumenden Wogen geſeſſen, und faſt 8 Tage lang habe ich an der Seekrankheit gelitten. Mich durchſchauert, bis ins innerſte Mark hinein, der Fieberfroſt, und hier, bei dem furchtbaren Leichengeruch, der dieſen Gräbern entſteigt, wird ſich mein Fieber nach wenig Stunden zu einem Peſtanfall ſteigern, dem ich vielleicht, noch ehe mir die Sonne zum zweiten Mal aufgeht, unterliege. Meine arme, liebe Mutter, um Ihretwillen, das weiß mein Gott, um die Sorgen Ihres Alters zu erleichtern, habe ich dieſe Reiſe nach dem Familienſchatz auf Rhodus unternommen, eine Reiſe, welche von früheſter Kindheit an mein Lieblingstraum, bei Tag wie bei Nacht, war, aber ſtatt der Kammer des Schatzes wird nun Ihr Sohn, die einzige Freude Ihres Alters, für ſein eignes Gebein ein Kämmerlein hier unter der Erde, bei den Verpeſteten, finden".

Die lebhafte Einbildungskraft des Jünglinges, der durch die Leiden des ungewohnten Seelebens, welche er in den letzten Tagen erduldet hatte, noch reizbarer geworden war, erhöhte die peinlichen Gefühle, die wohl auch ein ganz Gesunder in ähnlicher Lage empfunden haben würde. Der Sturm hatte sich wieder stärker erhoben, das Meer brauste furchtbar gegen die Felsen, da hörte man, ganz in der Nähe des Ufers, das Abfeuern einer Kanone. „Das ist ein Nothsignal", sagte Charles, der von seinem Schlafe auffuhr; „ein Schiff ist hier in der Nähe gescheitert". „Es wird doch nicht das Schiff unsres wackren, griechischen Kapitäns seyn?" fragte Robert, den der Schreck und das Mitleid sein Uebelbefinden auf einige Zeit vergessen ließen. „Darum hab keine Sorge", antwortete Charles. Unser Kapitän ist ein viel zu guter, vorsichtiger Seemann, dabei viel zu bekannt mit diesem Meere, als daß er die Richtung gegen Symi, die sein Schiff, beflügelt vom Sturmwind, nahm, als er uns im Boot aussetzte, sollte verlassen haben; die Griechen sind halbe Schwimmvögel, denen das Meer so leicht nichts anhaben kann; desto ungeschickter und unvorsichtiger sind aber in der Regel die Türken, und ich müßte mich sehr irren, wenn das Schiff, das so eben den Nothruf hören ließ, kein türkisches wäre. Indeß sey das, wie es wolle, Türk oder Christ, ich vormaliger Seemann kann da nicht müssig bleiben, ich muß meine alten Knochen zur Hülfe der Bedrängten in Bewegung setzen".

Mit diesen Worten eilte Charles der Gegend des Ufers zu, in deren Nähe der Kanonenschuß war vernommen worden. Er fand hier ein Fischerboot, das einigen Türken gehörte, welche allerdings nicht abgeneigt schienen, dem nothleidenden Schiffe, dessen Wrack jetzt in der Mor-

gendämmrung sichtbar wurde, zu Hülfe zu kommen, dabei aber weder das Geschick, noch die rechte Entschlossenheit besaßen, sich in die gräulichen Wasserwogen hinaus zu wagen. Charles sprang hinein in das Fahrzeug, ergriff das Steuerruder, und mit donnernder Stimme, als ob er der befehlende Herr sey, gebot er den Türken in ihrer Sprache, die Ruder zu ergreifen und zum Schiffe hinzufahren.

Ist nur ein rechtes kräftiges Haupt da, welches zur Bewegung antreibt und diese leitet, die Glieder werden es dann nicht an ihrer Mitwirkung fehlen lassen; Charles, der früher viele Jahre lang zur See gedient hatte, steuerte das Fahrzeug so geschickt durch die Klippen hindurch, daß es unversehrt zu seinem Ziele gelangte. Er hatte sich nicht geirrt, das gescheiterte Schiff war ein türkisches; die darauf fahrenden Menschen, der Zahl nach etwa 40, hiengen an dem zertrümmerten Wrack, das mit jedem Wellenschlag der Auflösung und dem Untergang näher kam. Als sie das Boot sahen, wollten Alle zugleich, die Stärkeren zuerst, in dasselbe hineinspringen; Charles aber stieß das Boot wieder ab und betheuerte den Türken, daß er sie ohne alle Hülfe lassen werde, wenn sie nicht der Ordnung, bei welcher allein Rettung möglich, sich fügten; nur 12 oder 14 vermöge das Boot auf einmal zu führen, zuerst sollten die Frauen, die Kinder und Greise, dann die Andren aufgenommen werden. Um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, hielt er das scharfe, harpunenartige Werkzeug, das im Fischerboot lag, empor, und drohete Jeden damit zu durchbohren, der die Ordnung verletze.

Das Machtgebot des muthigen Mannes wirkte; einige Frauen, Kinder und Alte wurden zuerst ans Ufer

gebracht; die Rettungsfahrt gelang zum zweiten und dritten Mal; mit den Menschen zugleich war selbst ein Theil des kostbareren Eigenthumes der Schiffbrüchigen in Sicherheit gebracht worden.

Es war jetzt heller Morgen. Mehrere Türken aus der benachbarten Stadt und aus den Hütten am Ufer, hatten sich um das Boot und um die Geretteten versammlet, sie zündeten ein Feuer an und brachten mitleidig allerhand Speisen und Getränke, so wie auch Kleidungsstücke herbei. Zwar, an eine besondre Aeußerung der Dankbarkeit war nicht, am wenigsten aber an einen Lohn in Geld zu denken, welcher etwa dem Charles zu Theil geworden wäre, denn der Türke betrachtet die Rettung der Schiffbrüchigen und ihre Verpflegung als eine Pflicht, die sich von selber versteht; wohl aber lud einer der alten Türken, der von vornehmerem Stand schien, den muthigen Charles zu der Mahlzeit ein, die ihm, reichlicher als den Andren, war gebracht worden. „Gelobt sey Gott, sagte er, daß er dir Muth und Kraft gegeben hat, zu unsrem Schiff zu kommen, was keine leichte Sache war".

Unter dem versammleten Volk hatte sich auch Robert eingefunden; er stund da bleich und matt, und dennoch in seinem Herzen erleichtert; denn schon das helle Tageslicht, noch mehr der Anblick und die Nähe der Menschen, hatte seine bangen Sorgen verscheucht und ihm wieder Gedanken des Lebens, statt jener des Todes, eingegeben. Charles, mit der gastfreien Sitte der Türken wohlvertraut, winkte ihm, und lud ihn, der Verabredung nach durch Zeichen, zur Theilnahme an der Mahlzeit des alten Türken ein, welcher sogleich dem neuen Gast einen Ehrenplatz einräumte. Zum ersten Mal seit mehreren Tagen genoß der Jüngling wieder etwas Speise und fühlte mit

der Lebenskraft des Leibes zugleich auch den Lebensmuth gestärkt.

Zur Familie des alten Türken, der, wie dies Charles erfragt hatte, auf Candia ansäßig und jetzt auf der Rückreise dahin begriffen war, gehörte eine Frau, deren dichte Verschleierung weder auf das Lebensalter, noch auf die Gesichtsbildung einen Schluß zu machen gestattete, und außer ihr drei kleine Kinder, denen als Aufseherin ein Mädchen von etwa 18 Jahren beigesellt war, dem man an Kleidung wie an der Form des schönen Angesichtes die griechische Abkunft gar leicht anmerken konnte. Ein tiefer Kummer sprach sich in ihren Mienen aus; sie schien kaum zu bemerken, was um sie her vorgieng; die dargebotnen Speisen berührte sie nicht. Es war damals eben ein ernstlicher Krieg der Türken gegen die griechischen Bewohner einiger asiatischen Inseln und Küstengegenden ausgebrochen, weil zuerst einige, dann viele von diesen gegen die Barbarei ihrer Unterdrücker Gewalt gebraucht hatten, und dieser Krieg war zuletzt in ein furchtbares Gemetzel auch vieler friedlichen und stillen Bewohner der Inseln und des Festlandes übergegangen.

Wo hast du diese Sclavin hergebracht, fragte Charles den alten Türken. — Aus Chios, antwortete dieser. Ich kaufte sie dort um ziemlich hohen Preis mit noch einer Andren, welche mir auf dem Schiffe starb. Und auch mit dieser hier, fürchte ich, geht mirs bald auf gleiche Weise; sie ißt nicht, sie trinkt nicht; bei Nacht, statt zu schlafen, weint sie, bei Tage starrt sie, wie eine Wahnsinnige, vor sich hin. Ich bin noch selten glücklich gewesen mit weißen, am wenigsten mit griechischen Sklavinnen, mit den schwarzen hatte ich niemals Noth.

Beim Allah, sprach Charles, das Mädchen ist schön;

wie hoch würdest du es im Preis anschlagen? — Um vierzig Zechinen, sagte der Türk, kaufte ich sie, um fünfzig würde ich sie verkaufen, denn das ist sie werth.

In tiefes Nachsinnen verloren, saß Charles da; er betrachtete die Jungfrau mit inniger Theilnahme; der Ausdruck des tiefen Kummers in ihrem Angesicht zerriß ihm das Herz. Der alte Türk war indeß aufgestanden, und in Begleitung einiger Türken aus der Stadt nach dieser hingegangen, ihm folgten seine Frau mit den Kindern und der Sklavin. Charles sahe ihnen lange nach, dann winkte er dem Neffen, ihn nach einer andren Gegend des Ufers zu begleiten.

Unsre vertraute Bekanntschaft mit den Türken, so sprach der Oheim, als er sich mit seinem Neffen allein sahe, hat sich leichter und schneller gemacht, als ich es erwarten konnte. Ich kenne dies Volk, wir brauchen uns jetzt nicht mehr vor ihm zu scheuen, sondern wir dürfen, seitdem sie mich als muthigen Seemann erprobten, auf eine gewisse Achtung, so wie auf die gastfreundliche Gesinnung der hiesigen Türken rechnen. Aber bei alle dem wäre mir jetzt mit 20 venezianischen Ducaten besser gedient, als mit der Achtung und Gastfreundlichkeit der Muselmänner. Unser ganzes Vermögen, das wir in unsrem Gewand verborgen tragen, mag sich auf höchstens dreißig Ducaten belaufen, und mein Türk, obgleich ich ihn so wie sein ganzes Eigenthum aus den Wellen rettete, wird, wie ich die Türken kenne, nicht geneigt seyn, mir auch nur einen Para an der geforderten Summe nachzulassen. Ach wäre doch der Familienschatz mit seinen Gold- und Silberstücken in unsren Händen, oder streckte mir Jemand vorschußweise 20 Ducaten auf den künftigen

Fund vor, dann kaufte ich noch heute das Mädchen aus der Hand des Türken.

In stiller Verwundrung, mit welcher ein Gefühl, fast des Misfallens, gemischt war, betrachtete der Neffe seinen Oheim. „Wie reimen sich, so fragte er halb scherzhaft, solche jugendliche Neigungen des Herzens zu einem grauen Haupte; darf sich auch ein Malteser so nach schönen Frauen umsehen?"

„Thor, der du selber bist", fuhr Charles auf, „wenn du mir eine solche Narrheit zutrauen kannst, mich noch, wie du es etwa könntest, zu verlieben. Was mich an jenem griechischen Mädchen so innig rührt, das ist nicht ihre schöne Gestalt, sondern die unglaubliche Aehnlichkeit mit einer längst Verstorbenen, die mir theurer und lieber war, als das eigne Leben. Doch davon weißt du nichts und brauchst auch nichts zu wissen. Ich kann nicht sagen, ob ich in meinem ganzen Leben einmal ordentlich geweint habe, denn bei uns Seemännern trocknet der Sturm die Augen aus. Glaub mir aber, wenn ichs könnte, heut möcht' ich weinen wie ein Kind, darüber, daß ich unvermögend bin, das arme, liebe Christenkind aus der Gefangenschaft der Türken loszukaufen. Ist mirs doch, als schwämme mir mein altes Herz in Thränen und als stünd ich noch einmal am Sarge meiner Lydia".

Der Neffe, welchem alle diese Hindeutungen auf frühere Lebensschicksale seines Oheims unverständlich waren, schwieg; es that ihm leid, daß er den alten Vetter durch seine argwöhnische Aeußrung beleidigt hatte; Charles aber führte den jungen Freund nach einer Gruppe von Orangen und Maulbeerbäumen hin, unter welcher sie sich niederließen. Siehe da, sprach er zu Robert, die Eigenthümlichkeit der anmuthigen Insel Rhodus, welche, wie

das Alterthum von ihr sagte, ein solcher Lieblingspunkt des Sonnengottes ist, daß kein Tag im Jahre vergeht, an welchem nicht die Sonne wenigstens auf Augenblicke durch die Wetterwolken hindurchstrahlt, und die schöne Insel bescheint. Was hatten wir gestern auf dem Meer, und was in der vergangnen Nacht für Wetter, und jetzt ist der Himmel vollkommen klar; die Sonne meint es, obgleich wir die Mitte des Octobers haben, so gut, wie bei uns in Flandern mitten im Sommer; man sucht gern den Schatten auf. Aber du, mein Freund, bedarfst einiger Stunden der Ruhe; man sieht es dir an deinen hohlen Augen und deinem blassen Leichenpredigt-Gesicht an, daß dich deine erste große Seefahrt nicht sonderlich amüsirt hat, und daß dir der Todtenacker, auf dem wir diese Nacht herbergten, nicht so wie mir zur Schlafstätte anständig war.

Robert ließ sich nicht vergeblich einladen zu der längst ersehnten und entbehrten Ruhe; ein süßer, fester Schlaf goß sich alsbald über seine Glieder aus, während dessem der alternde Charles sich auch dem Ausruhen überließ, das ihm nach der großen Anstrengung der heutigen Morgenstunden unabweisbares Bedürfniß war. Wir lassen sie beide hier im Schatten der grünenden Bäume schlummern und träumen, und gehen indeß in unsrer Geschichte um mehrere Zeiträume zurück.

Die beiden Schatzgräber, von deren Abentheuern wir hier erzählen, gehörten beide, der eine von väterlicher, der andre, wenigstens von mütterlicher Seite, zu einer adlichen Familie Flanderns, welche ihren Stamm bis zu den ersten Zeiten der Kreuzzüge hinanleitete; denn einer ihrer Vorfahren, Sebastian Bonaventura, war unter Gottfried von Bouillon bei der Eroberung

von Jerusalem gewesen und hatte am heiligen Grabe die Ritterweihe empfangen. Aber es waren nicht nur die Thaten der ältesten Vorfahren, welche der Familie unsres Charles den hohen Ruhm gaben, den sie in der Geschichte ihres Vaterlandes genoß, sondern zu allen Zeiten hatte es in ihr Männer gegeben, die sich, wo die Umstände es erforderten, mit dem Schwert in der Hand als Helden, oder, bei Werken des Friedens, durch Rath und verständige That auszeichneten. Aber neben all diesen rühmlichen Eigenschaften war jene Familie auch durch andre, eben so offenkundige Züge merkwürdig, wodurch sie bei dem Volk des Landes fast sprüchwörtlich geworden. Es gehörte fast zu den unerhörten Fällen, daß einer aus diesem Hause dreißig Jahre alt wurde, ohne wenigstens einen Theil dieser Lebensjahre im einheimischen oder fremden Seedienst zugebracht zu haben; zu den seltnen Fällen, daß sich einer davon eine Gemahlin aus dem Lande selber nahm, denn gewöhnlich brachten sich die Männer ihre Hausfrauen aus fremden Ländern mit. Endlich so gehörte es auch zu den seltnen Fällen, daß bei irgend einem Glied dieser Familie ein großes, etwa durch Glück im Ausland, oder durch Heurath erworbenes Vermögen auf den dritten Erben kam; die Bonaventura's waren meist als kunst- wie prunkliebende, großmüthig-freigebige Herren bekannt, die, so lange sie über bedeutende Summen geboten, wie Fürsten lebten und bankettirten, wenn sie aber des vielen Geldes los waren, auch eben so vergnügt vom Ertrag ihrer kleinen Ländereien lebten, oder sich zum Handel wendeten, bis es wieder gelang, irgend ein neues, vielleicht eben so vergängliches Glück zu machen. Wie die Bonaventura's die Künste liebten und ehrten, so war auch fast in ihnen Allen eine

reiche Phantasie, welche Manche von ihnen zur Dichtkunst oder zur Musik, Andre zu allerhand abentheuerlichen Werken und Thaten trieb, zu denen allerdings auch das Unternehmen unsrer beiden Schatzgräber gerechnet werden mag.

Charles, der ältere der beiden, hatte ebenfalls nach der Weise, die man an den Männern seiner Familie gewohnt war, von seinem 18ten bis nahe zum 40sten Jahre seines Lebens als Seeoffizier, bei der englischen und holländischen Flotte, gedient, hatte während dieser Zeit fast alle bekannte Welttheile und Meere gesehen und schien, als er vor etwa 18 Jahren in sein Vaterland zurückkehrte, ein Mann von sehr ansehnlichem Vermögen zu seyn. Aber wie man es im Sprichwort: „bei dem N. N. fliegt das Geld an und läuft davon, wie bei einem Bonaventura" anzudeuten pflegte, so geschahe es auch bei unsrem Charles; die Trompeten und Pauken, die man sonst öfters in seinem, die Tonkunst pflegenden, gastfreien Hause hörte, verwandelten sich allmälig in den sanften Ton einer Flöte, welche er sich, wenn er seine einfache Mahlzeit genossen hatte, selber zu seinem Vergnügen blies; die Staatskarossen sammt dem Troß der Bedienten waren bis auf einen leichten, zweisitzigen Wagen und einen alten, treuen Stallknecht verschwunden; doch sahe man bei dieser Veränderung den Charles eben so fröhlich und vergnügt bleiben, als er dies vorher gewesen.

Er hatte auch Ursache vergnügt zu bleiben. Abgesehen davon, daß in diesem seltnen Manne ein verborgner Kern von höchstem Gehalte war, welchen da, unter der rauhen Außenseite des alten Seemannes, nur Wenige ahneten, war ihm auch sein Vermögen, das er vor-

züglich durch glückliche Anlage seiner Capitalien bei dem indischen Handel gewonnen hatte, nicht etwa nur in eitlem Prunk und in Gastereien darauf gegangen, sondern der edle Mann hatte damit viele Anstalten der öffentlichen Wohlthätigkeit und geistigen Bildung unterstützt, manches jugendliche Talent zu seiner Ausbildung geführt, manchem Anfänger im Haushalt zu einer festen, gesicherten Stellung geholfen, manche Familie vom unverdienten Herabsturz in Armuth gerettet. Vor Allem hatte Charles durch sein Vermögen, das, freilich auch einem späteren Wechsel unterworfne, häusliche Glück seiner einzigen, lieben Schwester, der Mutter Roberts, begründet. Er fand diese spät geborne Tochter seiner verstorbenen Eltern, welche um 16 Jahre jünger war, denn er, bei der Zurückkehr in sein Vaterland in sehr dürftigen Umständen. Ein Jüngling aus einer der besten, edelsten Familien, die aber mit jener unsres Charles das Loos der Verarmung theilte, liebte die Jungfrau, und sie erwiederte seine innige Zuneigung mit eben so inniger Gegenliebe. Sie hatte außer ihrem Bruder, von dessen Aufenthaltsort man lange nichts Genaueres erfahren konnte, keine Verwandten mehr als eine Tante, bei der sie nach dem Tod der Eltern gelebt hatte. Diese war der Verbindung nicht entgegen, und die beiden Liebenden vermählten sich, in Hoffnung beßrer Zeiten. Aber der wackre, junge Mann, obgleich er schon ein Amt im Staate bekleidete, war außer Stand, mit den verhältnißmäßig spärlichen Einkünften seines Amtes, eine Familie standesgemäß zu ernähren; die häusliche Verlegenheit wuchs noch, als durch Roberts Geburt die Bedürfnisse sich vermehrten. Da kam der edle, freigebige Bruder, der jetzt seine ganze Zuneigung diesem einzigen Kind seiner theu-

ren Eltern zuwendete, und durch ein reiches Heurathsgut, das er in die Hände seiner Schwester legte, machte er allen Schulden und allen Nahrungssorgen des jungen Ehepaares ein Ende. Zwar traf diese geliebte Schwester ein doppeltes Unglück: der frühe Tod ihres Gemahles, und der Verlust eines ansehnlichen Theiles ihres Vermögens durch den Krieg und durch den Brand, der ihr schönes Landhaus in Asche legte; aber immerhin war ihr von der Freigebigkeit ihres Bruders so viel geblieben, daß sie den Bedürfnissen des eignen Lebens genügen und auch dem einzigen, geliebten Sohne, dem letzten Sprößling des edlen Hauses seines Vaters, die standesgemäße Ausbildung gewähren konnte. Robert war durch Gaben des Geistes, wie durch äußere Vorzüge, in gleich reichem Maaße ausgezeichnet, er wuchs zur Freude und zum Stolz seiner Lehrer, wie seiner liebenden Mutter, heran. Aber das innre Erbtheil seines mütterlichen Hauses war auch in hohem Grad auf ihn gekommen; schon als Knabe, noch mehr als Jüngling, zeigte er, mit all seiner weichen Gemüthsart, eine unüberwindliche Lust zu seltsamen Unternehmungen, die ihn einige Male selbst in Lebensgefahr gebracht hatte.

Zur Bestärkung dieses wunderlichen Hanges mochte, ohne es zu wollen, nicht wenig der Oheim Charles beigetragen haben. Denn dieser hatte zwar, seitdem seine äußern Umstände etwas mißlicher Art geworden, sich um das Malteserkreuz beworben und, in Berücksichtigung der alten Verdienste seines Hauses, die Aufnahme in den Ritter-Orden leicht erlangt, auch pflegte er die meiste Zeit in Malta zu wohnen und hatte als alter Seemann seinem Orden schon viele wichtige Dienste erwiesen, dazwischen jedoch pflegte er auch öfters Monate, ja ganze

Jahre im Vaterland, bei seiner Schwester, zu leben. Bei solchen Gelegenheiten war seine liebste Unterhaltung, seine angenehmste Beschäftigung, der Umgang und die Belehrung seines kleinen Neffen gewesen. Diesen suchte er zwar zunächst und vor Allem in Dem zu begründen und zu befestigen, was allein dem Geist des Menschen Kraft des Lebens und Frieden giebt, erzählte ihm aber auch täglich, denn der Knabe mochte nichts Lieberes hören, von seinen Reisen zu Wasser und zu Lande; von den seltsamen Begegnissen und Gefahren, welche er erlebt, von den anmuthig anzuschauenden oder auch furchtbaren Thieren, herrlichen Gewächsen, kostbaren Edelsteinen und Metallen, die er in fernen Ländern gesehen hatte, und welche dort gefunden werden. Oder er erzählte dem Knaben auch von Helden und Abentheurern, welche sich in fremden Landen durch kühne Thaten und durch allerhand glückliche Zufälle großen Ruhm und unermeßliche Reichthümer erworben hatten. Fast am liebsten, und mit einer wahrhaft malerischen Darstellung, sprach der Oncle von Kleinasien und von den griechischen Inseln, wo er, so schien es, die glücklichsten Jahre seiner Jugend verlebt hatte. Wenn er von diesen Gegenden sprach und ihre Anmuth schilderte, da glänzten seine Augen von einem wahrhaft jugendlichen Feuer; öfters mußte er, so war er bewegt, in seiner Erzählung still halten und schien dann wie in einen tiefen Traum verloren. Auch des Familienschatzes auf der Insel Rhodos, und dieser herrlichen Insel selber, an welche die Ritter des Malteserordens mit Entzücken, wie an ein verlornes Paradies, denken, wurde bei solcher Gelegenheit nicht vergessen, der Bericht aus dem Archiv des Hauses hervorgeholt und gelesen. Dieser Bericht war es, der in Roberts Herzen schon frühe zu

einem Zündstoff wurde, welcher sein ganzes Wesen entflammte. Obgleich er denselben in seiner alterthümlichen Sprache fast wörtlich auswendig wußte, hatte er sich ihn dennoch schon als Knabe nicht nur einmal, sondern, auf den Fall hin, daß die eine Copie durch irgend einen Unglücksfall verloren gehen könnte, mehrmalen abgeschrieben; eine dieser Abschriften trug er beständig bei sich, eine andre, damit, wenn wieder einmal Feuersnoth das Haus träfe sie nicht verbrennen möchte, hatte er, wie einen Schatz, in einer Mauer des mütterlichen Gartens verborgen. Gegen den Oheim sprach er unverhohlen die Absicht aus, daß er einmal künftig nach Rhodos gehen und den Schatz erheben wolle, denn Charles, der die Sache nicht sehr ernstlich nahm, pflegte darüber zu lachen, oder sagte wohl auch: nun, wenn du einmal groß bist, dann können wir ja unser Glück versuchen; gegen die zärtlich besorgte Mutter mußte er aber seine Träumereien geheim halten, denn diese, welche die Natur ihres Sohnes genauer kannte als der Oheim, sahe schon in dem noch kindisch erscheinenden Anschlag den Keim zu einem tollkühnen Wagstück des künftigen Jünglinges und Mannes liegen, welcher sie mit Sorgen für ihren Liebling erfüllte. Sie ermahnte deshalb den Knaben bald mit ernster, mütterlicher Strenge, bald mit Thränen, von solchen unnützen Gedanken abzustehen. So war Robert zu einem mehr als zwanzigjährigen Alter herangereift, als die Mutter seinem und des Oheims Wunsche nachgab und ihm die Erlaubniß, so wie ihren Segen, zu einer Reise nach Malta ertheilte, wo er wenigstens ein Jahr bei Charles verweilen sollte. Wer konnte sich glücklicher fühlen, als der Oheim, als er jetzt einen Neffen von solchen Gaben und von solcher Liebenswürdigkeit,

an welchem sein Herz schon längst mit väterlicher Zärtlichkeit hieng, bei sich hatte. Das Leben eines Ritters in Malta war damals ein höchst einförmiges und langweiliges; durch Roberts Anwesenheit wurde es für Charles mit ganz neuen Reizen angethan. Den Jüngling erfreute Alles, was er da auf der merkwürdigen, kleinen Insel, dieser Pforte des Morgenlandes, sahe, und seine Freude theilte sich dem Herzen des väterlichen Freundes mit; der Oheim suchte und fand Gelegenheit zu mancher kleineren wie größeren Geschäftsreise, im Auftrag seines Ordens, und bei allen diesen begleitete ihn der Neffe. Hierbei wurden und waren die Beiden so sehr ein Herz und eine Seele, daß sie nur Einen gemeinsamen Willen und Wunsch hatten; der sonst so abgemessene, ernste Charles war mit dem 22jährigen Robert wieder zum Jüngling geworden. Bei einer solchen Nachgiebigkeit des älteren Mannes, und bei seiner fast überzärtlichen Abhängigkeit von den Einfällen und Neigungen des jüngeren, darf es uns nicht verwundern, daß Robert seinen Oheim zuletzt auch mit dem, noch immer in seinem Gehirn spuckenden Gedanken der Schatzgräberei ansteckte, und allmälig ganz für denselben gewann. Der Alte hatte in seiner Jugend noch viel tollere Wagstücke unternommen, als dieses, und war bei den meisten derselben glücklich gewesen; obgleich er deshalb anfangs, als sein Neffe mit dem jetzt in ihm reifer und fester gewordnen Lieblingstraume seiner Jugend hervortrat, nur mit Scherzen darauf antwortete, fand er am Ende dennoch ein Wohlgefallen an der wahrhaft begeisterten Weise, in welcher ihn Robert um seine Unterstützung und Hülfe zur Reise nach Rhodus bat, und es kam bald dahin, daß er sich selber zur Theilnahme an dem Abentheuer entschloß. Von den Oberen seines Ordens

wirkte

wirkte er sich leicht den Urlaub zu einer Reise nach dem Orient aus, und so kam er mit seinem Neffen zuerst nach Salonichi, wo beide das Gewand der Türken annahmen, dann mit dem Schiff eines griechischen Kapitäns, den Charles aus früherer Zeit sehr genau kannte, hieher nach Rhodus.

Von solcher Art waren denn die beiden Schatzgräber, die wir vorhin, der Ruhe pflegend, im Schatten der Bäume verließen.

Charles war zuerst wieder erwacht, während sein Neffe noch in einem jugendlich festen, gesunden Schlafe neue Lebenskräfte einathmete. Der Oheim ließ den Jüngling noch gern ruhen, ihn beschäftigten jetzt andre Gedanken, als der an das Vorhaben, das sie hierher führte. „Armes Kind, rief er aus, ich weiß nicht, was du mein Herz so nahe angehst, aber ich kann mich der Theilnahme an deinem Kummer keinen Augenblick entschlagen; immer sehe ich dich vor mir mit deinen dunklen, wie ohne Hoffnung hinstarrenden Augen, du Ebenbild meiner Lydia. Auch ich könnte jetzt eine Tochter haben in deinem Alter, wenn das Kind der Mutter nicht so bald ins Grab gefolgt wäre. Aber ich meine, ein Vater könne gegen sein eignes Kind kein größeres Mitleid und Erbarmen tragen, als ich gegen dich fühle. Diese Hand da, ja das Leben selber, wollte ich freudig hingeben, wenn ich dich damit aus deiner jammervollen Lage erlösen könnte". Der Malteser verlor sich in tiefes Nachsinnen, endlich dämmerte ihm, wenn auch nur aus der Ferne, eine Hoffnung auf. Ist doch, sprach er bei sich selber, Candia nicht aus der Welt. Unser griechisches Schiff wird zu seiner Zeit kommen, und mein alter Freund, der Kapitän, in dessen Hände ich überdies unser meistes Reisegeld in Verwahrung

gegeben, geleitet mich eben so willig zu jenem wahrhaften Schatze hin, als hierher, zu dem vermuthlich nur eingebildeten. Gott wird indeß die Unschuld des lieben Kindes auch unter den Feinden, schützen und bewahren.

Der Mittag und selbst mehrere Stunden des Nachmittags waren schon vorüber, da erwachte endlich auch Robert. Die Angst und die Sorgen der vergangenen Nacht waren ihm mit der leiblichen Ermattung vergangen; ihm erschienen die Welt und das Leben wieder so lieblich und so schön, das Ziel aller seiner Wünsche so leicht erreichbar, denn jemals.

„Guten Morgen, oder vielmehr guten Abend, du Langschläfer, rief ihm der Oheim zu; es ist Zeit, daß du aufstehest, damit wir endlich zu einem Anfang unsres Tagwerks kommen. Laß uns vorerst noch einmal unsre hiesige Rolle als Türken besprechen. Daß ich in dieser meiner Vermummung auch nicht mit dem leisesten Schein mein Christenthum verläugnen, sondern lieber unter Martern sterben wollte, als solche Sünde thun, das brauche ich dir nicht erst zu versichern, und ich weiß ja, du theilst dieselbe Gesinnung mit mir. Fragte mich einer, ob ich Christ oder Muselmann sey, ich würde nicht nur als redlicher Malteser, sondern als Christ, mich gedrungen fühlen ihm zu sagen, was ich bin. Aber ich hoffe nicht bloß, sondern ich weiß es mit Sicherheit voraus, daß kein Türke sich die Mühe geben wird, mich durch solche Fragen in Verlegenheit zu setzen; keinen wird selbst nur die Neugier anwandeln, sich zu erkundigen, wann und durch welche Schiffsgelegenheit wir hier angekommen seyen, noch weniger aber nach einer Absicht unsres Hierseyns. Ich werde türkisch sprechen, wie ein Türk, meinen Tabaksrauch und meinen Kaffee eben so schweigend und stumm

einschlürfen, als einer von ihnen, und Niemand wird an mir einen Anstoß nehmen. Du machst mir dann Alles nach, was du mich thun siehest, nimmst dich aber dabei eben so in Acht, daß ein lautes französisches Wort aus deinen Lippen, als daß eine deiner Locken, zu deren Abscheeren sich deine jugendliche Eitelkeit nicht entschließen konnte, aus dem Turban hervorkomme. Wir müssen nun einmal, soll unser Geschäft auf dieser Insel glücklich von statten gehen, als Türken passiren".

„Höre nun auch, was dann weiter zu thun ist. Der für uns glückliche Zufall der vergangenen Morgenstunden erspart mir manchen Umweg, den meine Vorsicht zu gehen gedachte; wir können uns jetzt unbedenklich unter das Gedräng der Türken in einem der größesten, besuchtesten der Kaffeehäuser mischen. Denn mit diesem Volk kommt man am besten in vertraute Bekanntschaft, nicht dadurch, daß man mit ihm lange Unterhaltungen anknüpft und ihm erzählt, wer man sey und was man erlebte, sondern dadurch, daß man mit demselben einige Stunden lang raucht und schweigt. In dem Kaffeehaus, in das wir kommen werden, sitzt gewiß einer und der andre der Türken, die mich heute bei der Rettung der Schiffbrüchigen geschäftig sahen. Auch die Uebrigen haben, wenn auch nur in wenig Worten, den Bericht, von dem was vorgieng, erfahren. Bei unsrem Eintritt wird dann einer der Kundigen entweder durch Hindeuten mit der Pfeife, oder durch die Weise, wie er uns zu seinem Sorbet einlädt, den Andren uns kenntlich machen; eine oder etliche Minuten werden diese uns anstarren, dann aber zur süßen Selbstvergessenheit im Genuß des Tabakdampfens zurückkehren. Wenn wir nun die Aufgabe des heutigen Tages gelöst und bis zum Abend mit unsern Türken geschwiegen

haben, dann, nach genossener Nachtruhe, treten wir morgen früh unser eigentliches Geschäft an. Dieses mag dir vielleicht als ein sehr sonderbares vorkommen, und doch ist es das einzige, das uns zu unsrer Schatzgräberei den Weg bahnen kann. Hier am Ufer der Insel nämlich, so wie in einigen ihrer Gebirge, giebt es eine große Menge von ganz besonders buntfarbigen, hübschen Steinen, welche in ganzen Schiffsladungen nach Konstantinopel geführt werden, wo man sie zu einem bunten, musaikartigen Pflaster in Höfen und Gartengängen benutzt. Morgen besuchen wir zuerst, als Steinsammler und Steinkäufer, die mit geringem Taglohn mehrere Hände des armen Volkes beschäftigen, die Gegenden am Strande, setzen dieses Geschäft mit der Bedächtigkeit eines Türken mehrere Tage fort, und dann begeben wir uns, anscheinend in derselben Absicht, nach der Gegend der Insel, wohin dich deine Träume, im Schlafe wie im Wachen, so oft geführt haben. In den Körben voller Steine, die man dort etwa unsren Lastträgern oder Lastthieren aufbürdete, ließe sich dann auch zur Noth unser Schatz — wenn es anders noch einen solchen für uns giebt — verbergen und ohne alles Aufsehen ans Ufer, so wie seiner Zeit zu Schiffe bringen".

Robert hatte nichts gegen den verständigen Plan des Oheims einzuwenden; die beiden giengen der Stadt zu. „Wie schön, sagte jener, ist diese Insel und wie alterthümlich prachtvoll sind die Mauern und Thürme dieser Stadt. Glaubt man doch, irgend ein Bauwerk von gleicher Bestimmung und von schönster Vollendung aus unsrem Vaterlande: eine Ritterburg im großartigsten Maaßstabe vor sich zu sehen".

Ja wohl, eine reiche, herrliche Insel und eine statt-

liche Festung, sprach seufzend der Malteser. Hier hat unser Orden seine herrlichste Blüthenzeit durchlebt; hier sind Heldenthaten des christlichen Muthes geschehen, dergleichen nur selten auf Erden vorkamen. Ach, daß ich dort auf jenen alten Kirchengebäuden den Halbmond statt des Kreuzes, und selbst die vormaligen Kanonen unsres Ordens im Dienst der Feinde sehen muß! Siehe, in dieser ganzen, schönen Stadt darf noch jetzt, seit der türkischen Besitznahme der Insel, kein Christ wohnen, diese haben ihre Behausungen dort jenseits der Mauern, in der niedriger gelegnen Vorstadt. Dennoch haben die Türken alles Andre, was sie hier aus der christlichen Zeit fanden, mit einer gewissen Achtung und Schonung behandelt; du wirst im Innren der Stadt noch die Wappen manches edlen Geschlechtes unsres Vaterlandes, selbst das unsrer Familien wohlerhalten finden; die Gebäude unsres Ordens sind noch im guten Stand; vor wenig Jahrzehenden sahe man noch hier an diesem Thore, an eiserne Ketten befestigt, den angeblichen Kopf jenes Drachen oder Lindwurmes, den der vielbesungene, tapfre Ritter Deodat de Gozon erlegte.

Die ersten Tage des Aufenthaltes auf Rhodus waren unsren beiden Abentheurern glücklich vergangen; es war im Ganzen Alles so gekommen, wie Charles es vorausgesagt hatte. Dieser, der Oheim, hatte übrigens nicht versäumt, sich täglich mehrere Male nach der Familie des alten Türken, oder eigentlicher zu reden, nach dem armen, seine Theilnahme so innig erregenden Christenkind umzusehen, obwohl es nicht immer gelang, des ersehnten Anblickes theilhaft zu werden. Denn obgleich der alte Türk bei einem Handelsfreund am Hafen, ganz in der Nähe jenes Kaffeehauses wohnte, das unsre Schatz-

gräber besuchten, und obgleich nach der Sitte des Landes während der Stunden des Tages der Anblick des innern Hauses eröffnet war, blieben bei solcher Gelegenheit dennoch die Frauen für beständig, die Sklavin mit den Kindern wenigstens öfters unsichtbar. Bei diesen bald sich belohnenden, bald auch fehl schlagenden Spähereien konnte man dann auch leicht bemerken, daß nicht der Oheim allein, sondern mit ihm zugleich der Neffe nach der schönen Griechin sich umschaute, und zwar der letztere mit einer Theilnahme des Gemüthes, welche noch etwas Andres, denn bloßes Mitleid, war.

Am vierten Morgen nach der Ankunft auf der Insel, begegnete unsrem Charles Etwas, wodurch derselbe in keine geringe Verlegenheit gesetzt wurde. Er wandelte mit seinem Neffen am Damm des Hafens, da begegnete ihm in Gesellschaft des französischen Consuls ein Fremder, der übrigens für ihn weder ein Fremder, noch ein Unbekannter war. Es war der Marquis von Dubois, mit welchem Charles bei einem früheren Zusammenseyn in Paris in sehr vertrauten Verhältnissen gelebt hatte; ein Mann, der in hoher Achtung am Hofe des Königes stund, und der jetzt mit einer Sendung seines Hofes an die hohe Pforte beauftragt war. Dieser betrachtete den Charles mit großer Aufmerksamkeit und sagte dann, zu dem Consul gewendet, auf Französisch: „wenn man nicht gewiß wüßte, daß dieser da ein Türke ist, dann würde ich ihn auf der Stelle als den Malteserritter, Charles de Bonaventura, anreden, einen Mann von guter Familie und ehrenhaftem Benehmen, den ich in Frankreich sehr nahe gekannt habe. Eine solche frappante Aehnlichkeit ist mir noch niemals vorgekommen". — „Das geschieht wohl zuweilen, sagte der Consul, daß

die Natur ein solches Spiel der Verähnlichung an Leuten von ganz verschiednem Stande treibt. So lebte zu meiner Zeit zu Lyon der Besitzer eines Kaffeehauses, welcher Sr. Majestät dem König von Frankreich so ähnlich war, als ein Ei dem andren. Und auch ich finde, daß die Gesichtsbildung dieses Türken da vielmehr jener eines wohlgebildeten Franken, als der eines Türken gleicht".

Charles, der vermeintliche Türke, schien alles Das, was die Beiden von ihm sprachen, nicht zu hören, denn es wäre ihm kein sonderliches Gefallen gewesen, wenn sein Freund ihn erkannt und ihn um die Absicht seiner Vermummung, so wie seines Hierseyns, gefragt hätte. Um jedoch allen Folgen dieses Begegnens auszuweichen, wendete er sich nach einer Gegend der äußren Umgebung der Stadt hin, in welcher er hoffen durfte, mit seinem Neffen mehr allein zu seyn. Aber eben auf diesem Wege geschahe es ihm, daß er, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe gerieth. Ein Mann, in einer Art von rothem Talar, kam mit eiligem Schritte gegen die Beiden her. Charles, mit seinen Falkenaugen, erkannte ihn sogleich. „Führt denn", so brummte er unmuthig vor sich hin, „der Henker all meine alten Bekannten hier auf Rhodus mit mir zusammen, daß sie mich erkennen und verrathen sollen? Ist das nicht leibhaftig mein alter Mäkler, der Jude Samson?"

Vergeblich hatte der Malteser gehofft, auch bei diesem Begegnen eben so unerkannt hinwegzukommen, als bei dem ersten, um so mehr, da es jetzt nahe 20 Jahre waren, seitdem er und Samson, der freilich an Art der Kleidung und eigenthümlicher Bewegung der Hände bei jedem Schritt noch derselbe geblieben war, sich nicht gesehen hatten. Aber die scharf spähenden Sinne eines Samson

waren nicht so leicht zu täuschen, als die Augen des Hofmannes Dubois; der Jude blickte den Malteser, der ihn durch eine Miene voll türkischen Hochmuthes abzutreiben suchte, mit Aufmerksamkeit an, ließ ihn an sich vorübergehen und rief dann, halbleise auf Italienisch, ihm nach: „Herr Charles Bonaventura, seyd Ihr es"? Der Oheim stellte sich, als habe er die Frage nicht gehört, und nach einigen weitren Umwegen durch die abgelegneren Gassen der Stadt kehrte er zu dem Hafen zurück, mehr um die Nähe des alten Türken und seine Begleitung, als die Erquickungen des Kaffeehauses aufzusuchen. Aber zu seinem nicht geringen Schrecken fand er den Türken und seine leicht erkennbaren Geräthschaften nicht mehr an ihrem Ort; ein Knecht, der vor der Hausthüre stund, berichtete, daß der Kaufmann aus Candia, der nämliche, der neulich hier Schiffbruch erlitten, mit all den Seinigen heute Nacht auf einem Schiffe, das Holz geladen hatte, abgereist sey. Statt des Anblickes aber, den der Oheim so wie sein Neffe hier gern genossen hätten, begegnete ihnen ein andrer, den sie beide nicht suchen, sondern lieber vermeiden mochten. Der Jude Samson, mit seinem bei jedem Schritt um ihn her flatternden, rothen Talar, mit seinen, wie des Zugreifens beflissenen Händen und seinem weltklug-spähenden Gesicht, gieng da vor dem Kaffeehaus auf und nieder, als hätte er nur auf die beiden Schatzgräber gewartet, und kaum waren diese hineingetreten, da war auch er bei der Hand und begehrte für sich eine Tasse. Der Malteser, der mit untergeschlagnen Beinen auf dem Teppich sitzend, seine Pfeife rauchte, schien abermals den Späher im rothen Talar nicht zu bemerken, und auch Samson, als beachtete er die Fremden nicht, spielte mit seinen immer bewegten Fingern am

Boden, nur von Zeit zu Zeit nach Charles hinschielend. Endlich stund er auf und gieng, ohne sich noch einmal umzusehen, seines Weges.

„Gegen diesen Menschen, sagte der Malteser zu seinem Neffen, als beide wieder im Freien allein waren, gegen diesen Samson, wird dennoch keine Verstellung etwas helfen. Dort sehe ich ihn schon wieder, in weiter Ferne, aus der Platanenallee auf uns zusteuern. Er hat mich trotz der Verkleidung eben so sicher erkannt, als ich ihn, und wer weiß, wie seine Schlauheit uns hier nützen kann, während ihn ein hartnäckiges Verläugnen nur zu unsrem Gegner machen würde".

Der Oheim hatte kaum diese Worte ausgesprochen, da war der schnellfüßige Rothrock schon in ihrer Nähe. Diesmal vermied der Malteser seine Blicke nicht und Samson, seine Gedanken errathend, begrüßte ihn ehrfurchtsvoll, mit kreutzweis über die Brust gelegten Armen. „Ei was führt dich hieher nach Rhodus, fragte Charles; ich meinte, du seyst in Constantinopel oder in Samos?" — „Der ein armer Mann ist, antwortete der Rothrock, muß eben überall seinem Brode nachgehen".— „Du und arm Samson? fragte der Malteser; sag mir, könntest du mir nicht mit einigem Geld auf Credit aushelfen?" „Wie viel tausend Piaster, fragte eilig der Mäkler, bedarf mein Herr? ich will gleich gehen und das Geschäft besorgen." „Bist du klug, Samson, sprach der Oheim, daß du einem armen Malteser, der nichts hat als sein Schwert, Tausende von Piastern anbietest"? „Ei", sagte der Andre, „solch Schwert ist gar viel werth. Hat doch der Herr eine reiche Erbschaft zu machen, wo ihm seyn werden tausend Piaster, wie mir ein oder zwei Para".— „Was fällt dir ein, Samson, sprach Charles,

etwas stutzig, wer hat dir das mit der Erbschaft in den Kopf gesetzt". „Nun, sprach der Andre, klug zurückziehend, ich dachte mir den Scherz selber aus." „Weißt du was, sagte der Malteser, wieder einlenkend, ich bedarf höchstens 30 Ducaten, um eine junge Griechin loszukaufen, die ein Türk aus Chios brachte und welche in voriger Nacht mit ihrem Herrn nach Candia abgereist ist. Deswegen eben, so fügte er mit einer seyn sollend klugen Wendung hinzu, siehst du mich in der türkischen Kleidung, denn du weißt wohl, wie schwer es hier zu Lande einem Franken gemacht wird, eine weiße Christensklavin zu kaufen, am allermeisten einem Malteser". — „Ich verstehe Alles wohl, sagte der Israelit, indem er mit forschendem Blick dem Oheim ins Auge schaute, weiß auch, daß die junge Griechin, von welcher mein Herr sprach, nicht in Candia, noch auf dem Wege dahin, sondern daß sie hier ist, auf der Insel". — „Wie ist das möglich, Samson", fragte der Malteser mit gespannter Aufmerksamkeit, „weißt du denn auch gewiß, welche Griechin ich meine". — „Ei, sprach der Andre, sollte ich das nicht wissen? Ist es doch dieselbe, die dem Türken Hassan aus Candia angehörte, dem Hassan, der mit den Teppichen handelt und der jetzt aus Magnesia kam, wäre aber bald mit Weib und Kind, und Allem, was er hat, im Meere umgekommen, wenn sich mein Herr nicht der Noth angenommen und die Leute mit großem Muth aus dem zerbrochnen Schiff gerettet hätte". — „Wie du doch Alles so genau erforscht hast, sprach der Malteser, aber sag mir recht gewiß, hats auch mit deiner Angabe, daß die Griechin hier auf der Insel ist, seine Richtigkeit"? — „Bin ich doch", sprach Samson, „selbst dabei gestanden und habe die eigne Hand mit im Geschäft

gehabt, als gestern, eine Stunde vor Sonnenuntergang, der Kauf abgeschlossen ward. Das Mägdlein wird bis heute Abend in guter Ruhe sitzen, im Hause des alten Makarios, des reichen Christen, von welchem mein Herr eben so gut wissen mag, als ich; denn für diesen, das sag ich im Vertrauen, ist die Sklavin gekauft worden, und bis dahin, wo der Makarios wohnt, sind von hier aus, zum Reiten auf Eseln, 10 Stunden Weges". — „Nun Gott Lob", sagte der Malteser, „daß das arme Kind wieder in den Händen von Christen ist. Dann mags auch mit unsrem Geldgeschäft noch Anstand haben; vor der Hand nur sag ich dir das Eine an, Samson, daß du reinen Mund hältst; du konntest in früherer Zeit, wenn wir Geschäfte zusammen hatten, schweigen wie eine Mauer, und ich meine, du hast das noch nicht verlernt. Deine Gefälligkeit gegen mich soll dich auch diesmal nicht gereuen".

„Stumm wie ein Fisch im Meer und wachsam wie ein Kranich, sagte Samson, mit einer ehrerbietigen Verbeugung. Weiß ich doch, mit was für einem Herrn ichs zu thun habe".

Die beiden wendeten sich nach dem Ort ihrer gewöhnlichen, scheinbaren Beschäftigung an der Meeresküste, und der Rothrock verließ sie.

„Ich weiß nicht, sagte der Oheim, was ich diesmal von meinem schlauen Samson denken soll. Seine feine Nase kenne ich von sonst her. Sollte der wirklich von unsrem Vorhaben, den Familienschatz zu graben, Wind bekommen haben, da er mir von der reichen Erbschaft vorschwatzt, die ich zu machen hätte? Freilich ist mir dabei das Wie oder Wann unbegreiflich, denn außer uns beiden weiß keine lebendige Seele von dem wunderlichen

Vorhaben. Indeß sagt das Sprichwort: die Wände haben Ohren, und wie die Wände, so könnten auch die Gräber und Leichensteine welche haben. Wer weiß, ob jener Ueberall und Nirgends uns nicht neulich behorcht hat, wo wir auf dem Pest-Todtenacker uns ganz allein und fern von Menschen zu seyn dünkten. In jedem Falle halte ichs für das Gerathenste, so rasch als möglich auf unser Abentheuer auszugehen. Denn zögern wir, so haben wir bei jedem Schritt den pfiffigen Rothrock auf dem Halse. Finden wir dann wirklich, was wir suchen, dann müssen wir ihm einen guten Theil der Beute abtreten; finden wir nichts, dann möchte ich mich auch nicht gern auslachen lassen, ich alter Thor, am wenigsten von einem Samson".

Der Neffe hatte Nichts zu erinnern, und die Beiden schlugen alsbald ihren Weg nach einem kleinen, nahe bei der Stadt gelegnen Dorfe ein, in welchem der Oheim mehrere Esel miethete, auf deren einige man die leeren Körbe, nebst Schaufeln, Hämmern und Keilhauen, angeblich zum Abschlagen und Graben der Steine lud, während die beiden größesten mit der Last der beiden Reiter selber beschwert wurden. Ein junger Türk, des Weges nach dem Gebirge kundig, begleitete sie, und nach weniger als einer halben Stunde Zeit sahen sich die Reisenden schon auf dem Wege.

Ist mirs doch, sagte Robert, als sie am andren Morgen aus einem Walde von Granatbäumen und Feigen, an dessen jenseitigem Saum sie übernachtet hatten, herauskamen ins Freie, als wäre ich nicht nur einmal, sondern schon öfters hier in dieser Gegend gewesen. Hier die Granatbäume voll rother Früchte, am klaren Bache hin, dort auf dem Hügel das grauliche Grün der Oliven-

bäume, darüber hoch herausragend das Gebirge, mit seinen seltsam geformten Felsenzacken und mächtigen Ruinen, erscheinen mir keineswegs neu. Und dort am Abhang das schöne Landhaus, das zwischen den hohen Cypressen hervorschimmert, wollte ich, noch ehe ich hinkomme, von innen und aussen beschreiben, so bekannt, so oft schon gesehen, kommt mir dasselbe vor.

„Du bist eben ein Träumer, sagte lächelnd der Oheim, und ich bekenne mich als deinen Blutsverwandten. Darum gestehe ich dir unverholen, daß mir dasselbe, was du da sagst, mehrmalen in meinem Leben, besonders mit solchen Orten geschehen ist, an denen mir etwas für mich recht Wichtiges, Erfreuliches begegnen sollte. Mir kam es, als ich diese doch zum ersten Mal im Leben sahe, so vor, als sey ich schon längst da bekannt gewesen, und wenn ich recht darüber nachsann, da erinnerte ich mich, daß mirs recht lebhaft davon geträumt hatte. Unsre Seele ist eben eine geborene Prophetin, der sich öfters das noch Zukünftige als ein schon Gegenwärtiges darstellt, wie sich dem Wandrer in der Wüste ein noch weit abgelegnes Wasser in der Luft abspiegelt. Vielleicht hat deine Voraussicht im Traume darauf hindeuten sollen, daß uns wirklich hier in der Nähe etwas Erfreuliches begegnen, der Schatz sich finden lassen solle".

„Reitet nicht da rechts drüben, bei den Olivenpflanzungen, unser allzu dienstbeflißner Rothrock?" fragte nach einiger Zeit Robert den Oheim.

„Du magst dich diesmal wohl geirrt haben, erwiederte Charles. Meine Augen sind für die Ferne noch eben so scharf als die deinen, und das, was du für den Samson hältst, erscheint mir als ein türkisches Bauernweib, mit rothem Umschlagtuch um Kopf und Brust,

reitend auf einem Esel, den ein Mann am Zaume führt".

Die Mittagsstunde war nahe, die Strahlen der Sonne brannten heiß an der Wand des Felsengebirges, an welchem jetzt der Weg hinanführte. „Laß uns, sagte der Oheim, dort am Quell, im Schatten der alten Platane, ein wenig anhalten. Unser türkischer Begleiter, von dessen Spähertalent man überhaupt nichts zu fürchten hat, wird sichs nicht vergeblich heissen lassen, mit seinen Eseln so lange da zu rasten, als es uns gefällt; ich gebe ihm Kaffee und guten Tabak aus unsrem Vorrath, Reis und Knoblauch hat er selber zur Bereitung des Pilaus bei sich, und da vom dürren Gestrüpp kann er sich leicht ein Feuer anmachen; was bedarf ein Türke mehr, um Tage lang die Ruhe an solch schattigem, wasserreichen Orte behaglich zu finden? Während dann unser Bursch sichs hier wohl seyn lässet, benutzen wir beiden die Mittagszeit, um recht ungestört unser Geschäft einzuleiten. Denn während dieser heißeren Stunden des Tages streckt sich hier zu Lande Jeder zur Ruhe des Schlummerns oder des Tabakrauchens hin; der Fremde ist dann am wenigsten gestört, am meisten gesichert vor ungebetnen Augenzeugen. Und wenn mich, so wie mir die Angabe unsres Familienarchives im Sinne liegt, nicht Alles täuscht, müssen wir hier ganz nahe am Ziel unsrer Nachforschungen, ganz nahe an der Vergungsstätte des Schatzes seyn. Denn da, im Norden der Ruinen von Lindos, sind die Bögen der alten Wasserleitung, dort stehen die Marmorsäulen, welche vormals das Dach eines griechischen Tempels trugen, und der schwärzliche Fels, von Lorbeergebüsch überwachsen, fehlt auch nicht".

Dem Eseltreiber wurde jetzt ungemessene Zeit zu sei-

ner Mittagsruhe gelassen; die Beiden stiegen allein den steilen Steig nach dem Gipfel des Berges hinan. Zwischen dem höchsten Bogen der zertrümmerten Wasserleitung und den Säulen des alten Tempels, gerade im Osten von dem schwärzlichen Felsen, mithin in allen einzelnen Zügen da, wo die Beschreibung des Schatzes ihn hinversetzte, fanden sie einen vormaligen Garten, und an der einen Ecke desselben die Trümmer einer kleinen christlichen Kapelle. Der Marmorkranz eines ehemaligen Wasserbehältnisses, im Schatten der alten, hohen Cypressen, war noch wohlerhalten, und gleich ihm waren dies auch die steinernen Ruhebänke; von dem gewesenen, schönen Hause, das wie eine Burg von hohen Mauern und Zinnen umgürtet gewesen war, stunden, nicht weit von dem ehemaligen Garten, noch ansehnliche Reste.

Wenn da diese alten Cypressenbäume, sagte der Malteser, und der noch ältere Feigenbaum am Felsen, in unsrer Menschensprache mit uns reden könnten, von was für Wechseln der menschlichen Dinge würden sie uns zu berichten haben, welche zu ihren Füßen und in ihrem Schatten sich zutrugen. Hier hat einer der beglücktesten und zugleich vom Leid und Schmerz der Erde am härtesten heimgesuchten Vorfahren unsres Hauses gewohnt: jener alte Clemens Bonaventura, von dessen wohlthätigem Sinne, wie von dessen Reichthum, noch jetzt in unsrem Vaterland eine Menge der von ihm gemachten gemeinnützigen Stiftungen, erbauten Kirchen und Krankenhäuser zeugen. Denn seine reiche, gute Hand reichte in dieser Weise weit über Land und Meer hinüber, obgleich er aus besondrer Vorliebe hier diese Insel zu seinem Wohnort gewählt hatte. Leider war diese Wahl für ihn keine glückliche gewesen, denn die Zeit seines Hierseyns

fiel in jene Tage, da der einst so mächtige, herrliche Ritterorden, der so lange eine Vormauer des Panieres der Christen gegen den Halbmond gewesen, der Uebermacht der Türken erliegen mußte.

Clemens war damals der reichste Besitzer auf der Insel; er hatte gewöhnlich drei Schiffe auf dem Meere gehen; zwei seiner Söhne trieben den Handel, und bewohnten ansehnliche Häuser unten in der Stadt, einer war Malteserritter, ein vierter war im Dienst der venetianischen Seemacht. Clemens war mit einer seiner Liebe würdigen Italienerin aus Genua vermählt, welche jene vier Söhne ihm gebar. Als der Sultan Suleimann II. mit seiner ganzen Heeresmacht, zu Wasser und zu Lande, gegen Rhodos und seinen tapfren Ritterorden heranzog, da boten Clemens und seine Söhne all ihr Vermögen, alle Kräfte ihres Lebens für den bedeutungsvollen Kampf auf. Der Alte verließ seine schöne Wohnung hier in der Mitte der Insel, bei welcher er kurz vor dem Beginn des Krieges sein treues Weib begraben hatte, und zog hinein in die Stadt, wo er, wie jeder andre Bürger, die Mauern vertheidigen half.

Aber welches Loos! Clemens sahe alle seine Söhne, denn auch der Seemann war herbeigekommen, als Helden, in diesem heiligen Kampfe, fallen, mit ihnen zugleich den ritterlich, kräftig aufblühenden, fünfzehnjährigen Enkel; er selber, der Alte, starb wenig Tage vor der Uebergabe der Stadt, an den Folgen einer Wunde, die der Pfeil eines Tataren ihm brachte.

Und dennoch, ich wiederhole dies nochmals, war dieser alte Clemens einer der beglücktesten unter unsren Vorfahren. Schon das: als Held zu sterben im Kriege für eine dem Herzen heilige Sache, und zu diesem Kampf

alle

alle seine Söhne mitzubringen und mit sich hinüber zu nehmen in das Land des ewigen Friedens, das ist vieler, ja aller Mühen und Anstrengungen des Lebens werth; aber, sage selber, hat dieser alte Clemens nicht auch schon im Erdenleben mehr Gutes und mehr Freuden genossen, als Leid und Schmerzen erduldet? So viel ich weiß, hat er gegen 30 Jahre in einer glücklichen Ehe mit seinem geliebten Weibe gelebt, und wie viel Ungemach des Lebens wird schon durch drei Jahre, ja durch drei Tage der Erdenwonne eines wahrhaft und inniglich liebenden Herzens aufgewogen! Und dann denk' dir nur einmal da in diesem Paradiese, einen in seinem Gott vergnügten Mann, neben ihm die Geliebte seiner Jugend, an seiner Seite und zu seinen Füßen die lieblich aufblühenden, spielenden Kinder. Kann es wohl auf Erden irgendwo schöner und herrlicher seyn, als hier an dem gewesenen Wohnort des alten Clemens, und seiner, wahrscheinlich dort bei der kleinen, zerstörten Kirche begrabenen Hausfrau? Träufelt doch da, aus dem fast immer blauen Himmel, zugleich mit dem balsamisch duftenden Thau, ohne Aufhören alle Fülle der Natur herunter; der Frühling wie der Morgen weichen niemals aus diesem Vaterland der immerblühenden Rosen, denn wenn unten im Thale der Sommer glühet, da zieht der Frühling mit seinen duftenden Blumen hier herauf zu den Hirten des Gebirges; im Winter geußt er seinen bunten Farbenschmelz der Hyazinthen und Veilchen über die warmen Buchten am Ufer aus, und fühle nur, wie da im Schatten des Lorbeers und der Weingelände noch jetzt, während der heißesten Stunden des Tages, die frische Kühle des Morgens ruhet, während selbst bei Nacht das Licht des Mondes und der Sterne aus dem krystallklaren Himmel

ein Dämmerlicht der Morgenstunden herabstrahlt. O könnte ich hieher in dieses Paradies die unvergeßlichen Stunden zurückrufen, da auch ich das Glück genoß, das dem alten Vater Clemens fast 30 Jahre, und mir nur Monate lang beschieden war, wie gern wollte ich für meine Lydia und ihr Kind dieses Feld bestellen, oder die Schaafe hüten! Und doch, mein Freund, kann ich jenes kurze Glück meines Lebens nicht für zu theuer erkauft halten, um all den Schmerz und das unstillbare Sehnen, das es mir bei seinem Scheiden zurückließ. Blieb mir doch, als ungeschmälertes Erbtheil, noch immer die Liebe zu meiner Lydia, und diese Liebe, im Bund mit der Liebe zu meinem Gott, ist meines Lebens Glück".

Der Oheim schien wieder in sein gewöhnliches Nachsinnen und Träumen versinken zu wollen; Robert ließ es dazu nicht kommen. Er hatte, zum Ueberfluß, die Abschrift des alten Berichtes über den Familienschatz hervorgezogen und sie nochmals durchlaufen, obwohl die Worte alle, mit unauslöschlichen Zügen, in sein Gedächtniß gegraben stunden. Oncle, rief er jetzt, sollte das da nicht die bezeichnete Mauer seyn, unter welcher der Schatz liegt? — Charles, nachdem auch er noch einmal mit großer Aufmerksamkeit die hierauf bezüglichen Worte des Berichtes gelesen, behauptete nein, sondern jene andre Mauer sey die bezeichnete, oder, so fügte er nach einigem Nachsinnen und Herumforschen hinzu, am wahrscheinlichsten würde mir es dünken, daß die Mauer, welche den Schatz barg, dort in der Mitte zwischen diesem und zwischen jenem noch stehenden Gemäuer ihren Ort hatte, da wo nun die Lücke hindurch gebrochen ist, und wäre dieses der Fall, dann möchte wohl zum Auffinden unsres gesuchten Erbes nur wenig Hoffnung seyn, denn der

hier die Lücke hindurchbrach, der kam dabei ohnfehlbar auch zur Entdeckung der eisernen Truhe. „Aber sehen Sie doch, nahm Robert das Wort, wie auch noch da, wo die Mauer nach oben abgebrochen ist, die untersten Steinlagen derselben unversehrt sind. Der Schutt hat dieselben wie ein schützender Mantel umzogen, und ein grüner Schleier des Epheus und des Buxusgesträuches hat sie vor den Augen der Forscher verhüllt. Und sagt nicht unsre Beschreibung, daß jener Erbe, welcher den Schatz sucht, bis zum Grund der Mauer hinabgraben und dann den dritten Stein von unten her ausheben solle, der sich in seiner Mitte durch eine weiße Ader auf röthlichem Grunde auszeichne, und zwei Ellen weit rechts von jener Linie entfernt sey, welche man sich von oben nach unten von jener Stelle der Mauer gezogen denken könne, wo an einem der Mauernstücke ein Malteserkreuz zwischen 4 Lilien des französischen Wappenschildes angezeichnet sey?

Ja, das Malteserkreuz und die Lilien, sprach etwas verdrießlich der Oheim, wer wollte diese noch an solch einer alten, vielbeschädigten und entstellten Mauer herausfinden. Sagt doch unser Bericht nicht einmal, ob jene Zeichen in Stein ausgehauen oder angemalt waren, und offenbar ist ja diese Wand in späterer Zeit weiß getüncht gewesen.

So geriethen die beiden Schatzgräber bei ihren Forschungen von einer Schwierigkeit auf die andre, sie klopften mit ihren Hämmern, um durch das Gehör die hohle Stelle zu erfahren, der eine da, der andre dort an die Wand, reinigten diese an den verschiedensten Stellen vom Moos und andren späteren Ansätzen, bis sie zuletzt, der eine zur Rechten, der andre zur Linken, so weit von

einander hinweggekommen waren, daß sie, ohne die Stimme zum lauten Rufen zu erheben, nicht mehr mit einander sprechen konnten.

Diese Schatzgräberei, sagte zuletzt Charles, als er sein Anschlagen mit dem Hammer und das Reinigen der Mauer bis nach dem einen Ende des Gartens hin fortgesetzt, und sich nun dem Neffen wieder genähert hatte, ist, wie ich merke, nicht das Werk von einer oder etlichen Viertelstunden, es müßte denn Einer als Sonntagskind zum besonders glücklichen Finder geboren seyn. Wir sind jetzt gewiß seit vier Stunden mit Suchen beschäftigt, denn die Sonne steht schon ziemlich niedrig über den Bergen, und wenigstens ich meines Theiles bin mit jedem Augenblick immer ungewisser und dümmer über die vermuthliche Gegend geworden, in welcher der alte Clemens seinen Schatz begraben hatte. Dazu klebt mir die Zunge vor Durst am Gaumen. Was ich deshalb zu rathen hätte, das wäre: wir stellten für heute unser Nachsuchen nach der ungewissen Vergangenheit ganz ein und versparten das Weitre auf morgen, wo wir hoffentlich von Speise und Trank, wie von der Nachtruhe gestärkt, mit kräftigeren Sinnen und beßrem Verständniß noch einmal unser Glück versuchen können. Zunächst stimme ich jetzt dafür, daß wir uns dort nach jenem schönen, großen Landhaus wenden, das so anlockend auf uns müde Wandrer herüberschaut. Wie mir unser türkischer Bursche sagte, gehört es einem Christen zu. Laß uns hier im Gebüsch unsre Hämmer und die andren Werkzeuge verbergen, dann gehe du nach dem Hause voraus, dessen Bewohner uns hoffentlich ein Nachtlager nicht verweigern werden. Ich indeß suche unsren Türken und die lastbaren Thiere auf nud komme alsbald dir nach.

Als der Oheim, nachdem er sein Vorhaben ausgeführt, mit dem Knecht und seinen Thieren in die Nähe der Cypressen kam, in deren Mitte das Landhaus stund, da empfieng ihn Robert mit Freude glänzenden Augen. „Denken Sie, rief er, welches unerwartete Glück; ich habe hier unsre schöne, junge Griechin gesehen, welche ohnfehlbar zu den Bewohnern dieses Hauses gehört, denn sie trug das Gefäß mit Wasser, das sie dort an den Brunnen gefüllt hatte, zu jener Thüre hinein. Zwar trägt sie jetzt einen Schleier, mit welchem sie, sobald sie mich erblickte, das Angesicht sorgfältig verhüllte, aber ich hatte sie schon vorher deutlich genug gesehen, um mich nicht zu irren".

Charles ließ sich zum Besitzer des Hauses hinweisen. Dieses war ein hochbetagter Greis, von ehrwürdigem Aussehen; seiner Kleidung und ihren Abzeichen nach schien er ein Grieche. Der Malteser redete ihn, grüßend, in neugriechischer Sprache an, und Makarios, so nannte sich der Greis, erwiederte freundlich, in derselben Sprache, die Anrede. Es war hier nicht nöthig, um ein Nachtlager nachzusuchen, Makarios kam den Fremden mit der Bitte entgegen, bei ihm auf etliche Tage die Pflege der Gastfreundschaft zu genießen. Mit Dank nahm der Malteser für sich und seinen Neffen das Anerbieten an. Es ist allerdings, sagte er, unsre Absicht, einige Tage hier in dieser Gebirgsgegend zu weilen, da wir gesonnen sind, bunte Steine, für Mosaikverzierungen in den Gärten und Höfen der Hauptstadt zu sammlen, denn an solchem Gestein, so hören wir, sind die Schluchten und die Betten der Giesbäche des Gebirges reich". — „Euer Geschäft, sagte der Greis, sey, welches es wolle, dennoch erlaubt mir die Bemerkung, daß ich euch nicht für Die

halte, für welche eure Kleidung und die Farbe des Turbans euch kundgiebt; ihr habt von mir und in meinem Hause nichts zu fürchten, darum sage ich frei, was ich denke: ich halte euch für Christen und für Franken".

Es kam mir nie in den Sinn, sprach der Malteser, meinen Glauben zu verläugnen, ich würde dies selbst nicht gegenüber den Gefahren des Todes thun, auch meines Volkes und meiner Abkunft habe ich mich nicht zu schämen, darum bekenne ich dir es frei: du hast recht gesagt, wir sind Christen und sind Franken. Bei diesen Allem jedoch haben wir Grund zu wünschen, daß beides den Türken zu Rhodos nicht bekannt werde.

Der türkische Bursch trat jetzt gegen die Vorhalle des Hauses, unter welcher der Hausvater mit seinen Gästen saß, um zu fragen, in welcher Zeit am andren Morgen er die Thiere sattlen solle, das Gespräch brach ab und der Malteser sprach Türkisch. Von dieser Art der Leute, sagte Makarios, als der Türke wieder fort war, habt ihr nichts zu fürchten, überhaupt kenne ich kein Volk, das zum Ausspähen und Errathen fremder, verborgner Anschläge weniger geschickt ist, als im Allgemeinen die Türken; sie erscheinen gegen uns wie ungezogne, rohe Buben, die mit Allem, was sie wollen, plump und unverholen herausfahren, sich nicht die Mühe geben, von List und Verstellung Gebrauch zu machen, und deshalb, so lange sie nicht der öftere Verkehr mit Fremden eines Andren belehrte, auch uns Dergleichen nicht zutrauen. Ich lebe jetzt seit länger als 60 Jahren auf dieser Insel, und kann nicht anders sagen, als daß ich an den Türken ehrliche und gute Nachbarn gefunden habe. Doch ihr werdet jetzt der Pflege bedürfen, darum lasse ich euch einen

Ort zum Nachtlager anweisen, dahin man euch Wasser zum Waschen und etwas Speise bringen soll.

Ein Knecht führte die Fremden hinan zum platten Dache des Hauses, auf welchem ein kleiner Anbau, mit einem Zimmer und zwei Schlafstätten, sich fand; dorthin brachte ein Andrer das Wasser.

Unser alter Gastfreund muß einmal sehr musikalisch gewesen seyn, sprach Charles, indem er im Zimmer sich umsahe; sieh nur hier in dem „altfränkischen" Glasschrank all die Violinen, Flöten und Queerpfeifen.

Indeß hatte man außen auf dem Söller nach der Weise der Franken einen Tisch und Stühle gestellt; bald fügte man hierzu jene Geräthschaften, deren sich die Bequemlichkeit der Europäer beim Essen bedient, und selbst an der Art der Speisen und Getränke, die auf den Tisch kamen, konnte man bemerken, daß hier in diesem Hause die Lebensweise der Franken nicht unbekannt sey.

Die beiden Fremden hatten sich das fast vaterländische Mahl vortrefflich schmecken lassen, da kam, in Begleitung einer alten Dienerin, die junge Griechin auf den Söller, in welcher der Neffe ganz richtig die gewesene Sklavin des alten Türken aus Candia wieder erkannt hatte. Sie brachte Früchte, zugleich aber einen schönen Blumenstrauß, den sie mit ehrfurchtsvoller Begrüßung vor Charles hinlegte. Für wen bestimmtest du diese Blumen, fragte der Malteser auf Griechisch. — „Für dich, Kapitän", antwortete das Mädchen. „Und warum für mich?" fragte Charles. „Ich bringe dir die Blumen mit der Erlaubniß und im Auftrag meines Herrn, weil du mich aus dem Meere gerettet hast, und weil du, wie mein Herr mir sagte, kein Türk, sondern ein Christ bist". „Wie ist dein Name Kind?" fragte der Malteser. —

„Lydia", antwortete das Mädchen. — „Und wo bist du her?" — „Aus Samos".

In schüchterner Eile entfernte sich jetzt die Jungfrau; die alte Dienerin, als die Gäste gesättigt waren, räumte die Geräthschaften des Tisches hinweg.

Der Malteser war wieder in jenes tiefe, träumende Nachsinnen verloren, das ihn seit einigen Tagen so oft heimgesucht hatte; er stund am steinernen Geländer des Söllers und schaute in die sternhelle Nacht hinaus, neben ihm stund schweigend der Neffe. „Warum", so fragte nach einiger Zeit, wie aus einem Traum erwachend, der Oheim, „begiebst du dich nicht zur Ruhe, mein Sohn? Hat dich der vergangne Tag nicht stark genug ermüdet"? — „Wenn ich auch wirklich müde wäre, antwortete der Jüngling, würde ich doch nicht schlafen können, so lange mein Oheim so traurig ist, darum lassen Sie mich lieber bei Ihnen aufbleiben und wachen". — „Ich bin ja eigentlich nicht traurig, lieber Robert, sagte der Malteser, sondern mir war es gerade recht inniglich wohl zu Muthe". — „Aber wischten Sie sich nicht eben vorhin eine Thräne ab?" — „Ich sollte geweint haben, Robert, ich alter Seemann? Ich kann dies fast nicht glauben. Und wäre mir unbewußter Weise eine Thräne entfallen, konnte es nicht auch eine Thräne der Freude seyn? Denn bewegt, das muß ich dir gestehen, bin ich sehr". — „Und darf ich wohl fragen, sprach der Neffe, was meinen lieben Oheim so bewegt hat?"

„Warum sollte ich dir es verhehlen, mein guter Robert, sagte in ungewöhnlich weicher Stimmung der Malteser. Habe ich dich doch so lieb und stehst du mir doch so nahe wie ein eignes Kind, und mit einem Kind soll man ja gern Alles theilen, was einem am liebsten ist,

auch die Erfahrungen und Erinnrungen aus dem Leben. Mir ist diesmal nicht nur der Anblick, sondern mehr noch der Ton der Stimme und jedes Wort der jungen Griechin gar zu sehr zu Herzen gedrungen. Selbst den Namen Lydia, bei dem sie sich mir nannte, und ihr Vaterland, habe ich mit tiefer Bewegung vernommen, denn obgleich ich es leider nur zu gewiß weiß, daß die Uebereinstimmung nur ein Zufall ist, erinnert mich doch Alles gar zu sehr an Die, welche einst meiner Augen Lust und meines Erdenlebens höchste Freude war. Es ist mir heute fast ein unabweisbares Bedürfniß, von der glücklichsten Zeit meines Lebens, da Lydia mein war, zu sprechen, darum will ich dir, wenn du es hören magst, und ich weiß, du thust dies gern, etwas aus meiner Jugendgeschichte erzählen".

Die beiden setzten sich, gegen den Rand des Söllers hin, eine tiefe Stille der Nacht lag über dem Haus und seiner ganzen Umgebung; der Oheim, als wollte er diese Stille nicht stören, erzählte mit halblauter Stimme, die nur zuweilen, wenn er in der Bewegung des Gemüthes sich selber vergaß, zu lauteren Tönen sich erhub.

Mit Recht führt unsre Familie, von der ja auch du nach mütterlichem Blute abstammest, einen Namen, der an das kühne Spiel des Muthes mit dem Glück erinnert, denn die Bonaventura's haben es, so weit man ihre Geschichte kennt, fast durchgängig in der Einförmigkeit der häuslichen Ruhe nicht lange ausgehalten, sondern wenn sie kaum dem Knabenalter entwachsen waren, wollten sie die weite Welt sehen, und sind dann über Meer und Land dem sogenannten Glück nachgezogen, das sich auch großentheils von diesen Kindern des Glückes hat finden und beim Schopf erfassen lassen. Auch ich, wie ich dir dies

oft erzählt habe, war kaum aus den Schulen entlassen, da gieng ich mit einem jungen Handelsmann, der ein Nachbar und guter Bekannter meines Vaters war, zur See, nahm bald nachher Dienste bei der englischen, dann bei der holländischen Flotte, und kam auf diese Weise, als etwa 22jähriger Jüngling, nach Ostindien. Ich war ein wilder Bursch; möge Gott nicht der Sünden meiner Jugend gedenken, welche mein gewaltthätiger Arm begangen hat, sondern mir dieselben in Gnaden vergeben. Dir sey es bekannt, ich nahm mehrmalen an den angeblichen Kriegsthaten eines, auf Rechnung von Privatleuten ausgerüsteten Schiffes Theil, welches im Grunde nichts andres trieb, als ein Gewerbe der Seeräuber gegen die Schiffe und Küstenbewohner von Hinterindien, dann der Philippinen und gelegentlich selbst Chinas. Es war übrigens weder Glück noch Segen bei diesen Unthaten des Schwertes, und mich trieb überhaupt mehr als die Gewinnsucht mein unruhiger Geist und die Freude am allgemeinen Lob meiner Tapferkeit zu den ungeheuren Anstrengungen und Entbehrungen an, die unser halbes Seeräuberleben mit sich brachte. Bei einer dieser Expeditionen litt denn auch unsre Corvette Schiffbruch; viele meiner Gefährten fanden den Tod in den Wellen; ich selber, mit den wenigen Geretteten, gerieth in chinesische Gefangenschaft, und mit dieser zugleich in eine neue, noch empfindlichere Lebensgefahr, denn wir sollten als Seeräuber abgethan werden. Da rettete mich und meine Unglücksgenossen, in Hoffnung eines ansehnlichen Lösegeldes, das er auch wirklich späterhin erhielt, ein alter Mandarin, welcher eine Zeit lang als Unterhändler im Dienst der holländisch-ostindischen Compagnie gestanden war, und mich damals als geachteten Offizier gekannt

hatte. Mein verwildertes Herz hatte aus dieser Gnadenerweisung der rettenden Hand Gottes nur wenig Früchte der Besserung gezogen; zwar enthielt ich mich, seitdem ich nur mit dem nackten Leben wieder aus der Gefahr entkommen war, der Freibeutereien, und suchte von jetzt an mein Glück auf ehrbarerem Wege, aber dennoch war mein Leben im Ganzen ein Leben ohne Gott, es bestund in einem nichtigen Jagen und Treiben nach äußrer Ehre, und, seitdem ich den Reiz des Geldgewinnes hatte kennen lernen, nach Reichthum. Und an Gelegenheit, diesen zu erwerben, so wie an Fleiß und Geschick, diese Gelegenheit zu benutzen, fehlte mir es in meiner damaligen Stellung keineswegs; nach weniger denn zehn Jahren war ich einer der ansehnlichsten Capitalisten unter meinen Landsleuten in Java geworden.

Wer den innren Frieden nicht hat, der vermag auch den äußren nicht zu finden oder festzuhalten; mitten in meinem täglich wachsenden, äußren Glück ergriff mich ein Ekel und Ueberdruß an Allem, was mich umgab; ich sehnte mich aus meinen Verhältnissen hinweg. Da verkaufte ich meine schönen Besitzungen an Häusern und Landstücken und setzte Alles, was ich sonst in Indien besaß und zu erwarten hatte, in baares Vermögen um; ich gieng mit einem englischen Schiffe nach Europa. Ich verwilderter Mensch hatte, aus einem mir von jeher anklebenden Widerwillen und Abscheu vor dem Briefschreiben, seit vielen Jahren die Correspondenz mit den Meinigen aufgegeben; erst in London erfuhr ich, daß meine Eltern gestorben seyen; meine einzige Schwester — deine Mutter — sey an einen Herrn von Adel verheirathet. Ich weiß nicht, welches Vorurtheil oder welches unwiderstehliche Gefühl — vielleicht jenes meines rohen Undankes

gegen meine Familie — mich abhielt, schon damals in mein Vaterland zu gehen. Ich wollte mich vorerst, dies war mein Gedanke, noch eine Zeit lang mit den Mitteln, die mir jetzt dazu geworden waren, in der Welt, vor allem in der Levante umsehen, wo mirs schon bei meinem ersten Besuch, in früher Jugend, überaus wohl gefallen hatte. Da ließ ich den größesten Theil meiner Capitalien, sicher in der englischen Bank angelegt, zurück und gieng mit einem Kauffahrteischiff, welches griechische Weine und allerhand Südfrüchte zu laden bestimmt war, nach den Küstengegenden von Kleinasien.

In Kleinasien gefiel es mir so wohl, daß ich mich daselbst, auf unbestimmte Zeit, niederzulassen beschloß. Mehr aus dem Drange mich zu beschäftigen, als mit eigentlichem Geschmack und Verstand, ward ich dort ein Forscher nach Alterthümern. Ich hatte in meinen Schuljahren eine besondre Freude an der Geschichte, namentlich des griechisches Alterthumes, gehabt; diese frühere Neigung lebte jetzt wieder auf und gewährte meinen Beschäftigungen wenigstens durch lebendiges Interesse einen Ersatz Dessen, was meinem Geist durch Mangel an Kunstsinn abgieng. So lebte ich einige Jahre in dem herrlichen Vaterlande der tiefsinnigsten Wissenschaft und der höchsten Kunst; ich durchwanderte das Festland und durchzog die Inseln, trieb mich oft Tage lang unter den Ruinen von Ephesus, Milet und andrer vom Alterthum gepriesenen Städte herum.

Um jene Zeit wohnte mir noch, bei aller Verehrung gegen ihre Vorfahren, ein großer Widerwille gegen die jetzigen Griechen bei, von denen ich freilich aus eigner wie fremder Erfahrung gar manche Züge von Undank und Treulosigkeit kannte. Ich pflegte viel lieber mit

Türken als mit Griechen zu verkehren. Und dennoch sollte ich jetzt gerade bei diesem mir widrig erscheinenden Volke ein Kleinod finden, das mir kein andres Volk der Erde zu geben vermochte.

Eines Tages befand ich mich auf Samos. Einer meiner Lieblinge und höchsten Ideale unter den Weisen des Alterthumes war von jeher Pythagoras, der dort auf der Insel Samos geboren ward. Das Leben dieses Mannes war, wie bei wenig andren Menschen, der Erkenntniß des Göttlichen geweiht, aus welcher der Geist Frieden empfängt und Genüge; es war ein Leben voller reicher Früchte, dahingegeben dem Dienst und dem Nutzen der Nebenmenschen. Pythagoras gehörte, in Allem was er war und that, zunächst nicht sich selber, sondern als Werkzeug der Segnungen dem ewigen Geber alles Segens und den Brüdern an, denen er spendete, was er selber empfieng. Dieses Mannes und seiner Wirksamkeit auf verschiedne Länder und Menschenalter gedachte ich in meinem Herzen mit besondrer Lebendigkeit, an dem Tage, von dessen Schicksalen ich dir hier erzähle. Ich hatte mich, ganz allein, schon am Abend vorher zum Besteigen jenes herrlichen Berges aufgemacht, welcher der Natur der Insel ihren höchsten Reiz und ihren Reichthum giebt; denn seinen Fuß bedecken die Pflanzungen des Weines und andrer edler Gewächse; von ihm gehen Quellen und Bäche über das ebnere Land, nach der Küste hin, aus. Die Nacht hatte ich unter dem Dache der Ziegenhirten zugebracht, bei Sonnenaufgang war ich auf dem Gipfel des Berges, der die Aussicht hinüber auf die Berghöhen am Lauf des Kayſtros und des Mäander, so wie auf die Nachbarschaft von Ephesus und Milet, zugleich aber nach dem Meere hin über die herrlichen Inseln des Archi-

pelagus gewährt. Ich hatte dort fast bis zum Mittag verweilt, dann machte ich mich wieder auf den Heimweg, nach meinem Aufenthaltsort, unten in der Stadt, auf. Ich hatte eine andre Richtung genommen, als beim Heraufsteigen, und war hierbei in die Irre gerathen; der Abend war schon nahe und noch sahe ich mich in einer mir unbekannten Schlucht des Berges befangen, in welche mich schon vor mehreren Stunden der Genuß des Schattens hinabgelockt hatte. Jetzt öffnete sich mir wieder die Aussicht nach dem Meere und nach den Feldern; ermüdet setzte ich mich, im Schatten eines Gebüsches, zur Ruhe. Da war noch eben eine Schaar der Landleute mit dem Ernten und Einsammlen der Früchte beschäftigt. Mich hatte der Gedanke an den großen Mann aus Samos, der meinem Geiste diesen ganzen Tag nahe gewesen, ganz besonders ernst, die Ermüdung aber ungewöhnlich weich gestimmt.

Diese armen Leute hier, so dachte ich, haben im Schweiß ihres Angesichtes für die Genossen ihres Hauses, für Weib und Kind, gearbeitet und gesäet, was sie nun reichlich ernten; sie haben nicht für sich allein, sie haben für Andre gelebt und gewirkt. Für wen aber habe denn ich, mein ganzes Leben hindurch, gesorgt oder etwas gethan, als für mein unruhvolles Herz allein. Ich habe keine eignen Saaten gesäet und gezogen, sondern etwa fremde nur zertreten; was jene Liebe sey, die für Andre lebt, jene Freude, die am Wohlgenuß und an der Freude der Mitmenschen ihre Nahrung findet, habe ich kaum kennen gelernt; weder von dem Frieden, den das stille, häusliche Leben gewährt, weiß ich etwas, noch kenne ich jenen höheren Frieden, den das Herz im Umgang mit dem Göttlichen findet. Fragte man die Leben-

den, wie die Verstorbenen, mit denen mich mein Schicksal zusammenführte, was hat dieser Mensch euch gethan, so würden die schon zu ihrer Ruhe eingegangenen Eltern sagen: uns hat er viel Sorge gemacht und wenig Dank bewiesen; die Mitgenossen der Jugend: uns hat sein unbändiger Ehrgeiz, sein Hochmuth, sein herrisches Wesen manchmal wehe gethan; fragte man die Leute der verschiednen Völker, mit denen mein Schwert zusammentraf, sie würden sagen: uns, die wir niemals ihn beleidigten, hat er manche Wunde geschlagen. Was trug mir denn der eitle Ruhm, den ich mir als Kriegsmann zu Wasser und zu Lande erworben, für Früchte, welchen bleibenden Genuß hat mir jemals mein, zum Theil mühsam erworbenes, Vermögen gewährt? Dieser Bauer da, welcher den Korb voller Kastanien trägt, wird sich mehr belohnt und glücklicher fühlen, wenn ihm beim Nachhausekommen in die ärmliche Hütte Weib und Kind dankbar entgegen lächeln, als ich mich jemals fühlte, wenn mich ein glückliches Unternehmen viele Tausende gewinnen ließ. O wenn doch auch mir es noch gewährt und gegeben würde, daß ich für Andre etwas thun, daß ich an fremder Freude meine Lust sehen könnte!

Durch ähnliche Gedanken ward meine Seele, wie uns dies manchmal in unserm Leben geschieht, auf das vorbereitet, was ihr jetzt Neues und Folgenreiches begegnen und zum Thun aufgegeben werden sollte.

Ich wollte so eben meinen Sitz verlassen und meinem Nachtlager zueilen, da kam von einer andren Seite aus dem Gebüsch her, eine junge Griechin, die auf ihrem Rücken eine Bürde von zusammen gelesnem Holz trug. Sie legte die Last von ihren Schultern und knieete vor einem Bild des Gekreuzigten hin, das nicht weit von

der Stelle, an der ich saß, in einer Vertiefung des Felsens stund. Sie hatte mich nicht bemerkt; in kindlich tiefer Andacht redete sie da mit ihrem Gott. Ihr Herz schien von tiefem Kummer bewegt; aus den schönen, seelenvollen Augen flossen Thränen über die etwas bleichen Wangen hinab. Fragst du mich, wie das Mädchen aussahe, dann kann ich nicht anders sagen, als: betrachte unsre junge Griechin hier im Hause: gerade so war meine Lydia gestaltet. Es war derselbe hohe Adel einer eben so geistigen als leiblichen Schönheit, der sie mitten im dürftigen Gewand, wie eine zur Herrschaft Geborene erscheinen ließ; zur Herrschaft, deren Diadem die Demuth, deren Scepter die Reinheit und Frömmigkeit des Herzens ist.

Das Mägdlein hatte sein Gebet geendet, es stund auf und griff nach seiner Bürde, auch ich verließ meinen Sitz und trat aus dem Gebüsch hervor. Erschrocken über die unerwartete Annäherung eines Fremden, eilte das arme Kind davon; ich hatte Mühe, noch die Frage anzubringen: was fehlt dir, du armes Kind; warum weinteſt du so? Mit halb zur Seite gewendetem Gesicht, sprach, kaum verständlich, die Jungfrau: „meine Mutter ist sehr krank"; dann beflügelte sie so sehr ihre Schritte, daß ich, ohne durch mein Laufen aufzufallen, ihr nicht mehr folgen konnte. Einige Landleute, welche desselben Weges giengen, und die ich über das Mädchen befragte, vermochten mir keine Auskunft über dasselbe zu geben.

Ich kam nach Hause in meine stille Wohnung am Meer, mein Diener fragte mich, was ich zu essen wünschte, ich wußte und fühlte es nicht, daß ich den ganzen Tag noch wenig genossen hatte; ich entließ ihn, um mit meinen Gedanken allein zu seyn. Wie mir zu Muthe war,

in

in diesen Stunden des Erwachens meiner ersten Liebe, das läßt sich nicht beschreiben, sondern nur fühlen. Etwa gleich Einem, der Jahre lang in der schmutzigen, aus härenem Tuch gemachten Zeltenhütte eines Beduinen verschlossen lag, wenn ihm auf einmal diese Decke, durch welche kein heller Strahl des Tages, kein frisches Lüftchen hereinzudringen vermochte, hinweggenommen wird. Der Morgen glänzt über ihm, am klaren Himmel, ein erquickender Wind kühlt seine Wangen, die Brust erweitert sich; es ist als gienge in diese eine ganz neue Welt des Lebens ein, und als sey jedem Athemzug der frischen Luft ein Balsam beigemischt, der unser ganzes Wesen bei jedem Pulsschlag mit wonniglichem Gefühle durchdringt. — Mir war es, als sey ich nicht mehr Derselbe, der ich gestern und ehegestern gewesen. Solche Unruhe eines neugebornen Lebens bei solchem Vorschmack eines inniglich tiefen, süßen Friedens hatte ich noch nie empfunden.

Ueberall, ich mochte gehen, sitzen oder liegen, war das Bild des betenden Kindes bei mir, mit seinen großen, dunklen Augen, aus denen die Thräne herabrann. Ich konnte dem innren Anblick nicht widerstehen; diese Andacht riß mich selber zur Andacht hin, ich betete so freudig, wie ich vielleicht noch niemals gebetet, denn mir war es, als bete ich nicht allein vor dem Gekreuzigten an, sondern die fromme Jungfrau bete mit mir und ich spräche ihre Worte nach; diese Thräne, die aus ihren Augen kam, war wie um mich, war um mein Elend geweint; sie bat für mich um Erbarmen, um Rettung aus einem Zustand, der mir noch niemals so traurig vorkam als in diesen Augenblicken, in denen er mir zugleich als ein schon halb vergangener oder der Auflösung nahe stehender erschien.

Die irdische Liebe des Jünglinges zur Jungfrau, was ist sie, als das Ausgehen eines in der Irre wandelnden Sehnens nach einem Wolkengebilde, das, wie die Hand es erfaßt, als Nebel zerrinnt, und wie wird sie dennoch, wenn der Saame der himmlischen Liebe hineinfällt, zu einem Thau, dessen Träufeln im Menschenherzen einen Garten Gottes, voller Gewächse der Ewigkeit, aufgehen lässet.

Der Schlaf, der um sein Recht an der Nacht getäuscht war, machte dieses Recht an den Stunden des Wachens geltend; als der Morgen kam, da träumte ich mit offnen Augen; der Diener brachte mir ein Frühstück, ich hätte der Stärkung bedurft, ich weiß aber nicht, ob ich derselben genoß; ehe ich Zeit hatte, mich selber zu bedenken, war ich als ein Träumender den Weg wieder hinausgegangen, den ich am gestrigen Abend kam, ich fand mich dort am Felsen, bei dem Bild des Gekreuzigten. Mein Gebet wurde hier zu einem Flehen um jenen innren Frieden, der meinem Leben noch fehlte; doch unterbrach mich dabei oft mein Traum, ich glaubte leise Fußtritte zu vernehmen. Vergeblich aber sahe ich mich um, nach dem jungfräulich schüchternen Reh, das am vergangenen Abend dort aus dem Dickich kam, es ließ nirgends sich sehen; umsonst lauschte ich dann, ich weiß selbst nicht wie lange, hinter dem Gesträuch, das mich gestern vor ihren Augen verbarg. Da machte ich mich auf, mit meinem ganzen Sehnen, Die zu suchen, deren Andenken ein Leben meines Lebens war. Noch einmal, ehe ich gieng, zog es mich dahin, wo sie gestern auf ihren Knieen lag, ich bat Den, welcher den Aus- und Eingang unsres Odems bewahret, daß er meine Schritte leiten möge nach Seinem Rath, auf dem Wege, der Ihm gefällt, und der zum Frieden der Ewigkeit führt.

Du, mein Sohn, wenn auch dir einmal die Stunde kommt, da du erfähreſt, was die Liebe ſey, glaube mir, nur das iſt die rechte, die bleibende Liebe, welche dich erhebt, gleich der ſingenden Lerche, zum Aufſchwung nach dem Himmel, der ſein blaues Zelt hoch über Berge und Thäler ſpannt; dich erhebt von der Luſt und Liebe des vergänglichen Scheines zu der Luſt und Liebe eines göttlichen Seyns. Eine Liebe, mit der ſich nicht nur das Gebet verträgt, ſondern durch die ſelbſt unſer Gebet kindlicher wird und kräftiger, die iſt von ächter Art, iſt eine Pflanze, von Gottes Hand gepflanzt, welche nur gute Früchte tragen kann.

Ich gieng auf dem Fußſteige gegen den Olivenwald hin, in welchem am geſtrigen Abend meine junge Griechin mir verſchwand. Nicht weit von hier, ſo dachte ich, kann ſie wohnen, denn ſie würde die Bürde des Holzes nicht aus zu weiter Ferne hertragen. Aber in welcher von jenen Hütten, die hier am Abhange des Hügels zerſtreut liegen, ſoll ich Die ſuchen, nach deren Anblick mein Herz ſo ungeſtüm hintreibt, wie ein Schiff, deſſen Segel der Sturm erfüllt, und deſſen Steuermann in der dunklen Nacht nirgends den Hafen ſieht. Nahe ich mich auch wirklich der Wohnung, die mein ſcheues Reh verbirgt; die Geſuchte wird mir nicht entgegenkommen, ſondern vor dem fremden Manne fliehen.

Ich hatte mir bald an der einen, bald an der andren Hütte etwas zu ſchaffen gemacht; hier einen Trunk Waſſers, dort Milch oder Früchte begehrt, mein Stern aber war mir nirgends aufgegangen. Da kam mir ein Mittel ein, das vielleicht ſichrer zum Ziele führen konnte: die Jungfrau hatte geſagt, daß ihre Mutter krank ſey. Ich ſelber hatte aus Indien, wie aus Europa, eine Auswahl

von kostbaren, kräftigen Arzneimitteln und Spezereien mit mir genommen; die Stadt und in ihr meine Wohnung, wo sich der Vorrath fand, war ja nicht weit, ich wollte dorthin gehen und als Arzt, dessen Rolle ich in diesem Lande mit Ehren und gutem Erfolg spielen konnte, zurückkehren.

Es war in den heißesten Stunden des Tages, als ich nach meiner Wohnung kam; nach der Gewohnheit des Landes genossen alle Nachbarn der Ruhe, selbst meinen treuen Diener hatte der Schlaf beschlichen. Auch mich, nach der durchwachten Nacht, führte der wachende Traum, in welchem ich schwebte, mit sich in seine liebliche Heimath: den Schlummer. Die Sonne war, als ich erwachte, fast wieder eben so tief gesunken, als gestern, da ich die junge Griechin sahe. Ich eilte, mit einem kleinen Behältniß voller Arzneien, hinaus nach den Hütten, in deren einer Die wohnen mußte, welche ich suchte. Auf dem Wege dahin holte ich einen alternden Mann ein, den seine Kleidung als einen griechischen Priester zu erkennen gab. Er war dies auch, bei der kleinen Gemeinde, die am Abhange des Hügels wohnte; sein Kirchlein lag im Schatten der hohen Platanen. Diese Gemeinde, so wie ihr Priester, gehörte zu jenen unirten Griechen, welche in einem näheren, freundlicheren Verkehr mit uns Franken des Abendlandes stehen. Auch ich kam mit dem ehrwürdigen Alten in ein zutrauliches Gespräch, das ich, wo mein damals noch mangelhaftes Neugriechisch nicht ausreichte, auch italienisch führen durfte, denn der Mann war dieser Sprache nicht unkundig. Ihm sagte ich, daß ich Arzneimittel bei mir führe, die ich den Kranken je nach ihrem Vermögen, den Armen auch unentgeldlich abgeben wolle. Wir kamen nicht fern von dem Kirchlein und der Wohnung

des Pope an einen Brunnen, zu dessen von hohen Mauern umgebenen Becken, Stufen hinabführten. Dort waren mehrere Frauen und Mädchen mit Waschen beschäftigt. Mein Begleiter rief hinab; da hub eine der Beschäftigten ihr Haupt auf und — wie vermöchte ich mein Entzücken zu beschreiben, es war Die, nach der ich mit so sehnlichem Verlangen gesucht hatte. Die Gerufene kam eilig herauf, freundlich lächelnd begrüßte sie den Alten und küßte mit der liebenden Ehrfurcht eines Kindes seine väterliche Hand; mich schien sie kaum zu bemerken.

„Der gute Franke hier", sagte der Pope, auf mich hindeutend, „will deiner kranken Mutter Arzneien bringen, die ihre Schmerzen lindern; wir wollen ihn zu eurer Hütte begleiten". Die Jungfrau blickte mich dankbar an; ihr Blick drang mir in jene Tiefe der Seele, in der ohnehin schon der Funke des neuen Lebens leuchtete und glühete. „Wie heißest du, Kind?" so fragte ich. — „Lydia", antwortete sie. Und wo ist die Hütte deiner Mutter? — „Dort unter den Bäumen, neben dem alten Gemäuer".

Das liebliche Kind nahm eilig die Tücher, die sie am Brunnen gewaschen hatte, zusammen und gieng uns schnellen Schrittes voran. Wir beiden, um ihr Zeit zu lassen, die kranke Mutter auf die Ankunft des Fremden vorzubereiten, folgten langsamer nach.

Mit der Armuth zugleich, das konnte man durch Alles hindurch fühlen und merken, wohnten Frieden und Freudigkeit eines frommen Herzens in dieser Hütte. Reinlichkeit und Ordnung, ja selbst eine gewisse Zierlichkeit, die selbst bei den geringsten Mitteln erreichbar ist, zeigten sich überall. Die Kranke, auch wenn sie nicht Lydias Mutter gewesen wäre, mußte bei dem ersten Anblick Theilnahme wecken und liebende Beachtung, denn aus

jedem Zuge des bleichen Angesichtes sprach Geduld und fromme Ergebung in Gottes Willen. Sie begrüßte meinen Begleiter als einen lieben Freund und Verwandten; der Mann, um welchen sie seit vielen Jahren als Wittwe trauerte, war ein leiblicher Bruder des Pope gewesen. Dieser führte mich denn sogleich als einen Arzt, der auch Armen zu helfen bereit sey, bei der Kranken ein, und sie betrachtete mich mit einem forschenden Blicke, dessen Kraft mein Auge ruhig aushielt, denn ich war mir bewußt, daß ich hier nur Gutes thun wolle. Die Leidende bedurfte zunächst solcher Nahrungsmittel und solcher Arzneien, welche der leiblichen Schwäche aufhelfend die Hand boten; ich sorgte reichlich für beides, und durch den Pope, der selber sehr arm war, gelang es mir, auch noch auf andre Weise die Noth der Wittwe und ihrer Tochter zu lindern. Dem wackren Priester, so wie seiner kranken Schwägerin, mochte sich gar bald der etwas eigennützige Grund meiner Wohlthätigkeit: meine innige Zuneigung zu Lydia, verrathen haben; schon an einem der ersten Tage meiner ärztlichen Besuche, bei denen fast immer der Pope zugegen war, nahm mich dieser mit sich in seinen Garten und forschte mit edler Einfalt und Geradheit meine Absicht auf Lydia aus. „Das Kind, sagte er, geht Hand in Hand mit dem Engel der Unschuld, es lebt in Frieden mit seinem Gott, ich hoffe, du wirst jenen Engel nicht verscheuchen, diesen Frieden nicht stören wollen".

Ich entdeckte dem väterlichen Alten mein ganzes Herz, meine lautere Absicht, Lydia, wenn es Gottes Wille sey, daß sie meine Neigung erwiedern solle, zu meiner Gemahlin zu wählen. „Aber vermagst du auch, fragte mich der Pope, ein Weib und ihre Kinder hin-

reichend zu versorgen?" Ich versicherte ihn im Voraus eines Heirathsgutes für Lydia, das sie und die Ihrigen auf Lebenszeit außer Sorgen setzen konnte. „Und würdest du, fragte er mich weiter, nicht etwa, wie schon andre Franken thaten, wenn deine Neigung sich kühlte, dein armes Weib verlassen und in dein Vaterland zurückkehren?" — „Wo Lydia mit mir wohnt", das betheuerte ich ihm, „da ist mein Vaterland, ich würde niemals, so lange meine Lydia lebt, aus eurer Mitte gehen". — „Nun dann, sagte der Pope, wird weder mein noch der Mutter Wille deinem Wunsche entgegen seyn, und Gott segne deine Schritte". — „Eines, so sagte ich, muß ich dennoch dich und die liebe Mutter bitten, daß ihr Lydia noch nichts von meiner innigen Neigung und von meiner Absicht auf sie kund machet; ich möchte gern, daß ihr Herz selber das meinige verstünde und in freier Neigung ihm entgegen käme".

Gott gab seinen Segen zu den einfachen Mitteln, welche ich, nach den mannichfachen Erfahrungen, anwendete, die mir das öftere Verweilen in Gegenden und Verhältnissen aufgedrungen hatte, wo jeder verständige Europäer ein Arzt seyn muß: meine liebe Kranke besserte sich so weit, daß sie bald das Lager wieder verlassen und auch außer dem Haus umherwandeln konnte. Ich brachte fast meinen ganzen Tag bei Lydia und bei ihrer Mutter zu, die ja durch den Bruder über die Absicht meines öfteren Kommens belehrt und beruhigt war. Wie leicht ward es mir, in Lydias Umgang die volle Fertigkeit im Reden ihrer Muttersprache zu erwerben, und wie leicht faßte das herrliche Kind alles Das auf, worüber ich sie aus dem reicheren Gebiet meiner europäischen Bildung belehrte. Die liebe Mutter schien sich unsrer Gespräche zu freuen,

und dies gab der Jungfrau Muth, immer zutraulicher und rückhaltsloser mit mir zu schwatzen; sie hatte anfangs in mir den Arzt und Wohlthäter ihrer Mutter geehrt, dann den belehrenden Freund werth geschätzt, allmälig, so schien es mir, lernte sie in mir den ganzen Menschen, so wie er mit all seinen Unvollkommenheiten und Gaben vor ihr stund, liebgewinnen. Nicht ihr Auge allein, auch ihr Herz fieng an, die Sprache meiner Blicke, die Hinneigung meines Herzens zu verstehen, und ihr seelenvolles Auge gieng, ohne daß der unbefangene, unerfahrne Verstand darum wußte, auf jene Art zu sprechen ein, und sagte Dinge aus, die meine ganze Seele mit Freude erfüllten. Die Mutter selber, die meine Vertraute war, erzählte mir es, wie ihre Lydia am Morgen kaum den Augenblick erwarten könne, in welchem ich käme, wie sie oft, bald am Fenster, bald vor der Thür sich ein Geschäft mache, nur um nach mir auszuschauen, und auch der Oheim, der alte Pope, fragte mich lächelnd, ob ich jetzt noch fürchte, Lydia werde meine Zuneigung unerwiedert lassen?

Eines Morgens kam ich auch zur Hütte der beiden Freundinnen, da fand ich die Mutter allein. Wo ist Lydia? fragte ich sie. Dort im Garten, bei ihren Myrtenbäumchen ist sie, und weint. Ich eilte sogleich zu der Geliebten hin, die, das bezeugte der Ring, den ich heute bei mir trug, schon meine sicher erkorene Braut war; sie schien mich nicht bemerken zu wollen, ihre Thränen flossen unstillbar. „Was ist dir Lydia, fragte ich, was betrübt dich so, oder wer hat dir etwas zu Leide gethan?" — Ach niemand, sagte das gute Kind, that mir etwas zu Leide, aber die Nachbarin hat mir Etwas gesagt, das mir wehe thut. „Und was war das, fragte ich, indem

ich ihre vor mir fliehende Hand erfaßte und sie fest hielt. „Du kämst", sprach die Nachbarin, „so oft zu uns und vor Allem zu mir; du würdest mich noch in große Schande bringen, denn du würdest nicht wie ein einheimischer Mann mich zu deinem Weibe nehmen, sondern gar bald dich aufmachen von unsrer Insel und mich allein lassen". „Du liebes Kind, fragte ich, und wenn ich nun zu dir käme, wie ein Mann von dieser Insel, und dich fragte: willst du mich aus Gottes Hand, mit dem Segen der Kirche, zu deinem Manne haben, wenn ich dirs versicherte: Lydia ich bleibe bei dir und du bei mir, der Tod allein soll uns scheiden, würdest du dann zu meiner Werbung um dich Ja oder Nein sagen"? — „Ich würde Ja sagen, erwiederte das Mädchen mit einer unbeschreiblichen Anmuth, und meine Mutter wie mein Oheim würden ihren Segen zu dem Ja sprechen, denn sie haben dich beide sehr lieb".

Ich konnte mich jetzt nicht länger mehr zurückhalten. Nun wohl, sagte ich, indem ich den kostbaren Ring, den ich zu diesem Zweck bestimmt hatte, an ihren Finger schob, du bist schon längst meine im Herzen erkorene Braut, und nun sollst du es vor aller Welt und in wenig Tagen mein liebes Weib seyn. Laß uns jetzt die Mutter um ihren Segen bitten.

Drinnen im Zimmer fanden wir beide, die Mutter und den Oheim. Zwar das, was wir ihnen zu sagen hatten, überraschte sie nicht, es war von ihnen längst erwartet worden, aber die kindliche Freude, das innige Glück ihrer Lydia machte sie glücklich. Und wenn ich noch nicht gesund wäre, sagte die Mutter, dann würde ichs heute werden vor Freude.

Mein nächstes Sorgen und Besorgen gieng jetzt da-

hin, ein schönes, ansehnliches Besitzthum zu finden, dessen Ertrag den Anbauer und seine Familie ausreichend ernähren, und welches überdies durch seine Lage und andern Eigenschaften mir und meiner Lydia alle jene Freuden gewähren könnte, welche die schöne, reiche Natur uns darbeut. Nahe bei der Stadt, am Abhang eines Hügels, lag ein Landhaus, umgeben von Gärten und Anpflanzungen, welches ein europäischer Consul, ein Mann von gutem Geschmack und von Verstand, hatte erbauen lassen. Die Vorderseite des Gebäudes war dem Norden und zugleich dem Meere zugewendet; der Hof, der im Süden, zwischen dem Haus und dem Garten lag, war von Bäumen und von der hohen Mauer beschattet; ein bedeckter Säulengang lief rings an den Wänden her; ein reicher Quell, der vom Gebirg hergeleitet war, ergoß in der Mitte des Hofes sein krystallklares Wasser in ein weites Marmorbecken; das Mosaikgetäfel des Bodens, die Statuen, die in den Nischen wie auf den Mauern stunden, bezeugten zwar keinesweges einen hochgebildeten Kunstsinn des Erbauers, wohl aber den guten Willen desselben, sein Haus dem Auge annehmlich zu machen. Auch ein Theil des Gartens diente durch die Pracht seiner buntfarbigen Blumen, wie durch die Fülle seiner Früchte, der Lust der Sinnen; der andre, größere Theil, der sich sammt den Feldern, zu welchen sein Ausgang hinführte, weit über den Fuß und den Abhang des Hügels ausdehnte, war dem Nutzen und der Ernährung des Hauses wie seiner Bewohner bestimmt; der Ertrag, den schon allein das Verpachten der Felder gewährte, reichte zum Unterhalt einer anspruchslosen Familie aus.

Diese Besitzung war, dies hatte ich schon seit einiger Zeit erfahren, von den Erben des ersten Eigenthümers

feilgeboten worden, aber kein Käufer hatte, auf der verarmten Insel selber, sich gefunden, welcher der übrigens mäßigen Forderung der Verkäufer Genüge leisten wollte. Ein holländisches Handelshaus in Smyrna war mit dieser Angelegenheit beauftragt; es war dasselbe, an welches meine Creditbriefe aus Europa gestellt waren. Ich machte mich dorthin auf; der nähere Weg über Ajasaluk ließ mich die Reise nach Smyrna, sammt dem Geschäft, das mich dahin führte, schon in vier Tagen abmachen; das schöne Landhaus war jetzt mein Eigenthum; in wenig Wochen hatte ich seine innre Ausstattung vollendet; am Tag vor der Vermählung mit meiner Lydia konnte ich in der neuen Heimath einziehen.

Ueber den letzten Theil der Geschichte meiner Liebe auf Erden laß mich kurz seyn. Ich fürchte, daß, auch wenn ich dir ihn beschreiben wollte, mir dazu die rechten Worte und Farben fehlen möchten. Nach menschlichem Maaßstab der Zeit hat meine Ehe mit Lydia noch kein volles Jahr gedauert; wüßte ich das nicht gewiß aus dem Verlauf der Entwicklungen der gesammten übrigen, mich umgebenden Welt, ich würde es nicht glauben. Es ist in diesem nicht ganz vollem Jahre unvergleichbar viel mehr an mir und meiner Seele geschehen, als in den vierzig Jahren, die ich vorher gelebt habe, und auch die zwanzig nachher folgenden würden mir gleich wie jene vierzig, im Vergleich mit dem einen Gnadenjahr meines Lebens als ein nichtiger Augenblick des Geschwätzes und der Betäubung, gegen einen Moment der Ewigkeit, von dem man weder Anfang noch Ende weiß, erscheinen, hätten sich nicht eben aus jenem Moment der Ewigkeit Ströme des Lebens auch über den Rest meines Lebens ergossen. Lydia war ein wahrhaft himmlisches Gemüth, ein Gefäß

zur Ehre und zum Preise Dessen, der sie geschaffen. Ich war ein roher See- und Kriegsmann, wie ich es nach meiner äußren Form und Art noch jetzt bin; von der wahren, ächten Weisheit des Lebens wußte ich, so sehr ich mit meinen Schulkenntnissen der alten und neuen Weltweisheit mich brüstete, nur noch wenig; hierin beschämte mich das einfältige, fromme Kind, dessen Hand und Herz mir Gott beschert hatte. Lydia war in jener rechten Weisheit des Lebens, deren Anfang die Gottesfurcht ist und welche das Herz rein machet und keusch, nicht allein durch ihre herrliche Mutter und den Oheim Christodulos, sondern vor Allem durch jenen Geist unterrichtet und erzogen worden, welcher das Menschenherz, das ihm sich hingiebt, zurichtet und weihet zu seinem Tempel. Den Christodulos nannte ich oft im Scherz den neueren Weisen von Samos; er war wirklich ein Weiser, im besten Sinne des Wortes, ja der Weiseste, den ich jemals auf Erden kennen lernte. In Wort und Wandel rein, und ein vollkommner Mann; eine Seele voller Glauben, Hoffnung und Liebe.

„Meine ganze Weisheit, wie du sie zu nennen beliebst, sagte er einst zu mir, ist die, daß ich täglich und ohne Aufhören den Werth der Menschenseele, der eignen wie der fremden, bedenke und vor Augen habe. Jenen Werth, den die Seele in den Augen ihres Schöpfers, ihres Erlösers, ihres Heiligmachers hatte, denn welches Lösegeld ist dem vergleichbar, das der Herr der Welten für die Menschenseele gab: einen Werth, den selbst der Feind und Verführer der Menschenseele anerkennt, in der Mühe, welche er anwendet, sie für sich zu gewinnen. Und da ist es denn, nach den gewöhnlichen Opfern des Lobes, des Dankens, der innigen Anbetung, welche das

Herz und die Lippen darbringen, mein tägliches Gebet: o laß mich doch heute nicht vergessen, sondern fest daran gedenken, welchen Werth meine Seele, welchen Werth jede Seele in deinen Augen und für deine That der Erbarmung hatte; laß mich nur das denken, reden und thun, was zum Heil, was zum Gedeihen der Menschenseele, der eignen wie der fremden, dient. Siehe, das ist die ganze Weisheit deines scherzhaft sogenannten jüngeren Weisen von Samos, und ich meine fast, sie steht in einiger Verwandtschaft mit jener des alten Weisen unsrer Insel, welcher auch, so weit man von ihm weiß, vor Allem mit der Betrachtung der Seele und mit dem Aufsuchen oder Vermeiden Dessen beschäftigt war, was derselben nützen oder schaden könnte".

Wenn meine theure Lydia auch nicht so über Das, was die Weisheit ihres frommen Herzens war, sich mit Worten auszusprechen vermochte, wie der erleuchtete Oheim Christodulos, so that sie dieses dagegen desto mehr durch das Werk ihres Lebens selber. In der That, dieses Kind an Erfahrung und alltäglicher Klugheit der Welt, lehrte mich, den äußerlich vielerfahrenen Mann, erst verstehen, was der Werth der Seele, was ihre rechte Bestimmung, ihr rechtes Glück sey; durch ihren Umgang, so wie durch den des unvergleichbaren Christodulos und der frommen Mutter, wurde ich aus einem Menschen, der nur dem vergänglichen Fleisch und seinen Lüsten gedient hatte, zu einem Menschen, in dem der Geist waltete und lebte.

Die Freuden der ersten Liebe, die Tage einer glücklichen Ehe, sie empfangen Reize der Himmelsfreuden, wenn der Bund der Liebe zwischen solchen Herzen geschlossen ist, welche den Werth und das Heil der Menschenseele nie vergessen. O welche Freude ist die Freude

am Wohlseyn und an der Lust einer andern Seele, die uns nahe steht, ja näher denn das eigne Wesen. Wir lebten miteinander ein Leben der liebenden Kinder; unzählige Male und mit immer neuem Vergnügen hörte ich die kleinen, einfachen Kindergeschichtchen an, welche meine Lydia aus ihrem Leben mir erzählte, und sie dagegen vernahm täglich mit immer tieferen Verständniß das, was ich ihr aus meiner Vergangenheit, aus dem Kreise meines mannichfaltigen Wissens berichtete. O wie lehrreich, dazu auch beschämend für mich, waren öfters die kindlichen Bemerkungen, welche meine Schülerin zu solchen Berichten und Belehrungen hinzufügte; wie ward mir zuweilen durch ein einziges misbilligendes Wort, das ein reines, natürliches Gefühl ihr eingab, irgend Etwas, das ich in wunderhohem Werth gehalten, in ein Licht gesetzt, welches auf einmal den eingebildeten Werth hinwegnahm.

Bei all unseren kindlichen — denn auch ich war mit Lydia wieder Kind geworden — Tändeln, Schwatzen und Vergnügen vergaßen wir beide weder das Gebet, noch die Arbeit. Und aus dem ersteren kam der Segen für die andre; ich war in Kurzem zu einem glücklichen und verständigen Landmann, meine Lydia, unter Anleitung ihrer trefflichen Mutter, zu dem Musterbild einer jugendlich thätigen, einsichtsvollen, wirthschaftlichen Hausfrau geworden.

So hatte ich fast ein Jahr lang einen Himmel auf Erden genossen. Der Himmel mit seinen Freuden ist aber noch nicht für diese arme Gegenwart des Erdenlebens gemacht, sondern eines Zukünftigen warten wir. — Lydia war frühe gereift für die zukünftige Herrlichkeit; mein alter Mensch mit all seinen Härten, mußte noch lange an den Strahlen der heißen Sonne der Erbarmungen

und Läuterungen seines Gottes hangen und bangen, und muß dies vielleicht noch manches Jahr, bis die herbe Frucht seines Herzens zum Abnehmen reift".

Die Erzählung des Oheims stockte bei diesen Worten; endlich ergriff er den Faden von neuem. „Laß mich nur noch etliche Worte sagen, über Das, was du ja schon weißt — ich kann es nicht anders. Zu den Freuden unsrer Ehe sollte bald noch eine andre kommen: die Freude der Eltern. Je näher ihre Zeit kam, desto ernster, desto himmlisch liebevoller und zärtlicher, desto eifriger und inniger im Gebet ward meine Lydia. Das waren uns recht die Tage für die Ewigkeit gelebt. — Lydias Stunde kam; es war eine schwere. Das Töchterlein, das sie gebahr, kam ohnmächtig, wie ein Todtes, zur Welt. Noch sollte die Mutter sich seines Auflebens freuen; das athmende Kind ward an ihren Arm gelegt, sie gab ihm ihren Segen und mir den letzten Kuß, sprach dann noch Worte des Dankes und des Preises Dessen, der ihre Seele von Ewigkeit erwählt und aus Liebe zu sich gezogen hatte; ihr letzter Hauch war ein Lobes-Psalm.

Gott sahe mit Erbarmen meinen Schmerz, sahe mein Elend an; er ließ mich nicht in Verzweiflung versinken. Die erste Scholle der Erde und mit ihr die erste Thräne meines Lebens ließ ich auf den Sarg der theuren Hülle hinabfallen, dann setzte ich mich in ein Boot und fuhr zu einem Freund meines Christodulos, auf der nicht fernen Insel Patmos. Dahin brachte mir, nach wenig Tagen, eine andre Schiffsgelegenheit etliche Zeilen des theuren Oheims, welche mir meldeten, daß der Tod auch das zweite Opfer dahin genommen habe. „Die Mutter und ihr liebes Kind, schrieb mir Christodulos, ruhen nun in einem und demselben Grabe beisammen". Auch ich schrieb

etliche Zeilen zurück, darinnen ich Abschied nahm von den Freunden auf Samos, und die Erklärung gab, daß mein und Lydias Besitzthum auf immer ein Besitzthum von Lydias nächsten Verwandten bleiben solle. Ich kehrte in mein Vaterland mit dem Vorsatz zurück, die lebendige Erinnerung an die Freuden, die ich mit Lydia genossen, auf jene Welt aufzusparen, Samos aber nie wieder zu sehen. Doch dieser Vorsatz, ich gestehe dir es, ist, seitdem ich hier so nahe an der geliebten Insel bin, wieder wankend geworden. Schon in Malta erfuhr ich, daß der ehrwürdige Oheim meiner Lydia, Christodulos, noch immer lebt, und für sein mehr denn 80jähriges Alter sehr munter ist; die Mutter meiner Lydia sey sehr bald nach dem Hinscheiden ihrer Tochter gestorben. Nach meiner Art, oder vielmehr Unart, welche du kennst, habe ich niemals mehr einen Brief nach Samos geschrieben, auch keinen von dort erhalten. Aber mein ganzes Herz wird lebendig und jung in mir, bei dem Gedanken, daß ich meinen alten Christodulos, den Freund meines Herzens, noch einmal sehen soll. Darum wird, unser hiesiges Werk mag gerathen oder mislingen, mein nächster Weg, hoffentlich in deiner Gesellschaft, von hier nach Samos gehen".

Der Malteser schien durch den Inhalt seiner Erzählung, so wie durch die Hoffnung eines theuren Wiedersehens, welche er am Ende derselben aussprach, erleichterter zu seyn als vorher. Robert, der in dieser Stunde seinen Oheim näher kennen gelernt und noch inniger liebgewonnen hatte als jemals, dankte demselben mit einem Händedruck, und fast schien es, als sey die Reihe des tiefen Nachsinnens und des Träumens mit offnen, wachen Augen jetzt an ihn gekommen, denn als jetzt der Malteser

teser sich zur Ruhe anschickte, da konnte er erst nach mehrmaligem Rufen und Ermahnen den Neffen dazu bewegen, daß er seinem Beispiele folgte.

Dennoch waren beide, der Alte wie der Junge, am andren Morgen zu gleicher Zeit wieder wach und zu dem abentheuerlichen Tagwerk ihres Schatzgrabens bereit. Makarios, der Hausvater, wußte es, daß seine Gäste am andren Morgen frühe an ihr Geschäft, des vorgeblichen Steinsammlens, gehen wollten, auch der Eseltreiber war sogleich mit seinen Thieren bei der Hand, um die Fremden so wie ihre künftigen Sammlungen hinwegzuführen. Absichtlich schlugen die beiden eine ganz andre Richtung ein, als die nach dem Vergungsort des Schatzes gewesen wäre. In einem Wald der Mastixbäume ließen sie den Eseltreiber halten und bei seinen grasenden Thieren rasten, sie selber aber begaben sich auf einem Unweg zu jener Stätte, die für sie seit vielen Jahren eine so bedeutungsvolle war.

Das Geschäft des Schätzesuchens wollte heute fast noch weniger von statten gehen, als gestern. „Je mehr ich diese alten Schutthaufen und Mauern betrachte, sagte der Malteser, desto mehr werde ich ungewiß, ob sie auch die rechten sind, ja manches Mal kommt mir der verzweifelte Gedanke ein, ob nicht gar dort drüben, an einer andren Seite der alten, zerstörten Stadt, wo ich vorhin beim Heraufreiten auch die Trümmer einer Wasserleitung sahe, das Landhaus unsres Vorfahren gestanden, und hier an diesem Ort alles Suchen vergeblich sey. Schwärzliche Felsen giebt es da herum zehn für einen; Wasserleitungen hat's wohl auch genug gegeben, und alte Mauern — wer vermöchte die zu zählen!"

Fast noch ungeschickter als der Oheim ließ sich der

Neffe zum Geschäft an. Dieser schien nicht nur am Ort des Schatzes, sondern an sich selber und an dem, was er eigentlich thun wolle, ungewiß und irre geworden zu seyn. Er saß bald, ohne eine Hand zu rühren, wie ein Schlafender da, bald arbeitete er wieder ganz rüstig vorwärts; aber sein Thun war ohne Plan und Sinn, denn öfters hob er denselben Stein, den er schon aufgehoben und umgewendet hatte, zum zweiten und dritten Mal auf, kam, anstatt vorwärts zu gehen, ohne dies zu bemerken, zu derselben, schon durchforschten Stelle zurück und wunderte sich darüber, daß hier Spuren ganz frischer Nachgrabungen sich zeigten; andre Male aber gerieth er mit seinem Hammer statt an die Mauer selber, an ein Stück Felsen, dessen Härte allen Schlägen seines Eisens widerstund.

Der Oheim sahe dem sinnlosen Treiben eine Zeit lang zu, dann aber brach ihm die Gedult. „Ich sehe, so rief er, indem er unmuthig den Hammer von sich warf, du bist an der Schatzgräberei schon zum Narren geworden, denn du weißt selber nicht mehr, wo dir der Kopf oder die Füße stehen, und ich will nicht auch, wie du, zum Thoren werden, sondern meinen alten Verstand für uns beide zusammenhalten. Darum ist mein Rath: lassen wir den tollen Gedanken fahren, hier die Erbschaft des alten Clemens aus ihrer Gruft herauszuholen. Sobald ein Geld vergraben ist, sagt das Volk, halb im Scherz halb im Ernst, gehört es den Geistern der Tiefe an, welche mit der lebenden Welt nur ihr neckendes, täuschendes Spiel treiben. Ich weiß wohl, was das für Kobolde der Tiefe sind und wie sie heißen: es ist die Scheu vor der ehrlichen Arbeit im Schweiß des Angesichtes, und der leidige Geiz; — diese bösen Geister, die den Verstand

des Menschen verdüstern und sein Herz irre führen, laß uns meiden".

Siehe, mein Sohn, fuhr der Malteser nach einiger Zeit in sanfterem Tone fort, was haben wir denn eigentlich alle Beide für Noth, die uns etwa zum Suchen eines Schatzes so antreiben sollte. Ich, als Malteser, habe so lang ich lebe, meine gute Versorgung, und kann noch Andren von dem, was mir übrig bleibt, abgeben; deine Mutter hat auch so viel, daß sie wenigstens am Nöthigsten keinen Mangel leiden darf, und du hast das Deinige gelernt, bist ein junger Mensch von guten Anlagen und frischer Kraft, dir steht die ganze Welt offen; es wäre eine Schande, wenn du nicht bald mit Ehren dein eignes Brod verdienen und essen wolltest. Nun ist es zwar ganz richtig — laß mich auch unsrer Narrheit zu guter Letzt noch einmal das Wort reden — dieser hier vermuthete Schatz wäre eigentlich ein Erbgut, das uns beiden, als den beiden letzten Nachkommen des alten, vormals berühmten Geschlechtes, zu dem der alte Clemens gehörte, von Rechts wegen gebührte. Denn deshalb ja, damit einer seiner Erben sich den Nachlaß holen und zunächst für sich, den Finder, benützen möchte, beschrieb Vater Clemens den Schatz und seine Vergrabungsstätte so genau; aus keiner andren Ursache auch bewahrte unsre Familie jene Beschreibung bei den andern Documenten über das Familienvermögen auf. Wenn es deshalb so leicht gewesen wäre, das für uns hier aufbewahrte Erbgut aufzunehmen, als es in der Beschreibung aussahe, dann wäre Alles in seiner guten und rechten Ordnung geblieben; das Geld, das uns gehört und das hier unten, als ein vergrabenes Pfund, für keinen Menschen Vortheil bringt, hätte in deinen und meinen Händen für gar viele unsre

Mitmenschen ein Quell der Freude und des Nutzens wer den können. So aber laß uns Gott danken, daß Er uns so bald die Augen darüber geöffnet hat, daß unser Werk nicht nach seinem Willen war, und ihn bitten, daß er uns glücklich wieder aus den Gefahren hinaus helfe, an denen es gerade diesmal nicht ganz fehlen dürfte. Gefahren, und vielleicht auch Mangel dazu, denn unsre Goldstücke werden am Ende kaum für die Zeit des hiesigen Aufenthaltes, bis zur Zurückkehr unsres griechischen Capitäns, auslangen.

Robert schien auf eine Antwort zu sinnen, sie wollte ihm nicht sogleich kommen. „Mein Oheim, sagte er endlich mit stockender Stimme, würden Sie mir es wohl vergeben können, wenn ich Sie, meinen treuen Begleiter, sobald ich Sie ganz außer Gefahr und in den Händen unsres treuen Capitäns wüßte, allein reisen ließe und hier auf der Insel zurückbliebe?"

Was fällt dir ein, Robert, fragte der Oheim, spuckt die Schatzgräbernarrheit noch immer in deinem Gehirn, oder hast du nicht recht ausgeschlafen und sprichst jetzt im Traume?

Die Lust an dieser Art des Schätzesuchens, antwortete der Jüngling, ist mir vergangen; mein Sehnen geht nach dem Aufsuchen und Gewinnen eines andren Schatzes hin. Sprachen Sie nicht, mein theurer Oheim, noch so eben selber davon, daß es meine Pflicht sey, die Gaben und Kräfte, die mir verliehen sind, auf Gewinn anzulegen und von nun an mein Brod selber zu verdienen? Nun, diesen guten Vorsatz habe ich schon in der vergangenen Nacht und noch mehr in dieser Stunde gefaßt; ich will an unsren gütigen Gastfreund Makarios, dessen großes Anwesen so viele Hände beschäftigt, das Ansuchen

ſtellen, daß er mich unter die Zahl ſeiner Arbeiter oder Knechte aufnehmen, und mich, wenn er hoffentlich von meiner Treue und meinem Dienſteifer überzeugt ſeyn wird, wo möglich für immer, oder doch ſo lange bei ſich behalten möge, bis ich mir von den Erſparniſſen meines Fleißes ſelber ein kleines Eigenthum erworben habe.

„Nun", ſo fragte der Malteſer etwas geſpannt, „und was ſoll das Ende deines anmuthigen Schäfergedichtes ſeyn?"

Mein theurer Oheim möge nicht mit mir zürnen, ſagte erröthend der Jüngling, wenn ich Alles herausſage, was auf meinem Herzen iſt, auch wenn es einem Andren als Thorheit erſcheinen ſollte. Die junge Griechin hat auf mein Herz einen gleichen Eindruck gemacht, als ihre Namensverwandtin einſt auf das Herz meines Oheims, und das, was Sie mir in der vergangenen Nacht von dem Glück Ihrer Liebe und Ihrer Ehe mit Lydia erzählten, hat mich noch tiefer in meiner Seele entflammt. Ich hoffe, ja ich weiß es, daß auch meine Liebe nach Gottes Rath und Willen: eine Gabe Seiner Hand iſt. Wie hat ſich ſchon jetzt Alles ſo wunderbarlich gefügt, und wie wird ſich gewiß auch noch ferner Alles zu unſrem Beſten fügen. Ich werde nicht mehr von dem Orte hinweggehen, wo meines Lebens beſter Schatz und mein Herz iſt, und ſollte ich auch von meinem Bleiben, von all meinen Arbeiten im Schweiß des Angeſichtes nur Den Gewinn haben, daß ich von Zeit zu Zeit meine Lydia ſähe. Aber wenn auch ich keine Mittel erblicke, zu dem Ziel meines Sehnens zu gelangen, wird doch ein Andrer Mittel und Wege wiſſen, um das Werk hinauszuführen, das Seine wunderbare Schickung in meinem Herzen angefangen hat.

Der Malteser wollte so eben diese empfindsame Rede seines liebestrunknen Neffen beantworten, da wurde ihr Gespräch unterbrochen. Man hörte Männerstimmen und Fußtritte in der Nähe; aus dem Buschwerk der Myrten traten zwei Wohlbekannte hervor: Makarios, der gütige Gastfreund, und mit ihm der Rothrock Samson. Mit einem bedeutungsvollen Lächeln, als wollte er sagen, ich weiß es wohl, was ihr wollt, blickte der alte Grieche die beiden Schatzgräber an; auch Samson lächelte. Der Malteser war nicht wenig verlegen; er hätte lieber, im schwankenden Boot, einen furchtbaren Meeressturm ertragen, als diese Blicke.

Wie schön sind dort, so sprach er, um die Verlegenheit zu verbergen, diese Säulen des kleinen, griechischen Tempels; wie findet sich hier so Vieles beisammen von Dem, womit die Kunst, womit die Natur das Auge und Ohr des Menschen erfreuen kann, denn ich habe selten so schöne, große Bäume von euren südlichen Arten gesehen, in deren dichten Zweigen die anmuthigsten Sänger unsrer Waldungen, die Zugvögel, auf ihrer Reise über das Meer jetzt eben einen Ausruheort finden.

Bei den Vögeln, sagte Makarios, fällt mir eine artige Fabel ein, die ich einst in einer Mundart der Franken vernahm, welche euch vielleicht nicht ganz unbekannt ist. Makarios erzählte hierauf in ziemlich gutem Französisch: „Es waren einmal zwei Männer, die giengen auf den Fang junger Falken aus, welche in den Ländern der Franken sehr hoch geachtet sind. Sie fuhren nach Norden, nach Island, das vormals als ein Land der verborgnen Schätze galt; ihr Vater, der alte Vogelfänger, hatte ihnen einen Ort der Felsenküste bezeichnet, in welchem es beständig Nester der Falken giebt. Den Ort

hatten sie wohl gemerkt, die Zeit aber, wenn sich die jungen Vögel im Neste finden, war ihnen unbekannt; sie hatten sich auf ihrer Reise da und dort verweilt, als sie nach Island kamen, da suchten sie zwar sogleich die Gegend auf, welche der Vater ihnen beschrieb; sie fanden den Felsen und hoch an seiner steilen Wand die Horste der Vögel, die jungen Falken aber waren, als die beiden kamen, schon längst ausgeflogen; das Nest, darin sie gesessen, war verödet, die Vogelfänger mußten mit leerer Hand und leeren Käfichen wieder nach Hause ziehen". — So lautet mein französisches Mährchen, fügte Makarios auf Neugriechisch hinzu, und ich muß um Vergebung bitten, wenn ich jene Sprache nicht, wie ihre Feinheit es forderte, von der Zunge brachte; es sind jetzt gar viele Jahre, daß ich nicht Gelegenheit hatte, sie zu üben.

Der Malteser wie sein Neffe mochten der Fabel einen Sinn unterlegen, der sich mit ihrem Geschäft hier im Gebirge gar wohl zusammenreimte, sie lächelten, mit ziemlich beschämten Mienen; auch Samson lächelte, als hätte er verstanden, was so eben in einer ihm unbekannten Sprache geredet war.

„Der unverschämte, verschmitzte Spion", sagte der Malteser, als die Beiden nach einer andren Seite sich entfernt hatten; „dieser Samson da, hat uns und unser abentheuerliches Geschäft an den edlen, verständigen Greis verrathen, vor dessen Angesicht von nun an ich alter Thor nicht ohne Beschämung dastehen kann". — „Und wenn nur, fügte der Neffe hinzu, Lydia es nicht erfährt, daß ich hier so vergeblicher und närrischer Weise nach einem Schatz gesucht habe". — „Dennoch kann, so fuhr der Malteser fort, mein alter seemännischer Zorn, der mich nur noch zu oft überrumpelt, niemals an dem alten Be-

kannten, aus der besten Zeit meines Lebens, haften. War er es doch, dieser Samson, der mir bei dem Kauf des Hauses und Besitzthumes auf Samos, des Heirathsgutes meiner theuren Lydia, als Unterhändler diente und mir dabei wesentliche Dienste leistete. Auch aus anderweitigen Erfahrungen kann ich versichern, daß dieser seltsame Mann zwar den Geldgewinn, als das Gewerbe seines Lebens, mit einem solchen Eifer betreibt, wie etwa ein leidenschaftlicher Jäger seine Jagd, und daß er bei Tag und bei Nacht seinem Geschäft nachsinnt, daß er aber dennoch nicht mit eigentlichem Geiz an seinem Gelde klebt, sondern dasselbe auch, bei manchem nicht unedlen Anlaß, freigebig spendet. Namentlich hat er große Empfänglichkeit für Freundschaft und ein wahrhaft dankbares Gemüth; dem Freunde, davon sind mir Fälle aus Samsons Leben bekannt, könnte er jedes Opfer, an Zeit und Geld, willig darbringen, ohne dabei an künftige Wiedervergeltung zu denken. Nun, es kann wohl geschehen, daß wir selber diesmal genöthigt sind, Samsons alte Dankbarkeit und Freundschaft auf die Probe zu stellen, und ich bin im Voraus überzeugt, sie wird sich bewähren."

Die Beiden hatten bei diesem Gespräch das Gemäuer des vormaligen Gartens verlassen, sie waren an eine Stelle des Bergabhanges gekommen, von welcher aus man das Haus des Makarios sehen konnte. Robert, mit dem geschärften Auge der Liebe, glaubte dort am Brunnen vor dem Hause seine schöne Griechin zu erblicken; er nahm das Gespräch, das vorhin durch die Dazwischenkunft des Gastfreundes und seines Begleiters unterbrochen worden, von neuem auf.

„Gegen deine innigliche Zuneigung zu der Griechin, sagte hierauf Charles, kann ich gerade nichts Besondres ein-

wenden; sie scheint mir sehr natürlich. Seit den Berichten unsres ältesten, mir bekannten Ahnherrn aus den Zeiten der Kreuzzüge, hatte sich zwar in unsrer Familie kein günstiges Vorurtheil von den jetzigen Griechen gebildet, bei uns beiden aber hat die Liebe jene nachtheilige Meinung, wenigstens in ihrer Allgemeinheit, widerlegt. Lydia ist deiner ganzen Liebe werth. Was aber deinen Plan betrifft, dem Makarios als Knecht zu dienen, damit dein Lohn, wie dem Jacob die schöne Rahel, die junge Griechin werde, so finde ich diesen, aufs Gelindeste gesagt, höchst wunderlich. Allerdings darf Keiner aus unsrem Geschlecht einem Andren die Regel geben: bleibe im Lande und nähre dich redlich, denn gegen diesen Spruch haben wir Alle mannichfach gesündigt, aber an der andren Regel: bleibe bei deiner Bestimmung, bei deinem dir nun einmal verliehenen Beruf und nähre mit ihm dich redlich, müssen wir Alle fest halten und Einer den Andren zu solchem Festhalten ermahnen. Du hast freilich einen jugendlich gesunden Leib und kräftige Arme, und ich zweifle nicht, daß du in Kurzem dich in alle die Feld- und Hausarbeiten finden würdest, die etwa der gütige Makarios dir auftrüge. Aber eben Dasselbe könnten tausend Andre auch, ja es könnte es jeder nicht leiblich verkrüppelte oder krankhafte Mensch. Dagegen hast du andre Gaben empfangen, hast dir bereits andre Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben, welche nicht Tausende, sondern nur Wenige besitzen. Es ist deine Bestimmung und dein Beruf, daß du mit diesen Gaben Gott und dem Nächsten dienest und auf diesem Wege dein Brod suchest und findest. Darum laß mich statt deiner einen andren Lebensplan machen, der dich eben so sicher, ja sichrer noch, zum erwünschten Ziele führen wird. Die Stelle eines Geschäfts-

führers und gleichsam Gesandten, welchen unser Orden in Venedig zu unterhalten pflegt, ist durch den Tod des Mannes, der sie bisher bekleidete, erledigt; es bedarf zu dieser Stelle eines Rechtsgelehrten, eines Mannes von allgemeinerer Bildung. Du wärest ganz für das Amt gemacht, und mit Gottes Hülfe würdest du demselben wohl vorstehen. Es wird mir ein Leichtes seyn, dir diese Anstellung zu sichern, deren Einkommen so bedeutend ist, daß du mit demselben dich und deine künftige Familie anständig wirst ernähren können. Du mußt deshalb zunächst mit mir wieder nach Malta zurückkehren. Vorher aber werde ich selbst in der Angelegenheit deiner Liebe mit unsrem Gastfreund reden; mit diesem Makarios, der mir ohnehin, je länger ich ihn betrachte und über ihn nachdenke, immer räthselhafter vorkommt, so daß ich die Vermuthung nicht unterdrücken kann, daß er mit unsrem alten Verwandten, dem Musikus Philipp de Bonaventura, welcher, so wie wir, aufs Schatzgraben hierher gieng, eine und dieselbe Person sey.

---

Samson schien ganz besonders viel und Angelegentliches mit Makarios zu verhandeln zu haben, die Beiden ritten und giengen fast den ganzen Tag in den weitläuftigen, zum Theil fern vom Wohnhaus abgelegnen Besitzungen des alten Hausherrn herum, und als sie spät am Nachmittag zurückkehrten, da pflegten sie noch langer, geheimer Unterhandlungen und Gespräche mit einander. Endlich schien das Geschäft beendigt, Makarios kam zu seinen Gästen, denen er sich heute mit ganz besondrer Freundlichkeit nahete.

Sie sind, so sprach er zu Charles, wie mir hier unser alter Bekannter eröffnet hat, Malteser und haben

vormals gern mit Griechen gelebt; eine griechische Kleidung würde ohnfehlbar Ihrem Stande so wie Ihrer Bequemlichkeit besser zusagen, als diese türkische Verlarvung; mir selber würde es dann behaglicher in Ihrer Gesellschaft seyn, ich bitte Sie deshalb Beide, den Türken abzulegen und sich in das Gewand der hiesigen Christen zu kleiden, das man schon für Sie auf Ihrem Zimmer bereit gelegt hat. Die türkische Kleidung soll niemals Sie wieder entstellen.

Wie würde es uns aber dann, sagte Charles, bei unsren türkischen Bekannten, unten in der Stadt ergehen, wenn wir auf einmal in so veränderter Form unter ihnen aufträten?

So lange Sie hier auf Rhodos verweilen, werden Sie bei mir wohnen; von meinem Hause aus werden wir Sie, bei Ihrer Abreise, ans Schiff begleiten. Und wäre dies auch nicht so, dann würden dennoch mein Einfluß und das Ansehen, dessen ich hier genieße, Sie sicher stellen.

Die beiden Schatzgräber gehorchten der Aufforderung des Gastfreundes. In Charles erwachten schmerzlich süße Erinnrungen, als er sich wieder in der Kleidung sahe, die er auf Samos, im Umgang mit seiner theuren Lydia, getragen; Roberts Herz füllte sich, bei demselben Anblick, mit allerhand süßen Hoffnungen. „Da bist du ja auf einmal", sagte der Oheim zu ihm, als beide sich vollständig umgekleidet hatten, „zu einem recht hübschen, stattlichen Griechenjüngling geworden! In der That, Robert, diese Tracht steht dir ganz besonders wohl an". Selbst die junge Griechin mochte, in ihrem unschuldsvollen Herzen, dieselbe Bemerkung machen wie Charles, als sie den Jüngling, der unten im Vorhaus ihr begegnete, in der ihr so lieben, vaterländischen Kleidung erblickte; ihr Auge

verweilte auf ihm mit einem Ausdruck, der nicht jener des Misfallens war.

Die Unterhaltung bei dem Abendessen, an welchem bloß der Hausherr und seine beiden fränkischen Gäste Theil nahmen, wurde sehr lebhaft. Auch der Greis Makarios schien die Bürde seines Alters, wie jene Beiden ihr Türkengewand, abgelegt und dafür die Munterkeit der Jugend angezogen zu haben; er erkundigte sich, als sey er selber da wohl bekannt gewesen, nach dem Zustand der Niederlande, so wie nach mehreren dort lebenden Familien und Personen, von denen freilich die Meisten schon hinübergegangen waren, in die Ewigkeit.

Es ist ein gutes Land, euer Flandern, sagte er, und ich kann es nicht läugnen, es hat mich schon mehrmalen ein Zug angewandelt, meine Tage dort, unter den Christen, zu beschließen. Denn was das sichtbare Menschliche betrifft, so stehe ich, schon seit mehreren Jahren, hier auf dieser Insel, wie auf felsigem Hügel, ein einsamer, alter Baum, dessen Zweige das Wetter Gottes zerschlagen hat. Ich kam als Jüngling hieher, machte hier eine reiche Erbschaft und fieng an, derselben zu genießen. Da ward mir es so wohl und heimathlich zu Muthe in dem schönen, herrlichen Lande, daß ich mir hier Hütten zu bauen beschloß. Die Liebe schlang noch ein andres, festeres Band um mich: ich vermählte mich mit der lieblichen Tochter einer hiesigen christlichen, aus Südfrankreich stammenden, Familie, kaufte mich da im Gebirge an und ward allmälig durch Fleiß und Gottes Segen zu einem reichen, mächtigen Landbesitzer, dem zwar die türkische Regierung auf mannichfache Art, durch ordentliche und unordentliche Abgaben, immer einen bedeutenden Theil seines Erwerbes abgenommen, dabei aber

doch stets so viel übrig gelassen hat, daß sein Vermögen nicht ab sondern zunahm. Unsern Familiennamen, der ja auf gut Glück und glücklich hindeutet, übersetzte ich an mir in den griechischen Namen Makarios, der dem hiesigen Volke geläufiger war.

Mein liebes Weib gebar mir sechs Söhne. Wir lebten sehr froh und friedlich beisammen; des alten Vaterlandes hatte ich ganz vergessen: hier auf dieser Insel war mein ganzes Wesen eingewurzelt. Da schnitt der Tod eine meiner Wurzeln nach der andren ab. Zwei meiner Söhne und bald nach ihnen ihre Mutter, starben schon vor länger als zehn Jahren an einer damals hier herrschenden Pestseuche; ein Sohn kam auf einer Seefahrt nach Castellrosso um, die er, zu kühn, in kleinem Fahrzeug gewagt hatte. Auch die noch übrigen drei Söhne nahm mir ein unerforschlicher Rathschluß; vor drei Jahren starb der Letzte. Und so stehe ich allein, ohne Kinder und nähere Erben, im fremden Lande da, und habe jetzt nur dafür zu sorgen, daß mein Vermögen in jene Hände komme, denen der Besitz desselben von Rechts wegen großentheils zukommt. Denn ihr müßt wissen, daß jenes Geld, welches ich zu meinem ersten hiesigen Ankauf verwendete, in gewisser Hinsicht ein altes Familien-Capital war, das zwar der Erblasser zunächst für Den Verwandten bestimmt hatte, der sich die Mühe geben würde, es zu erheben, zu welchem aber doch ursprünglich jeder, der aus unsrem Hause abstammte, ein gleiches Recht besaß.

Habt ihr wohl beide, so fragte, indem er auf einmal, statt wie bisher Griechisch, Französisch sprach, der Alte, mit einem leicht zu deutenden Lächeln, von einem Familienschatze gehört, den das adliche Geschlecht der Bonaventuras hier auf Rhodos zu erheben hatte?

Wie sollten wir, sagte der Malteser, Etwas verleugnen, das unseren Gastfreund eben so bekannt ist, als uns; ich selber stamme von väterlicher, dieser, mein Schwestersohn, von mütterlicher Seite von jenem Geschlechte ab, dessen letzte in Flandern lebende und überhaupt dessen letzte uns bekannte Sprößlinge, so wie Erben wir beide sind. Wir kamen beide — ich freilichmehr aus Nachgiebigkeit gegen meinen jugendlich unternehmenden Neffen, hierher, um nach der Anweisung, die uns da diese schriftlichen Documente aus dem Familienarchiv gaben, den Schatz zu heben. Aber wie Sie heute Morgens uns sagten, die goldnen Vögel sind schon ausgeflogen, sie sind, dies erlaube ich mir nun frei herauszusagen, in der Hand des lieben Mannes, der hier vor uns sitzt, des Herrn Philipp Bonaventura, der ein Verwandter meines seligen Vaters ist, und dessen glückliches Auffinden mir eine reinere Freude gewährt, als dies vielleicht das Auffinden des Schatzes vermocht hätte.

Wie sollte ich mich weiter gegen dich verstellen können, du Sohn meines alten guten Vetters, mein lieber Charles, sprach der Greis, indem er gerührt den Malteser umarmte. Ich habe mich seit etlichen Jahren oft nach dir erkundigt; der Erste, der mir die gewünschte Auskunft gab, war der Jude Samson, den du heute am Morgen mit mir sahest. Ich kann mich in meinem hohen Alter nicht mehr entschließen, von den Gräbern meiner Lieben zu weichen; ich will bei diesen begraben seyn. Darum war es meine Absicht, dich, meinen nächsten Erben, der du noch immer jüngere Kräfte hast als ich, und des Seereisens gewohnt bist, zu mir hierher, nach Rhodus zu bescheiden. Die nöthigen und sichren Einleitungen

zu Allem, waren schon mit einem auswärtigen Freunde getroffen; meine Familie in Flandern würde, auch wenn ich früher wäre abgefordert worden, aus der Zeit, das Ihrige erhalten haben. Nun aber führt dich Gottes Hand selber so unvermuthet zu mir her; dein Zug nach Rhodus und dem auf ihm verborgnen Schatze geschahe nach einem Rathe, der von menschlicher Seite zwar nur wunderlich, von göttlicher aber wunderbar zu nennen und als solcher zu preisen ist.

In der That, ein merkwürdiges Zusammentreffen! Ich hatte mir, vor etlichen Wochen, den gewöhnlichen, berühmtesten Güterhändler und Mäkler in Kleinasien, unsren, bei all seiner Erwerblust dennoch ehrlichen Samson, der sich damals in Smyrna aufhielt, hierher verschrieben, damit er mit mir das Geschäft, das wir gestern beendigt haben: die Besichtigung und Schätzung meines hiesigen Anwesens theilen möge; mein weitres Ansinnen an diesen, mit aller Welt in Verkehr stehenden Mann, wäre dann das gewesen, dich in Person oder durch einen vertrauten Freund aufzusuchen und das Band eines unmittelbaren Verkehres zwischen mir und dir anzuknüpfen. Wie mir aber Samson, der mit euch an dem nämlichen Tage hier bei mir eintraf, erzählte, hattest du in derselben Nacht, nur von einem andern Schiffe geführt, den Boden unsrer Insel betreten als er. Mir alten, fast allzu bedenklichen Mann, für dessen Unentschlossenheit es öfters nöthig wäre, daß Zeichen und Wunder ihn zu irgend einer That bestimmten, dienten alle diese auffallenden Fügungen zu einer nicht geringen Bestärkung meines Vorsatzes. Ohnehin kannte ich dich, mein lieber Charles, noch aus einer früheren Zeit und hatte dich seit vielen Jahren herzlich lieb gewonnen.

Denn ich wußte durch einen Freund, der meinem Herzen sehr nahe steht, von dir und deinem Leben, als du in Samos wohntest, und es war einmal meine Absicht gewesen dich dort, mitten in deinem häuslichen Glück zu besuchen, da traf dich das große Weh dein treues Weib zu verlieren und du warst auf einmal aus unserer Nähe verschwunden. In jener Zeit warst du, der letzte noch neben mir blühende Zweig unsres Familienstammes, eben so reich und gesegnet an Gütern als ich; du bedurftest damals keine Spende aus dem Erbtheil des alten Clemens, aus dem Familienschatze, den ich wirklich, hierin glücklicher als ihr, kurz nach meiner Ankunft auf dieser Insel aufgefunden hatte. Ich kann euch versichern, daß alle Zeichen, welche in der Beschreibung, die unser Familienarchiv enthielt, genannt waren, richtig eintrafen, ihr aber hättet, auch wenn jetzt die eiserne Truhe mit ihren Goldstücken noch unter den Steinen verborgen wäre, das Suchen viel schwerer gehabt, seitdem ich, etwas später, gerade jenen Theil der Mauer, unter dessen Grundsteinen einst der Schatz verborgen lag, habe niederreißen und hinwegnehmen lassen. — Jetzt, das habe ich erst später erfahren, haben sich deine äußren Umstände, gerade nicht auf eine Weise, welche die Welt eine vortheilhafte nennt, geändert, und wenn auch nicht du selber, dann werden doch deine nächsten Verwandten, namentlich hier dieser junge Vetter, das Erbtheil, das ihnen der alte Vater Clemens durch meine Hand zustellen lässet, gut zu gebrauchen wissen. Darum sey und werde es jetzt so zwischen uns Beiden ausgemacht: ich trete euch gleich jetzt von meinem baaren, ohnehin müssig liegenden Vermögen eine namhafte Summe ab, behalte mir aber den Besitz und die Benutzung meiner Güter bis an

mein

mein Ende vor. Wollte hier dieser junge Verwandte, zur Freude meiner alten Tage, bei mir bleiben, bis Gott mich von der Erde abruft, dann sollte er von mir so theuer und werth gehalten seyn, wie ein eigner Sohn; zieht er es aber vor, schon jetzt wieder ins Vaterland zurückzugehen, dann übergebe ich euch eine Verschreibung auf alle meine hiesigen Besitzungen, und der französische Consul wird nach meinem Tode die nöthige Sorge dafür tragen, daß ihr, meine Erben, keine Beeinträchtigung eurer Rechte zu erleiden habet.

Der Malteser und sein Neffe konnten nur ihre dankbare Freude aussprechen, über den unvermuthet herrlichen Ausgang, den jetzt auf einmal ihr so seltsam erscheinendes Geschäft auf Rhodos nehmen sollte. Am glücklichsten von Allen fühlte sich Robert. Er sahe sich jetzt nicht nur auf dem Wege nach dem Ziele seiner Wünsche, sondern schon bei demselben angelangt, denn sein jugendliches Selbstvertrauen ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß seine innige Liebe sich Gegenliebe erwerben werde. Auf jeden Fall hatte das Anerbieten des alten Vetter Makarios, den wir nun bei seinem wahren Namen Philipp nennen wollen, bei ihm zu bleiben, wie Kind vom Hause, etwas ungleich Anlockenderes in seinen Augen, als die Aussicht, welche ihm der Oheim Charles eröffnete. Denn die letztere setzte eine mehr oder minder lange Trennung von seiner geliebten Griechin voraus, während der gütige Vetter Philipp in seinem Vorschlag kein solches Wort der Verbannung über ihn aussprach, sondern nur das wollte, was auch des Jünglings ganzes Verlangen und herzlichster Wunsch war. Mit besondrem Vergnügen bemerkte deshalb Robert, daß der freundliche alte Hausvater der Unterhaltung, welche,

wie schon erwähnt, an diesem Abend meist in französischer Sprache geführt wurde, fast immer eine solche Wendung gab, daß auch er mit in dieselbe hineingezogen ward, und Gelegenheit erhielt, ein Zeugniß zu geben von der Gesinnung seines Herzens, so wie von seinen Erkenntnissen und von der Bildung seines Urtheils. Bei diesen Gesprächen war das für die beiden Gäste das Erfreulichste, daß sie in dem Vetter Philipp einen Mann von wahrhaft frommer, lautrer Gesinnung und von tief eindringendem Verständniß kennen lernten.

Wie sehr, sprach Philipp seufzend, erinnert mich dieser Jüngling in seinem ganzen Wesen, an meinen jüngsten, und ich muß es bekennen, liebsten Sohn: an meinen theuren Franz, den ich unter all meinen Kindern zuletzt zu Grabe trug.

Und mir wäre, sprach Robert, das mein liebster Wunsch, daß ich bis an Ihr Ende bei Ihnen bleiben und Ihnen alle Liebe und Treue eines Kindes erweisen dürfte. —

Die drei Verwandten, die sich erst so nahe an dem Scheidewege des Lebens und der Gräber zusammengefunden hatten, waren im vertraulichen Gespräch beisammengeblieben bis nach Mitternacht; sie nahmen die Freude über ihr glückliches Zusammentreffen mit sich auf das nächtliche Lager und wachten am Morgen mit ihr auf.

Robert war heute noch früher wach geworden als der Oheim, er hatte sich leise aufgemacht vom Lager und aus dem Zimmer, war dann hinuntergegangen nach dem Blumengarten am Hause, denn von dort hatte er einen Gesang gehört, welcher, so schien es ihm, aus keinem andren Munde kommen konnte, als aus dem seiner jungen Griechin. Er hatte sich nicht getäuscht; sie war es selber, Lydia die Jüngere, welche sang. Sie schwieg

sogleich, als der Jüngling sich nahte, und wendete sich eifriger zu ihrer Beschäftigung: zu dem Begießen der Blumen. Robert verstund nur wenige Worte der wohllautenden, griechischen Sprache, diese wendete er zu einem Gruße an, den die Jungfrau erwiederte. Die Blicke des Jünglinges waren beredter als seine Zunge; Lydia schien jene zu verstehen, sie endete eilend ihr Geschäft und zog sich dann nach dem Hause zurück. Doch schon auf dem Weg dahin, außen im Hofe, begegnete ihr ein Mann, vor dessen Blicken und Annäherung sie nicht so scheu entwich, als vor denen des Jünglinges. Es war ein Greis, mit langem, silberweisem Bart, in der Kleidung eines griechischen Priesters. Lydia, da sie ihn erblickte, flog mit einem lauten Ausruf der Freude in seine Arme und sprach die süßesten Worte der Liebkosung aus, welche die hierin reiche griechische Sprache den Kindern gegen ihre Eltern in den Mund legt. Auch der Alte schien bei diesem Wiederfinden tief bewegt; er sprach in Wort und Mienen die väterliche Liebe zu dem theuren Kinde aus. Philipp, der Hausherr, hatte die Stimmen der Grüßenden vernommen, er trat aus seinem Zimmer heraus, und bei dem ersten Blicke hatte er den alten Freund erkannt, er drängte sich, neben Lydia, an seine Brust.

Die Begrüßungen alter, sich hier unvermuthet zusammenfindender Freunde, hatten hiermit noch kein Ende; auch der Malteser war jetzt herbeigekommen, er staunte den neuen Gast freudig erschrocken an, dann eilte auch er zu ihm hin, mit den Worten: Christodulos, mein theurer Christodulos, welcher für mich selige Zug der Liebe führt dich hierher, in meine Arme? — Allerdings auch ein Zug der Liebe zu dir, denn ich bin nach Rhodus

und jetzt in dieses Haus gekommen, um dein Kind, deine Tochter Lydia zu suchen, welche mir auf der ersten, einzigen Reise, die sie mit meinem Willen zu einer Verwandtin nach Chios gemacht hatte, von den Türken geraubt war. — Wie? fragte Charles, von der Ueberraschung fast erstarrt, mein Kind, meine Tochter? Hast du mir nicht selber in dem Briefe, den ich von dir in Patmos erhielt, den Tod des theuren Kindes gemeldet und mir sogar geschrieben, daß Mutter und Kind, die sich im Tode so bald gefolgt waren, nun in einem Grabe ihre Ruhestätte gefunden hätten? — Ich dir vom Tode des Kindes geschrieben? Das ist ein unbegreifliches Misverständniß. Lydias Mutter, meine theure Schwester, war an dem Tage von Lydias Beerdigung, welcher zugleich der deiner Abreise war, sanft verschieden; sie wurde von uns bei ihrem einzigen Kind begraben. Dich hat damals die Kleinmüthigkeit deines Schmerzens verblendet; meine späteren Briefe scheinst du nicht erhalten zu haben, sie waren auch, da ich nur so ungewisse Kunde von deinem Aufenthaltsorte besaß, aufs Unsichre hin abgesendet worden.

Es gab jetzt eine neue Scene des seligen, auf Erden nicht mehr verhofften Wiederfindens; der überglückliche Vater drückte die geliebte Tochter, das Ebenbild seiner theuren Gemahlin, an sein Herz; Lydia weinte Thränen der süßesten Freude.

Dieser hier, sagte Charles, indem er auf Robert deutete, ist mein nächster Verwandter und steht meinem Herzen fast so nahe, wie ein eigner Sohn; reiche auch ihm deine Hand zur schwesterlichen Begrüßung. Mit jungfräulichem Erröthen gehorchte das Mädchen der Auf-

forderung des Vaters, und Robert fühlte sich hoch beseligt durch die Berührung dieser Hand.

So reichlich war die Freude lange nicht eingezogen; aus so vielen Quellen zugleich hatte sie selten sich ergossen, als sie es diesmal in Herrn Philipps Hause that. Er selber so glücklich, im Genuß der alten und neuen Freundschaft mit Christodulos und mit dem so spät ihm näher gekommenen Vetter Charles; dieser, der Malteser, voll Wonne, im Wiederbesitz seines längst für todtgehaltnen Kindes und des lieben Genossen seiner glücklichsten Jahre; Robert voll Entzücken über die täglich ihm näher tretende Erfüllung seines innigsten Wunsches. Denn die schwesterliche Liebe in der jüngeren Lydia kindlichem Herzen ward bald zur bräutlichen Liebe; nach wenig Wochen segnete der ehrwürdige Christodulos die Ehe des lieblichen Paares ein. Es geschahe nun auch nach dem Wunsche des Oheims, daß Robert vorläufig bei dem väterlich gesinnten Vetter Philipp blieb; auch Christodulos trennte sich nicht mehr von der Pflegetochter Lydia und von seinem alten Freunde, und dem Malteser ward es nicht schwer gemacht, eine Verlängerung seines Urlaubs auf ein ganzes Jahr zu erhalten. Selbst seine Schwester, Roberts Mutter, ließ sich bewegen, dem Familienzuge, der auch in ihr lag, zu folgen; sie kam mit guter Schiffsgelegenheit, welche der Bruder ihr zuwies, nach Rhodus, um sich nie wieder von dem Sohne zu trennen.

Robert und seine junge Hausfrau pflegten des alten Philipp mit kindlicher Zärtlichkeit; ihre Liebe ward für ihn zu einem herrlichen Abendroth, das seine Strahlen auf die letzten Stunden seines Lebens fallen ließ und wie der Vorbote eines heitren Morgens der Ewigkeit erschien.

Als nach etlichen Jahren zuerst Christodulos, bald hernach auch der Vater Philipp zu ihrer Ruhe eingegangen waren, folgten Robert und seine Lydia dem Rufe des Vaters Charles zurück in die Nähe des Vaterlandes; Robert übernahm ein Amt, das ihm der Malteserorden darbot, in einer namhaften Hauptstadt Italiens, und durch seine an Kindern gesegnete, glückliche Ehe mit der schönen Griechin lebte das Geschlecht der Bonaventuras, obwohl unter andrem Namen, fort Und vielleicht erhält sich auch noch hin und wieder im Lande der Terebinthen und Pistazien, bei dem Volk von griechischer Zunge, ein Saame der dankbaren Erinnerung an die Bonaventuras, welche jenem Volke wohlwollten, in dessen Mitte sie den Schatz großer, schwer wiegender Erfahrungen erhoben haben. Ein Saame, auf welchen, wenn er auch lange verdorrt und von rohen Fußtritten untertreten dalag, dennoch zu seiner Zeit wieder ein milder, fruchtbarer Regen und Sonnenschein fallen wird, der ihn belebt und fröhlich aufgrünen machet.

## Herr Stephan Mirbel.

In der Nähe eines berühmten, vielbesuchten Badeortes in Böhmen, bei einem kleinen Dorfe, wohnte noch vor etwa vierzig Jahren ein Gutsbesitzer, der bei allen Bewohnern der Gegend in ganz besondrer Achtung stund. Denn dieser Herr Mirbel (so hieß der Mann) galt nicht nur weit und breit im Lande als der geschickteste und erfahrenste Landwirth, sondern war zugleich in der Arzneikunde so wie in den mannichfaltigsten Angelegenheiten des Hauses und der ganzen Landschaft, als Freund und Helfer, durch Rath und That bekannt.

In seinen jüngeren Jahren, dies wußte man aus seinem eignen Munde, war Herr Mirbel Regimentsarzt bei einem ungarischen Infanterie-Regiment gewesen, und bei festlichen Gelegenheiten pflegte er noch immer gern in einer Art von Uniform, mit dem Degen an der Seite, auf altmodische Weise frisirt und gepudert, einher zu gehen. Auch war er dann, wenn er die Uniform anhatte, am meisten aufgelegt, von seinem vormaligen Soldatenleben, von seinen Abentheuern, die er unter den Serbiern und Wallachen bestanden, zu erzählen, wobei ihm Jedermann gern Tage lang zugehört hätte. Zu andrer Zeit aber war er kein Mann von vielen Worten, sondern im Gegentheil gar schweigsam, und es hatte noch keiner seiner Nachbarn es von ihm erfahren können, ob Herr Mirbel von Geburt ein Ungar oder Siebenbürge sey,

oder ob er aus Bayern, aus Schlesien, aus Mähren abstamme; nur so viel wußte man, daß er kein geborener Böhme sey, obgleich er schon gar lang im Lande wohnte.

Auch wie alt der Mann wäre, wußte Keiner von den Nachbarn zu sagen. Nur darin stimmten Alle überein, daß Herr Mirbel sehr alt seyn müsse, denn schon die Väter und Mütter im benachbarten Dorfe erinnerten sich, daß sie ihn in ihrer Jugend als einen alten Mann mit grauen Haaren gekannt hatten, ja die Großväter und Großmütter erzählten, daß, als Herr Mirbel zur Zeit ihrer Jugend hierher zog, er, allem Anschein nach, schon ein Mann von mehr als mittleren Jahren gewesen sey.

In seinem täglichen Leben merkte man ihm übrigens nur wenig von der Schwäche des Alters an. Er gieng noch immer aufrecht, wie ein alter Soldat, trieb in seinem großen, schönen Garten, mit eigner Hand, die Gärtnerei; besuchte öfters zu Fuß die Waldung, die zu seinem Gut gehörte, die aber ziemlich weit von seiner Wohnung ab, auf dem Gebirge lag, zeichnete dort selber die Stämme an, die in nächster Zeit sollten gefällt werden, war, wenn seine Aufsicht und Anordnung etwa förderlich schien, bald bei den Arbeitern in seinem Steinbruch, bald bei denen auf den Feldern, auf den Wiesen oder in seiner Glashütte.

Im Grunde genommen konnte man nicht begreifen, zu welchem Zweck der alte Mann sich all diese Last auflegte. Er hatte Leute genug, die gern Alles für ihn gethan hätten; vor Allen einen Pflegesohn, den er als verlaßnen Waisenknaben von der Straße in sein Haus aufgenommen und da wie ein eignes Kind versorgt und erzogen hatte. Dieser Pflegesohn, den sich der alte Herr

seit längerer Zeit hatte adoptiren lassen, hieß Peter Mirbel, war schon ein Mann von mittleren Jahren, und hatte sich nach seiner Neigung, die der Vater billigte, ein wackres Landmädchen zur Frau gewählt, welche ihm schon sechs Kinder gebar. Ein Theil des ansehnlichen Vermögens, welches der Alte besaß, war diesem angenommenen Sohne, dies wußte man, gerichtlich verschrieben worden, einen andren Theil behielt sich der Pflegevater, man errieth nicht zu welchem Zwecke, zu seiner künftigen Verfügung vor.

Die glückliche und gesegnete Hand, welche der alte Herr Mirbel hatte, war in der ganzen Gegend wie zum Sprüchwort geworden. Alles, was der Mann angriff und vornahm, das gieng gut von statten und hatte den besten Erfolg; auch sein guter Rath und seine Belehrungen, die er Andren ertheilte, waren wie ein Orakel geehrt und geachtet, und wer dieselben treulich befolgte, der fand sich gewiß wohl berathen. Bei solcher Gelegenheit ließ sich der hochbetagte Mann keine Mühe verdrießen: er gieng zu den Leuten, die irgend ein Werk nach seinem Rathe angriffen, hin, sahe, wenn es ihm nöthig schien, vom Morgen bis zum Abend ihren Arbeiten zu, ordnete an, was ihm das Beste dünkte, und wenn dann Alles nach Wunsche gieng, dann freute er sich fast mehr, als wenn es seine eigne Sache betroffen hätte.

So verdankte ihm die ganze Umgegend ein gewisses Wohlbefinden, das ihr Jeder, der auch nur auf kurze Zeit, als besuchender Gast, dahin kam, anmerken konnte. Die Häuser des Dorfes, das unter Mirbels Gute, unten im Thale lag, waren so stattlich und sauber gebaut, die Gärten und Felder so musterhaft bestellt, die Leute lebten so friedlich und vergnügt beisammen, daß man diese

Gemeinde allen andren, zu dem Kreise gehörigen, als Muster vorstellen konnte; auch in allen gemeinnützigen Anstalten, namentlich in denen der Schule und Kirche, der Pflege der Armen und Kranken, Verbeßrung der Straßen und ähnlichen Dingen gieng jene Gemeinde den andren mit gutem Beispiel voran; es gab weder Bettler noch solche Verlassene im Dorfe, die sich am Abend hätten hungernd zu Bette legen müssen.

Wie in solchen guten Eigenschaften diese einzelne Gemeinde andren Gemeinden als Muster dastund, so hatte sie selber beständig ein Muster und Beispiel vor Augen, das unvermerkt alle Andren zur Nachahmung weckte. Der felsige Hügel, auf welchem Mirbels großes, schönes Haus zwischen seinen Obstgärten da lag, war, als der Alte diesen Platz ankaufte, ein wüstes Stück Landes gewesen, auf welchem nur hin und wieder ein Gebüsch von Schlehendornen und dazwischen etwa ein Holzbirnenbaum wuchs. Die Schweine, welche man dort hütete, hatten den Boden durchwühlt; so schön die Aussicht dort oben erschien, hatte der Ort dennoch für keinen Vorübergehenden etwas Anziehendes; die Hirten des unreinen Viehes waren die einzigen Menschen, welche man dort zwischen den herumgestreuten Felsenblöcken und Dornenbüschen wandeln sahe.

Als Herr Mirbel das schlechte Grundstück, verhältnißmäßig ziemlich theuer, von der damals sehr armen und von einer theuren Zeit gedrückten Gemeinde kaufte, da gab es Viele, die den vermeintlich so unerfahrenen Fremdling auslachten und verspotteten. „Der Mann will wohl, sagten die benachbarten Stadtleute, einen Handel mit Schlehen und Holzbirnen anlegen, oder meint sonst eine andre Kunst zu verstehen, um aus den Steinen Brod zu machen". Herr Mirbel ließ sich das Urtheil der Leute

über sein Thun und Treiben nicht anfechten; oben auf dem Hügel, an einer Stelle, die sich leichter von den Granitblöcken reinigen ließ, baute er sich vorerst nur ein kleines Haus, das noch vor Eintritt des Winters vollendet und von ihm bezogen wurde, und schon im nächsten Frühling begann er eben so rüstig als verständig das Werk der Urbarmachung seines von Natur gar nicht unbegünstigten Grundes und Bodens.

Damals, als Mirbel seinen Einzug in seinen neuen Wohnsitz hielt, fanden sich in seiner Gesellschaft ein alter, abgedankter Soldat, der weder böhmisch noch deutsch, sondern nur ungarisch sprach, und eine alte Mutter, welche dem Hauswesen wie der Küche vorstund. Zu diesen beiden gesellten sich bald hernach noch andre Gehülfen und Gehülfinnen, welche Mirbel, der hierbei immer eine ganz besonders glückliche Wahl traf, aus dem Volk der Umgegend in seine Dienste nahm. Jeder dieser Leute bezeugte sich bald so zufrieden mit seinem Dienste, daß fast Keiner ihn eher verließ, bis er selber einen eignen kleinen Hausstand antreten konnte; es war eine Freude den Leuten bei ihren Arbeiten zuzusehen, man mußte es ihnen anmerken, wie gern und willig sie Alles thaten, wozu der Wille ihres Herrn, gleich wie eine Bienenkönigin ihre Bienen, sie anleitete. Bei solchem gemeinsamen Trieb und Eifer konnte es freilich an gutem Fortgang des Unternehmens nicht fehlen; nach wenig Jahren waren die Felsenstücke, die auf dem Hügel lagen, gesprengt und hinweggeräumt; der Sumpf, der am südlichen Abhange sich ausbreitete, war ausgetrocknet, und das Wasser, das ihm seine Nahrung gegeben hatte, zum gemauerten Brunnen gefaßt worden, dessen Abfluß in wohlangelegten Gräben, nach Nothdurft zur Bewäßrung

der Gärten und Felder dienen konnte. Bald sahe man einen Theil des Hügels mit jungen Obstbäumen, einen andren mit einträglichen Feldern geziert; dort prangte ein Gewände mit bläulich blühendem Flachs, hier grünte ein Feld mit Kartoffeln, anderwärts webte und wogte der Wind in den hohen Halmen des Getraides. Nachdem auf solche Weise erst der Wohlstand eines Hauses begründet war, sahe man denn auch das große, stattliche Haus selber, schöner als alle andre Wohnungen der Nachbarn, sich erheben. Herr Mirbel war nach wenig Jahren ein ansehnlicher Landwirth geworden, der durch mehrere glückliche Unternehmungen zu so gutem Vermögen gelangte, daß er im Stande war, die nachbarlichen Besitzungen anzukaufen, welche eine in Prag lebende adliche Familie, der sie als Erbtheil zufielen, zum Verkaufe ausbot.

So auffallend und ungewöhnlich dieses große äußre Glück des Mannes war, gab es doch Wenige oder Keine, welche ihn darum beneideten. Mirbel, bei seinen andren großen Gaben, besaß dabei die größeste von allen: die Gabe, sich die Liebe und Gunst der Menschenherzen zu erwerben und selbst Die mit sich auszusöhnen, welche ihm von Anfang her Feinde waren. Wie er gegen seine Dienstleute und Tagwerker ein guter, freundlicher Herr war, der jeden reichlich lohnte und auf sein Bestes sahe, Jedem auch bei Gelegenheit so gern Freude machte, so war er es auch außer dem Hause gegen Jedermann, gegen Alt und Jung. Die Kinder bemerkten diese Eigenschaft des guten Herrn zuerst und benutzten sie gar oft, wenn sie sich in seinem Haus oder Garten mit Obst und Brod bewirthen und dabei mit mancherlei kleinen Gaben beschenken ließen, die Herr Mirbel am Jahrmarkt eingekauft hatte.

Aber auch die Alten merkten bald, welcher Freund in der Noth dieser Fremde sey; sie hatten dieses, namentlich in jener theuren Zeit, erkannt, welche bei Mirbels Ankunft das Land drückte, und auch später fanden, vor Allen die Aermeren unter ihnen, wenn sie selber, oder Eines der Ihrigen erkrankt waren, an ihm einen hülfreichen, glücklichen Arzt; bei andrer Gelegenheit half er mit Darlehen und fortwährender Unterstützung aus. Am schnellsten war er mit einer Hülfe der letzteren Art da bei der Hand, wo es galt dem redlichen Fleiß unter die Arme zu greifen, junge Anfänger so zu stellen, daß sie nun ohne fremde Hülfe ihr Brod finden konnten, und einem tüchtigen, jugendlichen Talent die Mittel zu seiner günstigsten Entwicklung darzubieten. Auf solche Art hatte Herr Mirbel der Gemeinde seines Dorfes mehrere seiner besten, geschicktesten Handwerker und Landbauer gegeben; auch der junge Geistliche, der jetzt der Kirche des Ortes vorstund, so wie der treffliche Schullehrer, verdankten beide ihre jetzige gesegnete Stellung dem edlen Greise, der schon in ihrer Kindheit das Talent, das in ihnen war, erkannt und ihnen mit väterlicher Milde die Unterstützung gewährt hatte, die sie, bei ihrer Armuth, auf Schulen bedurft hatten. Freilich fehlte es nicht an Fällen, in denen die Wohlthätigkeit des Alten von Unwürdigen gemisbraucht wurde; wenn jedoch dieses im Ganzen ihm seltner wiederfuhr als vielen Andren, so möchten wir dies dem Scharfblick der Menschenkenntniß zuschreiben, welche ihm eigen war. Denn so wenig Hr. Mirbel die Gaben seiner freigebigen Hand abwog, hütete er sich doch sehr, der Faulheit oder dem bettelnden Laster durch unzeitige Milde das zu geben, was sein Verderben nur beschleunigen mußte.

All dieser Ausfluß guter Thaten, der ringsumher von dem Mirbelschen Hause über die Nachbarschaft ausgieng, hätte nicht seyn können, wäre nicht ein unversiegbar reicher Quell vorhanden gewesen, der den Strom ernährte. Dieser Quell fand sich in dem Hause selber und in dem Herzen seiner Bewohner; es war die ungeheuchelte Gottesfurcht, der kindlich feste Christenglaube, der in dem Alten wohnte und den dieser auf das Gemüth seiner Pflegekinder und seiner meisten Hausgenossen fortgepflanzt hatte. Ihm war dieser Glaube eine Gotteskraft; als eine solche Kraft, welche Neues schaffet, und welche Leben, Friede und Freude giebt, hatte er ihn an sich selber erfahren; als eine Gotteskraft erprobte sich jener Glaube auch an Andren, die in längerem Umgang mit dem frommen Greise lebten. Denn dieser Umgang war nicht allein ein Umgang des einen Menschen mit einem andren, sondern er führte zu einem gemeinsamen Umgang mit Gott. Die Früchte davon waren, wie wir vorhin sahen, nicht nur außer dem Hause des alten Hrn. Mirbel, sondern zunächst in demselben merklich; Alle, welche Sinn dafür hatten, empfanden den stillen, heitren Gottesfrieden, der da herrschte; Viele sagten, wenn ich in diesem Hause bin, ist mirs, als sey ich in der Kirche.

Unter den sechs Kindern des Pflegesohnes war keines, in dem sich nicht von frühe an eine große Empfänglichkeit für die gute, christliche Zucht und Pflege gefunden hätte, welche die Eltern, so wie vor Allen der ehrwürdige Hausvater, ihnen angedeihen ließen. Im vorzüglichen Maaße konnte man dieses an den beiden Töchtern erkennen, davon die älteste sechszehn Jahre, die andre um ein Jahr jünger war.

Der Alte, der sonst niemals, so lange seine Haus-

genossen ihn kannten, krank gewesen war, hatte sich vor einiger Zeit durch eine starke Erkältung ein Fieber zugezogen, das ihn mehrere Wochen lang am Lager hielt. Nach der frommen Anordnung seiner Kirche hatte er bei dieser Gelegenheit vor den Augen Gottes, und vor den Ohren des Beichtvaters, das Buch seines ganzen, vergangenen Lebens aufgethan, und seinen letzten Willen, so wie dieser schon längst schriftlich aufgesetzt war, noch einmal mündlich gegen den vertrauten Freund ausgesprochen. Der Greis sollte aber den Seinen noch länger erhalten werden; er genas wieder und schien seitdem heitrer und fröhlicher als jemals.

Es war jetzt wieder die Mitte des Sommers gekommen; jene Zeit des Jahres, in welcher der benachbarte Badeort von den meisten Curgästen, aus den verschiedensten Ländern, besucht wird. Schon in den früheren Jahren hatte der alte Mirbel mit besondrer Aufmerksamkeit die Badelisten gelesen, in denen die Namen der Curgäste, nach der Zeit ihrer Ankunft, eingereiht und abgedruckt werden. Man wußte auch, daß er öfters bei Gästen aus Ungarn und andren Gegenden zugesprochen und da Erkundigungen über allerhand Verhältnisse ihres Landes, so wie einzelner Familien, eingezogen hatte. Auch in diesem Jahr wurde ihm jedes neu erscheinende Blatt der Liste gebracht, und aufmerksam von ihm gelesen. Eines Nachmittags, als dieses abermals geschehen war, bemerkte man an dem Greise eine ganz besondre Gemüthsbewegung. Die Hand zitterte ihm, als er das Blatt auf den Tisch legte und sogleich es wieder aufnahm, um es, als ob er seinen Augen nicht traute, noch einmal und bald darauf zum dritten Male zu lesen. Er nahm seinen Hut und Stock, und gieng hinab ins Dorf,

zur Wohnung des jungen Geistlichen, der sein Vertrauen im hohen Grade besaß, und dieses durch Frömmigkeit der Gesinnung, so wie Reinheit des Wandels, verdiente. Der würdige, junge Mann, der den Greis, seinen Wohlthäter wie einen Vater liebte und ehrte, erkannte sogleich, daß diesem etwas ganz Besondres begegnet seyn müsse; Vater Mirbel athmete so schnell, als habe er über Kräfte sich angestrengt; er konnte lange nicht sprechen; beide setzten sich neben einander und der junge Pfarrer hielt die zitternde Hand des Alten in der seinen, als wollte er ihr durch sein Festhalten die verlorene Ruhe wiedergeben.

„Sie wissen", so nahm nach einiger Zeit Hr. Mirbel das Wort, „die ganze Geschichte meines Lebens; Sie kennen auch den Inhalt meines letzten Willens. Der Sohn des Mannes, der einst mein bittrer Feind war, mein jüngerer Verwandter aus P., den ich zum Erben eines großen Theiles meines Vermögens bestimmt habe, ist jetzt im benachbarten Badeort als Curgast angekommen. Ich kann mich in dieser Vermuthung nicht irren: Name und Vorname, Stand und Wohnort, Alles trifft zusammen. Was durch Ihre und der andren Executoren meines Testamentes Vermittlung erst nach meinem Tode geschehen sollte, das kann nun noch bei meinen Lebzeiten und zwar bald geschehen. Ich werde mich hoffentlich mit eignen Augen überzeugen, daß der gute Ruf, den ich von meines Grosvaters Urenkel vernahm, ein wohlbegründeter sey, und mich freuen, daß dieser letzte Zweig meiner Familie so gute Früchte verspricht".

„Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit Alles aussprechen, was mich namentlich heute mehr als jemals bewegt. Mein Pflegesohn, so wie seine Frau und Kinder,

haben

haben mich so manches Jahr mit kindlicher Liebe gepflegt und geehrt; sie haben Freud und Leid mit mir getragen, haben mit mir gearbeitet und gesorgt; einen großen Theil Dessen, was ich besitze, danke ich ihrem treuen Fleiße. Dazu kommt, daß ich diese Leute durch täglichen, langen Umgang so lieb gewonnen habe, wie eigne Kinder, während mein Verwandter, weil ich ihn niemals sahe, noch nicht meinem Herzen, sondern nur, wie ein Name, meinem Gedächtniß und meinem auf Billigkeit sinnenden Verstande eingeschrieben ist. Ich läugne es Ihnen nicht: der Gedanke, daß ich diesen treuen, lieben Hausgenossen und ihren 6 Kindern das, was mein Herz ihnen so gern gönnen möchte, entziehen und es einem, meinem Angesicht noch Fremden geben soll, bloß deßhalb, weil mir mein Verstand sagt, daß dieses von Rechts wegen sich gezieme, fällt mir schwer aufs Herz, und wüßte ich nicht, daß mein Verwandter in sehr bedürftiger Lage und dabei brav und tüchtig ist, da könnte es geschehen, daß meine heutige Gemüthsbewegung alle schriftlichen und mündlichen Anordnungen meines letzten Willens wieder umstieße oder doch bedeutend veränderte".

Der junge Geistliche hatte seinen alten Wohlthäter niemals so lebhaft aufgeregt gesehen, niemals so gesprächig gefunden. Er bat ihn, er möge sich beruhigen und, ehe er irgend einen weitren Schritt thäte, erst noch die persönliche Bekanntschaft seines Verwandten machen.

Ich bedarf keiner solchen Ruhezeit, erwiederte Herr Mirbel, um zu der Ausführung des Entschlusses zu kommen, der schon längst in meinem Innren reif ist. Es mag bei meinen Anordnungen bleiben; ich habe sie oft mit Gott überlegt und nicht ohne Ihn aufgesetzt. Eines aber fühle ich mich zu thun gedrungen: ich will Das, was

ich erst nach meinem Tode, in dem schriftlichen Nachlaß an meinen Pflegesohn auszuführen gesonnen war, dem mündlichen Gespräche anvertrauen; ich will, so wie ich es neulich gegen Sie gethan, auch für meine lieben Kinder den Schleier aufheben, der ihnen bisher noch auf der Geschichte meines Lebens lag; sie sollen Alles erfahren, was ich gelitten und gethan habe, meine ganze Schuld, so wie die Art der Rückkehr von meinen schweren Verirrungen. Diese trauliche Mittheilung wird für den Grund meiner letzten Anordnungen, so wie für die Lauterkeit der Gesinnungen meiner lieben Pflegekinder, den besten Prüfstein abgeben. Ja, mein Freund, noch heute, wo ich ohnehin den Tag meiner Geburt, so wie jenen meiner Wiedergeburt feiere, soll mein offnes Geständniß auch zu den Ohren und Herzen meiner Kinder gelangen, und Sie sollen uns beiden Zeuge seyn".

Die beiden Männer giengen nach dem Hügel hinauf zu Mirbels Hause. Der Pflegesohn: Mirbel der Jüngere, saß mit seiner Hausfrau außen im Hof, unter der blühenden Linde. Sie stunden ehrfurchtsvoll auf, da sie den Vater mit dem trefflichen Pfarrer kommen sahen; diese aber nöthigten sie zurück zu ihrem Sitz und setzten sich selber zu ihnen.

„Ich weiß, daß ihr mit dem Essen auf mich gewartet habt, sagte der Alte, während eure Kinder ihr Abendbrod schon verzehrt haben. Der geistliche Herr da soll unser Gast seyn und ich meine, weil der Abend so schön ist, bleiben wir unter der Linde sitzen, deren Blüthen noch niemals lieblicher geduftet haben als heute. Katharina, du bringst uns eine Flasche von dem guten, ungarischen Wein, wir wollen einmal recht traulich mit ein-

ander schwatzen, und nach dem Abendessen will ich euch auch etwas erzählen".

Die einfache Mahlzeit war bald beendigt, man saß noch bei einem Glas Wein beisammen, und der alte Herr Mirbel begann seine Lebensgeschichte:

Es ist ein recht freundliches Zusammentreffen, daß ich gerade noch an diesem Abend dazu komme, euch, meine lieben Kinder, wie ihr es schon so lange gewünscht habt, etwas von den Begebenheiten meiner früheren Jahre zu erzählen. Denn gerade heute, am 15ten Juli, habe ich mein 88stes Lebensjahr vollendet, und an demselben Tage, vor nun 52 Jahren, ist mit mir eine Veränderung vorgegangen, wodurch mein ganzes Wesen und nachmaliges Leben eine ganz neue, andre, und ich darf es sagen, beßre Richtung gewonnen hat. Auch damals, in jener Nacht, wo ich gleichsam zum zweiten Male geboren und jung ward, schien der Vollmond so klar und schön unter die Zweige der Bäume herein, wie er es heute da unter unsre Linde thut. Wer mir damals gesagt hätte, daß ich von jener Stunde an noch 52 Jahre meiner Erdenpilgerschaft zurückzulegen habe, dem würde ich schwerlich geglaubt, auch nicht für diese Aussicht gedankt haben. Denn meine äußre Lebenskraft, wie meine Lust am Leben, waren gebrochen; ich sehnte mich, mit wahrhaft heißem Sehnen, aus den Versuchungen und Gefahren des Lebens hinaus, nach der Ruhe der Ewigkeit. Und wer vor 88 Jahren, als meine liebe, kränkliche Mutter mich als ein armes, schwächliches Kind gebar, das sogleich nach der Geburt, weil man das plötzliche Auslöschen des zarten Flämmleins erwartete, die Nothtaufe empfieng, es dieser gesagt hätte, daß dieser Sterbling da ein frisches Alter von 88 Jahren erreichen sollte, den würde

sie wohl mit großen, ungläubigen Augen angeblickt haben.

Die früheſten Erinnrungen, welche ich aus meinen Kinderjahren habe, ſind keinesweges von ſo angenehmer Art, wie ſie bei den meiſten Menſchen zu ſeyn pflegen. Ein geſundes Kind hat einen beſtändigen Grund und Quell der Fröhlichkeit in ſich. Wenn es auch in armer Hütte geboren, nur von Brod und Kartoffeln zur Noth geſättigt iſt, ſpringt es doch fröhlich wie ein junges Reh oder Lamm auf der grünen Wieſe, oder im ſchattigen Walde umher, und jede Erdbeere oder Brombeere, die es findet, ein Vogelneſt, das es im Gebüſch entdeckt, macht es ſo überglücklich, wie dies kaum in ſpäteren Jahren der größeſte Schatz thun könnte. Die leichte Bewegung des Blutes, der gedeihliche Fortgang aller innren Lebensbewegungen in ſo einem kleinen Körper, thut dem leiblichen Gefühl ſo wohl, daß die Seele vorherrſchend zum Vergnügen geſtimmt iſt; eine Hand voll Vogelkirſchen, oder ein Trunk Milch erweckt im geſunden Kind einen lieblicheren Sinnenrauſch, als in uns Alten der Genuß des beſten, feurigſten Weines. Ganz anders iſt dies Alles bei einem kranken Kinde. Das leibliche Gefühl iſt im früheſten Lebensalter eben ſo für Schmerzen als für Freuden viel geſchärfter, als in ſpäteren Jahren; der Stich einer Nadel thut da weher, als im Mannesalter eine tiefe Wunde vom Schwert oder von der Kugel des Feindes; wenn es bei uns Alten hie und da im Körper, bald im Kopfe, bald im Unterleib oder in der Bruſt ſtockt, ſo iſt zugleich eine größere Kraft des Lebens und des Willens da, die ſich dem Sturm entgegenſetzt und dieſen bezwingt, während die Seele des Kindes dem widrigen Gefühl unterliegt.

Ich meines Theiles bin ein solches bedauernswürdiges Kind gewesen. Bei mir kam es in vielen Jahren nicht zu dem fröhlichen Herumspringen auf grünen Wiesen oder im Garten, ja kaum zum rechten Genusse der frischen, freien Luft. Statt der Kirschen oder der andren guten Früchte, die mir vom Arzt verboten waren, überfüllte man mich mit Arzneien, die mir ein großes Unbehagen erregten; gab mir allerhand Brühen und Theesorten nebst Molken, welche mir alles Genießen von Speisen und Getränken zum Eckel machten. Ich lernte erst nach dem dritten Jahre das Gehen, und auch dann wurde ich noch öfters, in Betten gehüllt, umhergetragen; mein ganzer Körper, vor allem der Kopf, war fast immer mit Schwären bedeckt, die mich sehr schmerzten und mich zu einem kleinen Abbild des armen Lazarus machten.

Mein Vater, der von Geburt ein Ungar war, wohnte damals, als ich geboren wurde, in einer bayerischen Stadt an der Donau. Er hatte da meine liebe Mutter, die einzige Tochter eines sehr wohlhabenden Kaufmannes geheirathet, und nach dem baldigen Tode meines Großvaters von mütterlicher Seite war er Besitzer des Hauses und Anwesens, so wie der ganzen Handlung geworden, welchem Beruf er mit großem Fleiße vorstund.

Meine gute Mutter war, wie ich dies noch selber aus der Erinnrung weiß und später von Andren erfahren habe, beständig krank und leidend; sie mußte viel zu Bette liegen, und wenn sie einmal auf war, da warf sie jedes rauhe Lüftchen, jeder kleine Diätfehler wieder darnieder. Darum war es nicht zu verwundern, daß sie die ängstliche Sorgfalt, welche ihr eigner reizbarer Zustand ihr zur Gewohnheit gemacht hatte, im übertreibenden Maaße auf mich, ihr einziges Kind, an welchem ihr ganzes

Herz hing, übertrug, und mich auf eine Weise verhätschelte, die mir, statt mir zu nützen, nur im hohen Grade schädlich war.

Das Handelsgeschäft meines Vaters führte diesen oft auf Reisen; er war zuweilen Monate lang von uns entfernt. Meine Erziehung und Pflege waren deshalb ganz in die Hand meiner Mutter und einer alten Haushälterin gestellt, welche schon bei den Eltern der Mutter gedient hatte. Diese gute Alte blieb nicht bei ihrem eigentlichen Berufe stehen, sondern sie pfuschte auf sehr unberufene Weise in das Geschäft der Aerzte, kochte und braute für alle Nachbarn Pflaster und Latwergen, und hatte Manche mit der eignen hohen Meinung, die sie von ihrer Heilkunst besaß, so angesteckt, daß sie immer Zulauf hatte von Patienten der verschiedensten Art. Freilich gehörten diese meist zu den Leuten der ärmeren Volksklasse, denen sie ihre Siebensachen unentgeldlich austheilte, ja die noch dazu aus der Küche meiner gutthätigen Mutter mit Krankensuppen und allerhand andren Erquickungen versehen wurden. Die Alte war mit solcher Leidenschaft auf die Ausübung ihrer vermeintlichen Kunst versessen, daß sie, glaube ich, lieber den Patienten noch Geld dazu gegeben hätte, nur damit sie ihr ihre sogenannten Arzneien abnähmen.

Hätte sie doch ihre Kunst immer nur außer dem Hause, an den kräftigen Taglöhnern und Landleuten geübt, an denen ihre Latwergen und Pflaster sammt den Krankensuppen oftmals scheinbare Wunder thaten, oder denen sie wenigstens, weil sie nur selten gebraucht wurden, nicht schadeten. Mir aber und meiner armen Mutter brachten diese fortwährenden Quacksalbereien, die der sogenannte Doctor unsres Hauses, der ein Neffe der Alten war,

ungetadelt passiren ließ, in der That keinen Vortheil; die unnatürliche Diät, auf die sie uns öfters setzte, gewährte uns beiden weder Nahrung noch Kraft.

Eben der leidenschaftlichen Lust, die sie am Quacksalbern hatte, muß ich die übertriebene Zuneigung zuschreiben, welche die Alte gegen mich an den Tag legte. Sie hat manche schlaflose Nacht an meiner Wiege oder meinem Bettchen zugebracht, und mir, als unermüdete Pflegerin, die Stelle der kranken Mutter vertreten.

Was übrigens, bei solcher Behandlung aus mir werden mußte, das sieht wohl Jeder von euch ein. Ein leiblicher wie geistiger Schwächling und Weichling; ein verwöhntes, weinerliches Kind, das in seinem Eigensinn bald Das bald Jenes wollte, und doch an Nichts Vergnügen fand; das sich selber, wie Andren, nur zur Last und zur Qual war.

Ich war noch nicht sechs Jahre alt, da erlöste Gott meine liebe, damals erst 25jährige Mutter aus ihrem vielen leiblichen Weh und Leid. Ihre Krankheit war zuletzt in Abzehrung übergegangen, wobei sie nur wenig Schmerzen zu leiden hatte. Sie ließ mich öfters zu sich an ihr Bett kommen und betete mit mir so wie über mich. Sie soll in dieser Zeit oft gesagt haben: wenn mir doch Gott die Bitte gewährte, daß ich alle die Kränklichkeit und Schmerzen meines armen Kindes mit ins Grab nehmen, ja daß ich die übrigen Jahre, die ich nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur noch zu leben hätte, ihm als Erbtheil zurücklassen und seiner Lebenszeit zulegen könnte. Nun, dieser Wunsch einer sterbenden Mutter ist späterhin wohl an mir in Erfüllung gegangen, denn ich bin gesund und alt geworden. Auch hat mir die vielgeprüfte Dulderin noch ein viel besseres, höheres Gut zum Erbe

hinterlassen, als die bloße Zahl der Jahre, die sie meiner Pilgerzeit auf Erden zulegen wollte. Denn sie war durch ihre Noth frühzeitig und recht inniglich zu Gott gezogen worden, und ich war auch durch meine Kränklichkeit schon mehr zum Ernst gestimmt, als dies gewöhnlich die Kinder von diesem Alter sind, so daß die Worte der Ermahnung, die mir meine Mutter auf ihrem Sterbebette gab, als ein guter Saame in mein Herz drangen, und hier, wenn auch erst in späterer Zeit aufgiengen und Frucht brachten.

Mein Vater war ein redlicher, wohlmeinender Mann. Er hatte meine Mutter von Herzen lieb gehabt und ihr nach Kräften immer nur Gutes und Liebes erwiesen. Ihren Tod beweinte er aufrichtig, hat sich auch später niemals wieder verheirathet, sondern hat mit seiner Schwester, die er gleich nach dem Tode der Mutter zu sich aus Ungarn kommen ließ, zuerst in Bayern, dann nach dem Umzug in sein Vaterland, in Ungarn, Haus gehalten.

Diese Schwester meines Vaters, die jetzt als Regentin in unser Haus kam, war seit etlichen Jahren Wittwe. Ihr Mann war als Bergbeamteter angestellt gewesen, hatte aber seiner Wittwe kein Vermögen, sondern nur die Anwartschaft auf eine kleine Pension, und zwei unversorgte Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, hinterlassen, welche mit der Mutter zugleich zu uns kamen. Der Knabe, welcher Andreas hieß, war ohngefähr in meinem Alter, stach aber gegen mich armen Schwächling gar sehr zu seinem Vortheil ab. Denn er war gesund und kräftig, eines Hauptes höher als meine verkümmerte Gestalt, und dabei von einer mehr wilden als gemäßigten Lebhaftigkeit. Wir beiden paßten schlecht zusammen; ich war als Zimmerpflanze, wie hinter den Gardinen,

erzogen, hatte mich niemals an den Umgang und das Spiel mit andren Knaben gewöhnt, sondern etwa nur mit altklugem Ernst Bilder betrachtet, und die Stücklein eines langweiligen Geduldspieles, oder hölzerne Bausteine zusammengesetzt. Vor dem wilden Knaben, der mir gleich in der ersten Stunde, da er kam, mein Bausteinhäuschen umwarf, mein Geduldspiel auseinanderriß und mich von meinem Sitzbänkchen hinwegstieß, hatte ich Furcht und Scheu, welche bald in wahrhaften Widerwillen übergiengen. Denn der kleine Bursche fand sein Wohlgefallen daran, mich zu plagen und zu necken; er versetzte mir manchen Stoß und manchen kneipenden Druck der Finger, oder machte mich durch allerhand muthwillige Bubenstreiche schreckhaft und furchtsam, und wenn ich dann nach meiner weinerlichen Art laut aufschrie, da lachte er eben so laut auf, als ich weinte, oder spottete mich gar hämisch aus.

Ich hatte nur selten Hülfe gegen dieses Ungemach. Denn mein Vater hatte gleich nach der Ankunft seiner Schwester eine seiner gewöhnlichen Geschäftsreisen angetreten, welche diesmal länger dauerte als sonst, weil er durch die letzte Krankheit seiner Frau, in allen solchen Geschäften war gehemmt gewesen, die Tante aber, sammt der alten Haushälterin, hatten mit den neuen Anordnungen, welche jetzt nach Angabe der Ersteren vom Oberboden an bis zum Keller getroffen werden mußten, so viel zu thun, daß nur selten eine von beiden zu uns ins Kinderzimmer kam. Hier, wo uns gerade damals die regnigt kalte Witterung den ganzen Tag über zurückhielt, war unsre einzige Gesellschaft eine mir fremde, mit der Tante aus Ungarn gekommene Magd, welcher Alles recht und gut dünkte, was mein kleiner Vetter that, und die

Schwester des Letzteren, welche wohl geeignet gewesen wäre, ihren kleinen Bruder besser im Zaume zu halten. Denn sie war schon vierzehn Jahre alt und für ihr Alter sehr verständig, auch hatte sie in einem Institut ihrer Vaterstadt gar Mancherlei gelernt und sich viele weibliche Geschicklichkeiten erworben. Aber diese junge Verwandte (es thut mir leid, daß ich ihr das noch in ihrem Grabe nachsagen muß) war, wenigstens damals, und so lange ich sie kannte, eine gar kalte, selbstsüchtige Natur, welche nur an die Befriedigung ihrer eignen, ziemlich eitlen Neigungen dachte, an dem Freud wie Leid aber der Andren keinen Antheil nahm. Sie lachte zwar nicht mit, wenn ihr kleiner Bruder mich plagte und verlachte, sondern schaute immer ernst und finster hin, aber sie verwies ihm auch seine Unarten und Bosheiten mit keinem Worte. Wenn dann je zuweilen auch die Tante, vor der sich freilich der Knabe etwas genirte, Zeugin seiner Bubenstreiche war und ihn ein wenig züchtigte, half dieses dennoch nur wenig, und wenn meine alte Pflegerin einmal ins Zimmer kam, und ich dieser mein Leid klagte, oder wenn sie einen Auftritt desselben mit ansahe, und sie dann mit ziemlich derber Hand mich an meinem kleinen Feinde rächte, da gieng alsbald seine Fräulein Schwester oder die Magd hinaus zur Mama und erzählte dieser, was die alte Haushälterin dem lieben Söhnchen gethan habe, und die Tante trug den Groll, wenn sie sich nicht getraute, ihn gleich auszulassen, der guten Frau nach.

Zu diesem Stoff eines beständigen Verdrußes kam noch ein andrer. Ich war durch die übertriebene Aengstlichkeit und Pflege meiner seligen Mutter und meiner alten Wärterin so verwöhnt worden, daß ich die meisten Gerichte, welche auf den väterlichen Tisch kamen, nicht

essen mochte. Hatte man mich doch selber von ihrem Genuß abgehalten und mir immer etwas Besondres, ich weiß selber nicht was Alles, aufgetragen. Die Tante hatte vollkommen Recht dazu, diese Unart und Verwöhnung zu tadeln und darauf zu dringen, daß ich nach Maaß und Verhältniß mit äße, was die Andren aßen. Nur freilich hätte die gute Frau bedenken sollen, daß wenigstens manche ihrer ungarischen Gerichte nicht bloß einem Kinde, sondern auch einem Erwachsenen aus meiner damaligen Gegend gar fremd und ungewohnt, wo nicht unzuträglich erscheinen mußten. Wenn ich nun bei Tische das Essen, das man vor mich hinstellte, nicht anrühren wollte, sondern mich nach etwas Andrem umsahe, wenn ich dann statt dieses Andren nur einen scharfen Verweis von der Tante bekam, und ungegessen vom Tische aufstund, was mir bei meiner schlechten Eßlust großentheils nicht schwer fiel, da gieng dies der alten Pflegerin, wenn sie durchs Küchenfenster herein es ansahe und anhörte, tief zu Herzen. Sie konnte sich nicht halten, sie machte bei Gelegenheit ihrem Unmuth gegen die Dame vom Hause durch Reden Luft, die wohl nicht die zartgewähltesten seyn mochten, kochte und buck mir auch zuweilen, oder kaufte mir Etwas, das sie mir heimlich zustecken wollte, was aber gewöhnlich offenkundig wurde.

Diese und manche andre Thaten der alten, treuen Dienerin schon in der Groseltern, so wie in der Mutter Hause, dazu die lauten Klagen, welche sie gegen die Nachbarn, ja gegen Bekannte und Unbekannte über die Tante laut werden ließ, und welche dieser wieder zu Ohren kamen, hatten zuletzt eine solche Spannung zwischen beiden Frauen erregt, daß die Alte, bei einem heftigen Ausbruch ihres Unmuthes, den so vieljährigen Dienst in unsrem

Hause aufkündigte, und auch gleich hernach von der Tante, die in allen solchen Angelegenheiten der Beistimmung ihres Bruders gewiß war, entlassen wurde.

Ich hatte jetzt, so lange der Vater noch abwesend war, niemand mehr im Hause, den mein armselig kränklicher Zustand wahrhaft erbarmt und der sich meiner in Liebe angenommen hätte, denn auch die andren Dienstleute meiner seligen Mutter waren theils mit neuen Ankömmlingen vertauscht worden, theils aber war ich ihnen in meinem fortwährenden Zimmerarrest völlig unbekannt geblieben. Ein krankes Kind mit einem solchen Gefühl von Hülfsbedürftigkeit, dazu an beständigen Dienst der Menschen so verwöhnt, wie ich, und nun auf einmal im eignen Vaterhause so verlassen, so versäumt, von einem kleinen Tyrannen so gemißhandelt — es kann sich schwerlich jemand Andres ganz lebendig in solche Lage hineindenken!

Mir war sie dennoch schon damals heilsam, diese Lage. Ich hatte oft gehört, daß meine Mutter, wenn sie an Beängstigungen oder Schmerzen litt, recht kindlich zu Gott um Lindrung und Erlösung betete; wenn ich dann am Abend in mein Bette kam und mein wilder, kleiner Vetter, der sich am Tage abgetobt hatte, schon längst schlief, da lag ich noch oft Stunden lang, weinte kindlich stille Thränen und betete, theils die auswendig gelernten Gebetlein, theils aber auch Worte, die aus dem Herzen kamen. Es ist mir überhaupt erinnerlich, daß ich gerade damals, so wie überhaupt in meinen Kinderjahren häufig, wegen meiner krankhaft aufgeregten Nerven, sehr an schlechtem Schlafe litt, so daß ich oft lange nach Mitternacht noch wachte. So lange meine selige Mutter noch lebte und die alte Wärterin neben

mir schlief, hatte man mir die lästigen Stunden des nächtlichen Wachens auf jede Weise zu erleichtern gesucht, und wenn ich hernach am andren Morgen bis spät in den Tag hinein schlief, da wagte niemand auch nur laut aufzutreten, oder zu sprechen, damit ja mein Schlaf nicht gestört würde. Wie ganz anders war dieses jetzt! Niemand bekümmerte sich darum, ob ich schlief oder fast die ganze Nacht hindurch wachte, und wenn dann am Morgen die Natur ihr Recht forderte und ich nun fest schlief, da hatte indeß der kleine Andreas, mein Vetter, seinen reichlichen, gesunden Schlaf ausgeschlafen, und sein erstes Geschäft, sobald er aus dem Bett herausgesprungen, war das, mir entweder die Bettdecke und das Kopfkissen wegzureissen, oder mir mit einem nassen Schwamm über das Gesicht und den Mund zu fahren, bis ich erwacht war und zu ihm herausstieg. Dann begannen, schon beim Frühstück, das mir gewöhnlich unter allem, was man mir im Verlauf des ganzen Tages gab, am besten schmeckte, die gewöhnlichen Neckereien und boshaft bübischen Streiche, die mir Alles verbitterten.

Ich glaube wohl, daß manche andre Kindernatur all diese kleinen Leiden besser ertragen und sich leichter daran gewöhnt hätte, als die meinige. Ich aber hatte für jede unfreundliche Miene, so wie auch für die Freundlichkeit der Menschen, ein feineres Gefühl als tausend andre Kinder, dabei ein Sehnen und Bedürfniß nach Liebe, dessen große Heftigkeit eine Folge meiner Hülfslosigkeit seyn mochte.

Meine Tante selber hatte mir, ohne dies zu wissen und zu wollen, Gelegenheit zu einer Erquickung gegeben, die mir damals zwar zum sehr großen Trost, später aber doch zum Schaden gereichte. Wenn ihr muntrer Knabe,

als das Wetter wieder beſſer wurde, hinausſprang auf die Straße, oder einem freien, mit Bäumen bepflanzten Platze vor dem Thore zueilte, wo er Buben von gleicher Lebhaftigkeit fand, da wollte ich anfangs, nach meiner Gewohnheit, im Zimmer bleiben und einmal ungeſtört mit meinen Bauſteinen ſpielen oder Bilder anſehen. Die Tante aber meinte mit Recht, es ſey mir beſſer, wenn ich auch, wie andre Kinder, im Freien ſpielte und herumliefe. Den erſten Tag gab ſie mir Jemand mit, der mich hinausführte unter den Schatten der Bäume, zu den andren ſpielenden Kindern, dann aber mich in die Nähe meines kleinen Vetters hinſtellte und wieder nach Hauſe gieng. Da ſtund ich nun einſam und allein, ſahe dem Spiel und Herumbalgen, hörte dem lauten Geſchrei der andren Knaben zu; mein kleiner Vetter war bald mit einigen ſeiner Geſellen weit von mir hinweggerannt, um mich her waren lauter fremde Geſichter. Indem ich ſo in meiner Schüchternheit, dem Weinen näher als dem Lachen, nach der Gegend hinſtarrte, nach welcher Andreas davon gelaufen war, rufte mich auf einmal eine gar wohlbekannte Stimme bei meinem Namen, und die Hand meiner alten, guten Kindswärterin faßte die meinige an und zog mich mit ſich fort aus dem Gedränge der lärmenden Kinder, in ihre nicht weit von da abgelegne Wohnung. Da gab es nun zuerſt viel zu weinen, zu fragen und zu ſchwatzen, dann ſalbte ſie mich an einem der Beulen am Halſe, woran mein armer Körper noch immer litt, nöthigte mir ein wenig verſüßte Latwerge ein, konnte es aber doch nicht laſſen, mich gleich nachher mit allerlei Eßwaaren nach Möglichkeit vollzuſtopfen, von denen ſie wußte, daß ich einen beſondren Geſchmack daran fände. Als ſich die Abendzeit nahte, führte ſie mich

wieder hinaus unter den Baum, wo sie mich abgeholt hatte, und bald kam wieder einer von den Dienstboten des Hauses, der zuerst den kleinen Andreas aufsuchte, dann uns beide heim, ach nicht mehr zu einer lieben, trauten Mutter, sondern zu einer mir fremden Frau Tante brachte.

Die alte Wärterin hatte mir, unverständig genug, es verboten, meiner Tante etwas davon zu sagen, daß ich bei ihr gewesen sey. Ich ward nicht in die Versuchung geführt, eine Unwahrheit zu sagen, oder etwas, das geschehen war, zu verläugnen, denn niemand im Hause fragte mich, wo ich gewesen sey und was ich während meiner Abwesenheit gethan habe, und keiner unter allen den jetzigen Hausgenossen besaß mein kindliches Vertrauen in dem Maaße, daß ich etwa ihm hätte erzählen mögen, was mir begegnet war.

Als ich am andren Tage wieder meinen Vetter auf seinem Spaziergang begleitete und dieser kaum ein wenig sich von mir entfernt hatte, da war auch schon die alte Freundin wieder da, die ihre gestrigen Wohlthaten an mir wiederholte, und so gieng es an jedem Tage, an welchem die gute Jahreszeit und Witterung uns das Ausgehen erlaubte. Diese Stunden waren mir jetzt die liebsten des ganzen Tages, denn ich fand da eine Seele, die mir doch noch mit Liebe und Freundlichkeit zugethan war.

Im Spätherbst kam denn endlich auch mein lieber Vater wieder nach Hause. Er betrat sein Haus in keiner frohen Stimmung. Denn außerdem, daß ihm hier Die fehlte, die ihm auf Erden das Liebste gewesen war, hatte er auch, wie ich dies später erfahren, gerade damals mehr als einen großen Verlust in seinem Geschäft erlitten.

Das, was seine Schwester und jetzige Haushalt-Führerin damals täglich in ihn hineinredete, konnte freilich nicht zu seiner Erheitrung beitragen. Sie hatte immer nur von den Misbräuchen und Unordnungen zu erzählen, welche sie bei ihrer Ankunft im Hause angetroffen habe, und es mag wohl seyn, daß bei der langen Kränklichkeit meiner seligen Mutter Manches versäumt worden war. Auch über mich hatte sie, selbst in meiner Gegenwart, gar Vieles zu klagen und zu berichten, von welchem ich, so jung ich auch war, dennoch verstund, daß mir und meiner armen, unvermögenden Natur dabei ein Unrecht geschähe.

Nach dem Bedürfniß meines weichen Herzens drängte ich mich, so oft sich nur Gelegenheit dazu fand, sehr zu meinem Vater hin, faßte seine Hand an, sahe ihm in sein gutes Gesicht, und freute mich an jeder freundlichen Miene desselben. Ich fühlte ja, daß er unter allen Menschen mir jetzt der nächste sey, und daß auch kein Andrer ein solches nahes Recht auf sein Mitleid und auf seine Liebe habe als ich, sein einziges Kind. Desto weher that es mir, als ich bemerkte, wie mein kleiner Vetter, den hierbei seine Mutter aus allen Kräften unterstützte, sich immer so vordrängte und um die Gunst meines Vaters buhlte. Während ich stumm und schweigend bei diesem dastund und nur seine Hand anfaßte und streichelte, schwang sich Andreas auf das Knie des Vaters, umschlang seinen Hals mit beiden Armen, liebkoste ihn mit schmeichelnden Worten, und suchte dabei die Hand, die ich gefaßt hielt, mir zu entreissen. Und wenn dann zuweilen der Vater mich auf das andre Knie hinaufnahm, da kneipte mich das böswillige Kind so schmerzhaft, daß ich plötzlich laut zu weinen anfieng, läugnete dann, wenn ich klagte,

recht

recht frech die That, und wurde leider von Andren bei seiner Lüge unterstützt, so daß am Ende ich selber als ein Lügner erscheinen mußte, der nur aus Neid geweint habe, weil der Vater auch den Andreas lieb haben wollte. Auch die Schwester meines kleinen Vetters, welche dieses, wenn es ihren Vortheil galt, sehr wohl verstund, wendete alle Kunst und Mühe an, sich in die Gunst meines lieben Vaters einzuschmeicheln; wenn der von Sorgen und Geschäften niedergedrückte Mann am Mittag aus seinem Comtoir kam, um mit uns zu essen, da liefen ihm die beiden Geschwister rasch entgegen, während ich schüchtern und unentschlossen in einem Winkel stund. Andreas belustigte dann den „lieben Oncle" durch allerhand Schwänke, während ihm seine Schwester irgend eine neue kleine Arbeit zeigte, die sie für ihn gefertigt hatte, oder nach Tische ihm, der ein Freund seiner vaterländischen Musik war, ein lieblich lautendes, ungarisches Liedchen sang, das sie mit den Tönen des Claviers oder der Zitter begleitete. Selbst die Unterhaltung bei Tische wußte die Tante immer so zu lenken, daß sie gar Vieles zum Vortheil ihrer beiden Kinder erzählen konnte, etwa eine artige Aeußerung des kleinen Andreas, woraus seine „unbeschreiblich große" Liebe zu dem guten Oncle hervorgieng, oder, wenn die Tochter gerade hinausgegangen war, etwas Aehnliches von dieser. Und zu diesen lichten Farben mußte meine arme Persönlichkeit den dunklen Schatten geben; jede kleine Unart meiner verwöhnten Natur, jede Aeußerung meines Eigensinnes wurde in so vergrößertem Maaße und, wie ich später wohl erkannte, in so gehäßiger Weise vorgestellt, daß sie viel eckelhafter erscheinen mußten, als die Schwären und Beulen, die ich noch immer an meinem kleinen, kranken Leibe trug.

Ich armes Kind, mit dem wahrhaft tief fühlenden Herzen, voll Liebe und Sehnen nach Liebe, bleich und entstellt durch Krankheit und Verweichlichung, kaum in meiner Schüchternheit eines lauten Wortes fähig, neben mir ein muntrer, wahrhaft schöner Knabe, mit feurigen, dunklen Augen und dunklem Lockenköpfchen, den ganzen Tag in heitrer Laune und für sein Alter voll drolliger Einfälle, wer kann sich ganz in meine Lage denken? Ich glaubte am Ende selber Alles in der Art, wie die Tante es von mir erzählte, nun getraute ich mich nicht einmal mehr zu meinem lieben Vater hinzugehen und seine Hand anzufassen; ich meinte er würde mich von sich stoßen.

Ich will mich nicht zu lange bei diesen ersten Lectionen einer fast zehnjährigen Leidensschule aufhalten. Nur das Eine will ich sagen, daß mein lieber Vater, so gut er auch war, dennoch meine Natur nicht verstund, und den Schlüssel, der ihm gar bald mein ganzes Herz aufgeschlossen hätte, nicht gefunden hatte, darum ließ er sich so bald, und später so ganz an mir irre machen. Mir fehlte, das fühlte ich mit bittrem Leid, meine selige Mutter, die hatte mich in meinem Elend geschont und herzlich geliebt, so wie ich sie wieder; ihr hatte ich im überfließend kindlichen Geschwätz mein ganzes Herz vertraut. Jetzt, wo ich mich so allein in meines Vaters Hause fühlte, lernte ich von frühe an bis zum Abend täglich immer mehr nur dulden und schweigen, wenn ich aber am Abend auf mein Lager kam, und Alles um mich her schlief, da giengen mir das Herz und der Mund auf, dann schwatzte ich unter stillen Thränen mit leiser Stimme mit meiner seligen Mutter, als wenn sie noch bei mir wäre, küßte ihr im Geiste tausendmal ihre Hand, die mir so viel Gutes gethan hatte. Und wenn mir dann einfiel:

armes Kind, deine Mutter ist ja nicht mehr bei dir, sie ist im Himmel bei dem lieben Gott, dann wendete sich auf einmal mein kindliches Geschwätz nach dem Himmel und zu dem lieben Gott, ich redete mit dem eben so, wie mit meiner lieben Mutter, klagte ihm meine Noth. Und ich weiß es, Er, der die Stimme der Unmündigen und Verwaisten hört, hat auch mein Flehen vernommen und erhört; Sein Geist ließ sich zu mir herunter, wie eine Mutter zu ihrem kranken Kinde, und lehrte mich schon damals gar Vieles, das ich Ihm in Ewigkeit danken werde.

Ich hätte von diesen nächtlichen Stunden, von deren Geschichte Niemand etwas wußte, als Der, mit welchem mein Herz redete, gar Vieles zu rühmen und zu erzählen. Sie stärkten mich mehr als das Brod und Wasser, das ich, weil ich mich noch immer nicht an die gewöhnlichen Speisen unsres Tisches gewöhnen konnte, zu meiner täglichen Kost genoß; mehr als alle Pflaster und Latwergen meiner guten, alten Wärterin. Der kleine Abbruch an Schlaf, der mir dadurch zustieß, schadete mir allmälig immer weniger; ich gewöhnte mich an kurzen Schlaf und diese Gewöhnung ist mir später oft zu Gute gekommen. Aber nicht dies allein, sondern mir wiederfuhr, wie eine Erhörung meines kindlichen Gebetes um Gesundheit, in jener Zeit noch viel andres Gutes; mein armer Körper wurde etwas kräftiger, meine Haut fieng an zu heilen und war bis gegen den Frühling hin ganz von ihrem eckelhaften Leiden befreit. Was jedoch mehr als Alles war, ich empfand damals in meiner wahrhaft bedauernswürdigen Lage eine innre Tröstung, die ich noch nie erfahren hatte. Oftmals, wenn es mir am schlimmsten ergieng, war mir es so wohl in meinem Herzen zu Muthe,

als ob meine selige Mutter mich in ihren Armen hielte. Ich war jetzt auch nicht mehr so weinerlich und krankhaft reizbar als sonst.

Wäre doch dieser Zustand immer bei mir geblieben; hätte doch die innre Heilung mit der äußren fortwährend gleichen Schritt gehalten! Aber jene ernste Wahrheit stehet fest: das Dichten und Trachten des Menschenherzens ist böse von Jugend auf, und auch die Seele, welche der Erbarmer in ihrem Blute fand und sich ihrer annahm, sie heilte und aufrichtete, vergisset nur zu leicht, wenn es ihr wohlergeht, und wenn sie nach ihrem Dünken etwas geworden ist, des Erbarmers, der sie aus ihrem Nichts hervorgezogen, aus ihrem Elend gerettet und zu diesem Etwas gemacht hat. Dieses kann euch auch meine Jugendgeschichte lehren; ehe ich jedoch diese weiter erzähle, will ich noch Einiges von meinen damaligen, nun längst in die Ewigkeit vorausgegangenen Verwandten und Hausgenossen sagen.

Von meinem lieben, seligen Vater sprach ich es schon aus: er war ein bürgerlich redlicher, fleißiger, gutmeinender Mann, dabei auch gottesfürchtig. Obgleich sein späteres Benehmen gegen mich nicht frei von Härte und selbst von Ungerechtigkeit war, läßt sich dieses dennoch, nach meinem Bedünken, sehr entschuldigen. In meinen frühesten Lebensjahren hatte er mich, wenn er etwa einmal in mein Krankenzimmer hineintrat, immer nur als ein sieches, für alle Lebensfreuden wie abgestorbenes Kind gesehen; für seine Natur konnte dieser Anblick nichts Anziehendes haben; wie mir es aber später, nach dem Tode der Mutter, mit ihm ergangen, davon sprach ich bereits Einiges. Ein solches feines Gefühl, einen solchen Scharfblick in das Wesen seines Kindes, wie etwa die Mutter gehabt hatte,

konnte man bei einem Mann von seiner Erziehung und seiner zerstreuenden Geschäftigkeit nicht voraussetzen, und ein späterer Brief von ihm an mich, worin er mir alle meine jugendlichen Verirrungen und Sünden vor Augen stellte, hat mir es erst ganz aufgeschlossen, durch welche übertreibende und selbst falsche Gerüchte und Anschwärzungen er in Beziehung auf mich hintergangen worden war. Guter Vater! du hast es diesseit des Grabes nicht mehr erfahren, wie du doch, deinem freilich keineswegs unschuldigen Sohne in deinen Beschuldigungen zu viel gethan hattest, dort aber, wo du nun bist, hast und wirst du es erfahren.

Auch meine Tante, deren Benehmen gegen mich freilich kein mütterliches war, möchte ich nicht so unbedingt eurem Tadel Preis geben. Sie war eine verständige, vortreffliche Hauswirthin, sparsam und klug, welche das Eigenthum ihres Bruders und das Gedeihen seines Hauswesens treulich in Acht nahm, ihren Dienstboten gab, was ihnen gebührte, den Armen viel Gutes that und keine ihrer kirchlichen Pflichten versäumte. Meinen Vater, ihrem Bruder, hat sie alles zu Liebe gethan, was sie verstund und vermochte; in seiner letzten Krankheit und bis zu seinem Tod hat sie ihn mit unermüdeter Geduld gepflegt. In Beziehung auf mich erwähne ich nur das Eine, daß es für fremde Leute keinen widerlicheren, schwerer zu ertragenden Gegenstand geben kann, als ein so ganz verwöhntes, verzogenes, verweichlichtes Kind, wie ich leider dies war, als sie in unser Haus trat. Ich selbst, aus eigner Erfahrung, kann es sagen, daß ich mich manchmal über solche Kinder, wo sie mir vorkamen, geärgert habe; nur die eigne Mutter, und eine Liebe, die noch von höherer Art ist als die der Mütter, kann Geduld

und Erbarmen mit einem so armen, kränkelnden, schwachen Wesen haben; eine Geduld, die, wenn sie aus rechtem, guten Grunde kommt, niemals ohne gesegnete Früchte bleibt. Der natürliche Widerwille, den meiner Tante, der Mutter von zwei gesunden Kindern, mein ganzes, durch Unarten entstelltes Wesen einflößen mußte, war dann wohl auch noch vermehrt worden, durch die leidenschaftliche Partheilichkeit, welche die alte Wärterin für mich nahm. Und daß die Tante ihrerseits nur zu sehr die Parthei ihres Söhnchens, ihres Lieblinges, gegen mich nahm, muß man der Schwäche eines Mutterherzens nicht zu hoch anrechnen. Auch war die Frau keinesweges immer so hart gegen mich, als euch dies aus Einigem von Dem, was ich bereits erzählte, vorkommen muß. Sie hatte Stunden, in denen sie auch gegen mich wahrhaft und, ich darf das behaupten, aufrichtig liebreich war, und in ihren letzten Tagen, als es ihr bei ihrer Schwiegertochter und ihrem eignen Sohne sehr hart gieng, hat sie, dies weiß ich aus treuem Munde, oft mit Thränen ihre frühere Härte gegen mich beklagt und bereut, ist auch gewiß mit ihrem Gott versöhnt und in Frieden hinübergegangen in die Ewigkeit.

Von der Tochter meiner Tante deutete ich schon an, daß wahrscheinlich ihre Erziehung, bei welcher man zunächst zu sehr auf äußren Schein und Glanz gesehen, die eigentliche, wahre Natur aber in künstliche Schrauben gelegt hatte, ihr sehr frühe den Charakter der Kindlichkeit geraubt, und ihr jenes leidenschaftliche Bestreben mochte eingeflöst haben, immer nur zu gefallen und die Augen auf sich zu ziehen. In einer solchen Natur kann, so lange sie aus ihrer Irre nicht zurückkehrt, freilich keine andre Liebe aufkommen, als die zu dem eignen, armen

Selbst. Doch darf ich hoffen, und habe guten Grund zu dieser Hoffnung, daß meine Cousine nicht das geblieben sey, was sie in jener Zeit war, von welcher ich hier rede. Sie hat sich ziemlich früh an einen vornehmen, reichen Offizier verheurathet; eine Kränklichkeit aber, die ihr zustieß, und nach einigen Jahren ihr Leben endete, hat ihr von dem Glanz und den Freuden ihres neuen Standes nur wenig genießen lassen.

Mein Vetter Andreas, mit welchem es die Geschichte meiner Jugend am meisten zu thun hat, war im Aeußerlichen von der Natur sehr begünstigt. Ein wahrhaft wunderschönes Kind, das, wenn es gut gelaunt war, die meisten Menschen auf fast unwiderstehliche Weise für sich einnehmen konnte. Aber diese Gabe, wenn sie nicht recht behütet und bewacht wird, kann zu einer sehr gefährlichen werden. Dem armen Kinde war von allen Seiten gar viel geschmeichelt worden, selbst jene Züge an ihm, welche, recht erkannt, Tadel und Strafe verdient hätten, wurden meist nur belacht, ja zuweilen als liebenswürdig gepriesen. Am verderblichsten aber für sein junges Herz wurde ihm sein Verhältniß zu mir.

Es bleibt eine vielfach erprobte Erfahrung, daß, wo zwei Kinder mit einander erzogen werden, die von sehr ungleichen Gaben und Kräften sind, das Begabtere, wenn es nicht in besondrer Demuth erhalten, sondern sogar in augenfälliger Weise dem andren vorgezogen wird, wegen der Folgen, die eine solche Behandlung hat, das bedaurenswürdigere von beiden sey. Am meisten dann, wenn sich mit den Gaben zugleich jene kindische Böswilligkeit entwickelt, die eine Ausgeburt des aufkeimenden Stolzes ist; jene Böswilligkeit, die dem schwächeren Gesellen bei jeder Veranlassung die eigne Ueberlegenheit fühlen lasset,

und zur Verspottung desselben, so wie zu allerhand kleinen Tyranneien gegen ihn antreibt. Wird von den Eltern und Erziehern eine solche bittre Wurzel aus dem jungen Herzen nicht bald, durch Anwendung der rechten Mittel, ausgerottet, dann vergiftet sie die ganze Fülle der natürlichen Gaben und verwandelt das, was anfangs als muthwilliger Scherz erschien, in absichtsvolle Bosheit. Bei meinem Vetter Andreas war es leider so; sein Benehmen gegen mich nahm von Jahr zu Jahr mehr den Charakter einer wahrhaft ausgedachten Bosheit an, und doch lag die Schuld dieser schlimmen Steigerung nicht allein an ihm, sondern auch an mir.

Mein lieber Vater war den Winter hindurch bei uns geblieben; ich und er waren uns in dieser Zeit immer fremder geworden, dagegen hatten Andreas und seine Schwester, wie es wenigstens schien, sein ganzes Herz eingenommen. Wenn der Vater zuweilen ausfuhr, dann begleiteten ihn meist nur die Tante und ihre Kinder, gar selten auch ich, denn, so sagte man, mir würde die kalte Luft schaden. Ich war über diese Zurücksetzung keineswegs betrübt, denn ich hatte jetzt schon Muth genug gewonnen, mich ganz allein zu meiner alten Freundin und vormaligen Wärterin hinzuschleichen, und keiner der Hausgenossen merkte auf das, was ich that oder ließ. Die alte Freundin aber fieng jetzt allmälig an, sehr nachtheilig auf mich einzuwirken. Sie weckte schon durch ihre Fragen, noch mehr aber durch die unvorsichtigen Aeußerungen ihres Mitleides und ihres Unwillens in mir ein Erkennen meiner Lage auf, das mich nur erbittern mußte; die kindliche Liebe zu meinem Vater wurde dadurch erkaltet; gegen meine Tante und vor Allem gegen meinen Vetter wurde in mir ein Gefühl aufgeregt, das an Haß gränzte.

Der Frühling kam, der Vater verließ uns wieder; meine Lage wurde dadurch weder schlimmer noch besser. Ich war zwar nicht mehr so leiblich leidend, wie sonst, doch noch immer ein sehr schwächlicher, höchst empfindlicher Knabe. Wir beide, Andreas und ich, wurden jetzt in die Schule geschickt. Hier stellte sich das Verhältniß zwischen uns freilich ganz anders heraus als im väterlichen Hause. Mein kleiner Vetter zog sich durch seine beständige Unruhe und muthwilligen Streiche, so wie durch den gänzlichen Mangel an Aufmerksamkeit den täglichen Tadel der Lehrer und selbst Züchtigungen zu, während ich stilles, schüchternes Kind keine Gelegenheit zu solchem Tadel, vielmehr durch meine Aufmerksamkeit, welcher ein natürlich gutes Gedächtniß zu Hülfe kam, nur Veranlassung zu Lobe gab. Anfangs wurde dies in unsrem Hause nicht beachtet, als aber das Urtheil der Lehrer: daß ich, der arme, verachtete Stephan, einer der besten, Andreas dagegen der schlechteste unter allen Schülern unsrer Klasse sey, immer öfter und dringender zu den Ohren der Tante, und besonders auch zu den Ohren des Vaters, wenn dieser zu Hause war, kam, da erregte es schlimmes Blut. Denn wenn dann auch die Tante in meiner Gegenwart ihren Liebling über seinen Unfleiß mit Bitterkeit tadelte, dabei aber sagte: du schämst dich nicht, daß du gescheiter, talentvoller Knabe dich von dem Simpel da, dem halbblödsinnigen Stephan, übertreffen lässest, da wirkte jene Bitterkeit auf uns beide Kinder nicht bessernd. Denn im Andreas wurde dadurch die kindisch hohe Meinung, die er von sich selber hatte, und die Verachtung, die er gegen mich hegte, nur verstärkt; ich aber wußte es nur zu gewiß aus dem Munde meiner Lehrer, daß ich keinesweges dumm, und noch weniger blödsinnig sey, und

empfand in den Worten der Tante nur Ungerechtigkeit und Unwahrheit.

Nicht als ein glückliches, sondern in seinen Folgen für meine damalige innre Entwicklung unglückliches Ereigniß muß ich es betrachten, daß ich in einem der darauf folgenden Jahre als der vorzüglichste Schüler meiner Klasse eine öffentliche Auszeichnung und Belobung erhielt. Das große Lob, das mir damals wiederfuhr, war gewiß von Seite meiner Lehrer herzlich gut gemeint, mir aber, wie so Vielen, die das gleiche Loos betroffen hat, ist es ein gefährliches Gift gewesen, das, ohne Gottes besondre Bewahrung, meiner Seele hätte zum Tode gereichen können. Denn abgesehen von den Ausbrüchen eines galligen Neides, der mir seitdem mein häusliches Verhältniß noch mehr verbitterte, wurde dadurch in mir ein kindischer Hochmuth erzeugt, der nicht minder schlimm war, als der meines Vettern. Die Flamme dieses Hochmuthes wurde dann durch meine gewesne alte Wärterin wohl noch mit solchen Worten angefacht: „wem gehört denn eigentlich das ganze Haus, die Handlung und alles Vermögen, als Ihnen, Herr Stephan. Kommt es nicht Alles von Ihrer seligen Mutter her, und sind Sie nicht das einzige Kind Ihrer seligen Mutter"?

Ich stund damals, als ich durch mein Schulglück der hochmüthig eingebildete Stephan geworden war, in meinem zwölften Jahre. Wie ganz anders war jetzt der Zustand meines Herzens, als in der Zeit, von der ich vorhin sprach, in der Zeit des ersten lebendigen Gefühles meiner Verlassenheit und meiner Noth, bald nach dem Tode meiner seligen Mutter! O laßt es uns doch niemals vergessen, es gilt für uns Alte eben so, wie für die jungen Kinder: nur der wahrhaft Demüthige kann

sich zu Gott nahen, nur das Herz, in welchem kein Haß ist, sondern welches in treuer Wahrheit sagen mag: vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsren Schuldigern, kann in kindlichem Vertrauen zu seinem Gott beten und bei ihm Erhörung finden. Seitdem sich die Bitterkeit, ja der Haß, gegen meinen Vetter und selbst gegen die Tante in mein Herz eingeschlichen hatte, war die kindliche Rede zu meinem Gott, die mich sonst in den stillen Stunden der Nacht erquickt hatte, wo nicht ganz verstummt, doch ungleich kraftloser und seltner geworden, jetzt, da der Erbfeind aller frommen Gesinnung, der Hochmuth, dazu trat, verstummte jene Stimme ganz; mein Beten, wo es, in der Kirche oder zu Hause, der Gewohnheit nach geschahe, wurde zu einem todten Lippen- und Gedächtnißwerk, an welchem das Herz keinen Theil nahm.

Daß ich jetzt auf dem Wege einer gänzlichen Verwilderung und eines tiefen, innren Verfalles war, brauche ich euch nicht zu sagen. Der Härte, die ich zu Hause erdulten mußte, setzte ich nun nicht mehr, wie in der schwächlicheren Kindheit, harmlose Thränen, sondern Trotz und eine Unmuth brütende Verschlossenheit entgegen; dem Spott des Andreas begegnete ich mit bittren, überlegten Worten, die ihn härter trafen, als mich seine plumpere Beleidigung, und die seine Bosheit nur noch heftiger entzündeten. Diese Bosheit, gepaart mit Unverstand, nahm jetzt, als wir beide älter wurden, eine wahrhaft mörderische Richtung an. Mehrmalen brachte mich Andreas in Lebensgefahr, unter andrem einmal, da er mich auf den Oberboden unsres Viehstalles auf ein Brett lockte, dem er seine Stütze auf der einen Seite genommen hatte, so daß ich zwei Stockwerk hoch hinabstürzte und zerschmettert worden wäre, wenn nicht durch Gottes Fürsorge ein

wenig Augenblicke vorher, hingeschütteter Heuhaufen dem Sturz seine Kräfte genommen hätte; ein andres Mal auf der Donau, wo er mich, der an keine solche Tücke dachte, beredete, mit ihm auf einem kleinen Boot zu fahren, mich zuerst hineinzusteigen nöthigte, dann das Fahrzeug, welches leck war, ins Wasser stieß, während er, mit dem Ruder in der Hand, am Lande blieb. Hätte nicht ein alter Fischer mich gerettet, ich wäre damals im Wasser ertrunken. Bosheiten und Rohheiten andrer Art, welche mir wenigstens körperliche Schmerzen, wenn auch nicht Lebensgefahr zuzogen, übergehe ich mit Stillschweigen.

Was half es mir dann, wenn ich auch in solchen Fällen bei Jemand in unsrem Hause mich beklagte. Bei der Tante kam der Liebling mit einer derben Strafpredigt, oder höchstens mit einer Züchtigung weg, die er kaum fühlte, die moralischen Bemerkungen seiner Schwester achtete er nicht, und wenn etwa einmal mein Vater einen solchen Bubenstreich erfuhr und ihn ernster ahnden wollte, da wurde ihm der ganze Vorfall in einem solchen Lichte dargestellt, daß auch er da bloß Leichtsinn oder Absichtslosigkeit sahe, wo strafbare Bosheit geschäftig gewesen war. Dennoch mußte Andreas öfters die schwere, züchtigende Hand meines Vaters fühlen, was übrigens den Knaben nur noch mehr zur Uebung der Verstellungskunst und Lüge antrieb.

Ich selber war um jene Zeit im Grunde nicht viel besser als mein Vetter. Ich ertrug, wie erwähnt, seine beständigen Quälereien nicht mit jener Geduld, die uns das Leiden zum Förderungsmittel im Guten macht, sondern mit tückischem Ingrimm, welcher über Gedanken der Bosheit brütet. Mit tiefer Beugung bekenne ich es, daß ich als Knabe von noch nicht zwölf Jahren mehrmalen auf den Gedanken kam, meinen Vetter zu vergiften; daß ich mich zu

diesem Zwecke mit dem Orte bekannt gemacht hatte, wo der Schlüssel zu dem Behältniß lag, in welchem der Arsenik verwahrt wurde, den man in meines Vaters Kattundruckerei brauchte. Aber noch war der gute Saame, den jene nächtlichen Gebete meiner besseren Kinderjahre in mein Herz gelegt hatten, nicht erstorben; ich wurde bei solch' boshaften Gedanken von einer innren Stimme gezüchtigt, selbst im Traume davon geschreckt und wie von einer unsichtbaren Hand von jedem Schritt zur Ausführung zurückgehalten.

Um diese Zeit, in meinem 12ten Jahre, geschahe etwas, das auf meine späteren Lebensschicksale einen entschiednen Einfluß hatte. Mein Vater hatte sich bewegen lassen, sein bisheriges Anwesen, seine Handlung und Fabrik zu verkaufen und wieder nach seinem Vaterland, nach Ungarn, zu ziehen. Unter ziemlich vortheilhaften Bedingungen hatte er, in einer namhaften Stadt an der Donau, eine Handlung und Fabrik angekauft, und als nun Alles in Ordnung war, verließen wir meine liebe Vaterstadt. Ich war der Einzige im Hause, der an diesem Umzug keine Freude hatte, sondern der vielmehr mit bittrem Schmerz ihn beklagte. Außer meiner alten gewesenen Wärterin und jenen Freunden meiner seligen Mutter, mit denen ich allmälig, seitdem ich mehr unter die Leute kam, war bekannt geworden, hatte ich auch an meinen Lehrern und einigen der besseren Schulgenossen wahre Freunde gefunden; diese Alle sollte und mußte ich jetzt verlassen. Als wir auf dem Donauschiffe, das uns und unsre Sachen führte, hinabfuhren und am ersten Abend unsrer Fahrt die Abendglocken der benachbarten Dorfkirchen ertönten, da war mir es, als wollten sie mich und alles Das, woran ich im Leben noch einige

Freude hatte, zu Grabe läuten; ich saß am hintren Theile des Schiffes und blickte mit stillen Thränen nach der Gegend zurück, wo meine liebe Vaterstadt lag. Mein wilder Vetter mochte meine Thränen bemerkt haben, er kam zu mir hin, bespritzte mich unter allerhand Spottreden mit Wasser, und noch niemals waren seine Rohheiten mir unerträglicher vorgekommen als heute. Sobald das Schiff an dem Dorfe, da wir übernachten wollten, gelandet hatte, schlich ich mich fort an einen Ort, von welchem ich gewiß wußte, daß Andreas ihn nicht besuchen würde: auf den Kirchhof. Die Kirche war noch offen, ein Bedürfniß meines Herzens, das ich leider schon lange nicht mehr gefühlt hatte, führte mich hinein, ich warf mich nieder, bei einem Betstuhle, und weinte da mein Leid aus. Ich hatte nicht bemerkt, daß noch ein andrer Betender in der Kirche sey, es war der alte Pfarrer des Ortes. Er stund jetzt auf und trat vor mich hin; es war eine schlanke, edle Gestalt mit silberweißem Haare und einem Angesicht, auf welchem ein Frieden Gottes sich aussprach. Er hatte mich weinen hören und fragte mich nach der Ursache meines Kummers. Ich gab ihm mit wenig Worten über meine Lage und Familienverhältnisse Bescheid, klagte ihm aber meine Furcht vor dem fremden Lande, in das ich jetzt ziehen müsse. Der Greis sahe mich freundlich an, „mein Sohn", sagte er, „halte dich nur treu an die Hand deines Gottes, und du wirst auch im fremden Lande nicht verlassen seyn, sondern an Ihm einen Freund haben, der besser ist als alle andre Freunde. Sey getrost, es wird dir noch gut gehen in deinem Leben, du wirst Freude finden und Frieden". Ich war tief bewegt durch diese Anrede, ich bat den lieben Greis um seinen Segen, er gab mir ihn; ich küßte seine Hand und

nahm Abschied: wir werden uns einst wieder sehen, rief er mir noch über die Gräber hinüber nach.

Mir war lange Zeit nicht so wohl und leicht in meinem Herzen gewesen, als in dieser Stunde. Der scharfe Verweis, den ich über mein langes Ausbleiben erhielt, als ich zu den Meinigen in den Gasthof kam, der Spott, mit welchem mir mein Vetter die schon leergegeßnen Teller zeigte, berührten mich wenig, ich hatte eine Stärkung empfangen, die mich bei freudigem Muthe erhielt; mein Stück Brod hatte mir noch niemals besser geschmeckt als an diesem Abend; ich schlief heute leicht und fröhlich ein.

Einer solchen Stärkung bedurfte ich jetzt mehr denn jemals, denn in der That, der Anfang meines Aufenthaltes in Ungarn war für mich sauer und schwer. Die Meinigen fanden in ihrem Vaterlande, und vor allem an unsrem Wohnorte, gar viele alte Bekannte, Freunde und Verwandte; ich sahe mich unter lauter Fremden, und in einem Lande von fremder Sitte und zum Theil auch fremder Sprache. Während Jene auf Besuch auswaren, saß ich einsam in meinem kleinen Zimmer unter dem Dache, und beschäftigte mich mit meinen Büchern, die nun meine liebste Unterhaltung waren, so wie mit Schreiben und Zeichnen. Ja es gereichte mir zur Freude, daß mir die vielen Bekanntschaften meiner Tante und ihrer Kinder jetzt so manche Stunden des Alleinseyns verschafften, nach denen ich oft vergeblich verlangt hatte.

Mehrere Wochen vergiengen, ehe man daran dachte, uns beide Knaben in eine Schule zu bringen. Andreas suchte die Zeit des Nichtsthuns durch Bitten bei seiner Mutter so lang hinaus zu ziehen, als möglich. Endlich gab der Vater auch meinen Bitten nach und brachte uns wieder in eine Schule. Hier wurde ich bald in eine der

höheren Klassen versetzt, Andreas aber, weil er zu den ernsteren Schulstudien weder Lust noch Anlagen hatte, kam in eine Bildungsanstalt für künftige Kaufleute; seine Schwester verließ das elterliche Haus, indem sie mit einem wackren Manne sich verheirathete.

Meine Lage war im Ganzen noch eben so geblieben, als ich sie euch schon beschrieben habe. Zwar hatte mein Vater jetzt nicht mehr so viele Reisen zu machen, als bei seinem früheren Geschäft; er blieb meist bei uns daheim, aber, wie ich schon sagte, ich war oder schien seinem Herzen ein Fremdling geworden zu seyn. Andreas brachte ganze Stunden bei ihm in der Handlung zu, half da schon Mancherlei, wozu wieder ich keine Neigung noch Geschick hatte; ihm ließ man das Reiten lernen: ihm wurde ein schönes Pferd gehalten, auf welchem er einher stolzirte, wie ein junger Cavalier; ich „Bücherwurm", so nannte man mich spottweise, war zu dergleichen ritterlichen Uebungen zu schwächlich und ungeschickt, ich gieng in meiner einfachen und fast dürftigen Kleidung zu Fuß daher. Wenn Gesellschaft in unsrem Hause war, da wußte Andreas sich zierlich zu benehmen, und bei Damen wie bei Herrn bemerklich zu machen, während ich armer Stephan, mit meinem noch immer bleichen Gesicht und meiner verkümmerten Gestalt, an der untersten Stelle des Familientisches saß, oder schüchtern in einem Winkel stund.

Es war jetzt die Zeit gekommen, da wir beide die Schule verlassen und zu irgend einem Stand uns bestimmen sollten. Mir freilich blieb da keine freie Wahl; Andreas wurde in die väterliche Handlung genommen; ich, so sagte man, tauge bei meiner Schwächlichkeit nur an den Tisch eines Schneiders, oder, weil es doch in solchem Fall um meine schöne Handschrift Schade sey, an den

Tisch

Tisch eines Schreibers. Und so geschahe es auch; ich wurde dem Rathscopisten zugesellt, dem ich vom Morgen bis zum Abend abschreiben half. Welcher Abstand gegen die schöne, gute Schulzeit, mit welcher es nun für immer ein Ende haben sollte! Da hatte ich nichts gehört, nichts gelesen und geschrieben, was mich nicht gefreut und interessirt hätte, das, was ich jetzt lesen und schreiben sollte, langweilte mich so sehr, daß ich die Feder nur mit Eckel in die Hand nahm. Bei mir hatte die Seele den schwächlichen Körper aufrecht halten und stärken müssen, durch jene Thätigkeit, zu welcher sie Beruf und Neigung fühlte; jetzt, da dieses Reiz- und Stärkungsmittel hinwegfiel, unterlag der Leib desto eher den Folgen des unaufhörlichen Sitzens in der dumpfigen Schreibstube, und der langweiligen Anstrengung. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich meiner, alle Eßlust verließ mich, die Schlaflosigkeit meiner früheren Kinderjahre stellte sich in hohem Grade wieder bei mir ein, und mit ihr zugleich eine leibliche Ermattung, die mich fast zum Gehen unfähig machte.

In dieser Zeit wurde ich von einer innren Versuchung ergriffen, die mir fast noch schwerer zu überwinden schien, als alle die, welche mich bisher betroffen hatten: von der Versuchung zum Selbstmorde. Diese, für einen kaum fünfzehnjährigen Burschen, unnatürliche Stimmung quälte mich bei Tage wie bei Nacht; ich sehnte mich eben aus dem Leben hinaus, möchte das Ende kommen, auf welche Art es wolle; wie etwa einen Menschen, der in mancherlei Sünden verstrickt ist, die Bilder seiner Sinnenlüste, so verfolgten mich die Bilder von allerhand gewaltsamen Todesarten, und meine Seele verweilte mit Vergnügen daran, denn, so dachte ich, damit gienge es doch zu Ende. In der That, dieses war nicht das fromme Sehnen eines

Christen: „aufgelöst und daheim zu seyn bei seinem Herrn", sondern der Ausbruch einer feigen Trägheit, die sich des Tages Mühen entziehen möchte. Auch war mitten in diesem schwermüthigen Sehnen ein innrer Widerspruch. Dieses erfuhr ich an mir selber, als ich einst auf einem Spaziergang an der Donau von einem wildgewordnen Stier verfolgt wurde; ich flohe vor diesem mit einer Schnelligkeit und Kraftanstrengung, die ich nicht bei mir möglich gehalten hätte, und auf einige Tage war ich von meiner Versuchung befreit.

Aber meine Schwermuth kam wieder; sie wurde immer heftiger. Wie arm an Freuden kam mir mein Leben vor, wie eckelhaft das Geschäft der Schreibstube. Ich sahe jetzt Alles in noch viel trüberem Lichte, denn ehemals, ich glaubte mich von allen Menschen gehaßt und verachtet, ich selber erschien mir nun, denn mein Hochmuth war gebrochen, als der armseligste und verächtlichste Mensch auf Erden.

An einem Feiertag gegen Abend, saß ich unter dem Schatten eines Baumes an der Donau. Ein Schiff, das aus Wien kam, fuhr an mir vorüber; es gab darauf eine gar fröhliche Gesellschaft, die sich durch Gesang ergötzte. Ach könntest du, so dachte ich, mit diesen Leuten fahren, weit von hier, weit von der Schreibstube hinweg, in ein andres Land, wo du ja gern Hirt oder Taglöhner seyn wolltest, wenn du nur vom Copiren erlöst seyn könntest. Und sollte denn das, so dachte ich weiter, nicht möglich seyn, sollte ich denn nicht, wie jeder Vogel, wenn er die Thür seines Käfichs einmal offen findet, entfliehen können und dürfen? Aber da fiel mir ein, daß ich ja kein Geld habe zu solcher Reise, und ich sahe traurig dem Schiffe nach.

In der That, ich, der Sohn eines reichen Kaufmannes, war in meiner Kasse spärlicher beschränkt, als der Sohn manches unbemittelten Handwerksmannes. Ich weiß nicht, was mein lieber Vater damit für Absichten hatte, daß er mich so an Armuth gewöhnte. Gleich, da ich zu dem Copisten kam, sollte ich mir wenigstens einen Theil dessen, was ich bedurfte, selber verdienen; ich solle, so sagte der Vater, bei Zeiten mein eignes Brod essen lernen. Mein Vetter Andreas hatte immer Geld genug, das er meist auf recht leichtsinnige Weise verschwendete; mir blieb nur selten von meinem kleinen Taschengeld und spärlichem Verdienste so viel übrig, daß ich mir für die Musestunden der Sonn- und Feiertage ein gutes Buch kaufen konnte.

Es war Zeit zum Nachhausegehen; wie ein Träumender kam ich daheim an. Ich war diesen Abend allein; meine Verwandten waren zu einem ihrer Freunde ausgebeten. Ich suchte mir aus meinem kleinen Büchervorrath eine Länderbeschreibung und meine Landkarten hervor, da überlegte und betrachtete ich den Weg, den das Donauschiff, das ich heute gesehen, wahrscheinlich nach dem schwarzen Meer hinab nehmen würde. Von jeder Stadt, von jedem Landestheil las ich die Beschreibung, und mir war es, als sey ich dort und sähe Alles selber mit an. Selbst einen Theil der Nacht hindurch beschäftigten mich meine Reisegedanken und meine Reiselust, und als ich am andren Tag an meinen Schreibtisch kam, da hörte ich immer die Töne des gestrigen Gesanges der Schiffsgesellschaft, so lebhaft, daß ich selber die Töne mitbrummen mußte, so daß der alte Copist, der neben mir saß, mich fragte: „was ist Ihm, Herr Mirbel“?

Gerade dieser alte Copist, dem ich damals kein Wort

auf seine Frage antwortete, sondern nur eifriger fortschrieb, fand wenig Tage nachher den Schlüssel zu meinem Herzen so gut, daß ich ihn, in Allem was mich drückte und bekümmerte, zu meinem Vertrauten machte. Wir waren eines Tages beide viel eher mit unsrem Tagwerk zu Ende gekommen, als gewöhnlich, denn die uns zum Abschreiben hingelegten Fascikel von Acten waren aufgearbeitet, und der dicke Registrator, der unsre Hände niemals müssig ließ, war heut außer dem Rathhaus beschäftigt, da lud mich mein alter Arbeitsgenosse ein, mit ihm ein Glas Wein in einem Garten zu trinken. Ich folgte der Einladung gern, denn solche Freundlichkeiten waren mir hier noch selten wiederfahren.

Herr Mirbel, sagte er zu mir, als wir beisammen in einer von Weinranken umschatteten Laube saßen, er sieht stets so blaß und traurig aus, daß mirs zu Herzen geht. Ich habe jetzt weder Frau noch Kind mehr, aber einen Sohn habe ich gehabt, der ist mir zeitig gestorben, und ich fürchte, so wird es seinem Vater auch mit ihm ergehen, wenn da nicht bald eine andre Einrichtung getroffen wird. Mir scheint es immer, er ist nicht zum Copisten gemacht und hätte wohl zu etwas Besserem getaugt. Doch da wäre auch jetzt noch Rath dazu; sein Vater ist reich und er ist der einzige Sohn; der Vater sollte ihn erst ein halbes Jahr die Landluft und Ruhe genießen und dann ihn studiren lassen, da könnte wohl etwas Rechtschaffenes aus ihm werden; so, bei dem täglichen zusammengekauerten Sitzen geht er vor der Zeit zu Grunde.

Die Theilnahme des alten Mannes rührte mich, er hatte ganz den verborgnen Wunsch meines Herzens getroffen. Ein Wort gab jetzt das Andre, ich ließ ihn

einen ziemlich deutlichen Blick in meine Familienverhältnisse thun, und zeigte ihm, wie schwer es seyn werde, meinen Vater zu einer bedeutenden Geldausgabe für mich zu bewegen.

Jedich, sagte der Alte, so ist es doch wahr, was ich schon von Andren gehört habe, daß sein Vater, der reiche Mann, so hart gegen ihn, sein einziges Kind, ist. Es ist doppelt unrecht von demselben, denn das ganze Vermögen kommt von seiner seligen Frau her, und soll doch von Rechtswegen, über kurz oder über lang, einmal ihm, dem Sohne, zufallen. Was wären da etliche tausend Gulden, die sollte man dem reichen Manne, wenn er so unverständig ist, von Gerichts wegen abnehmen und sie an ihn, den Sohn, zu seiner Lebenserhaltung wenden.

Das, was der Alte da sprach, betraf zwar zum großen Theil mir schon bekannte Dinge, aber es regte Gedanken in mir auf, die mir noch niemals in den Sinn gekommen waren. Ich wagte es nicht, sie auszusprechen; eine gewisse Schaam vor mir selber, oder vielmehr vor dem innren Richter, der nicht von der Natur und Art des Fleisches ist, hielt mich davon ab. Sollte, so dachte ich, es unrecht seyn, wenn ich von dem, was, obgleich in der Verwahrung meines Vaters, dennoch mein ist, mir etwas nähme und es zu meinem Besten, ja zu meiner Lebensrettung anwendete?

Mein Gott! wie schäme ich mich jetzt dieses Gedankens, und noch mehr, wie schäme ich mich der That, die daraus hervorgieng. Noch jetzt, nach länger denn siebenzig Jahren, fühle ich die Bewegungen jenes Schamgefühles auf meinen Wangen, und ich müßte vergehen, wenn ich nicht wüßte, daß meine Schuld abgethan und mir vergeben sey. Doch ich muß jetzt in meinem Sündenbekenntniß fortfahren.

Schon während meines Gespräches mit dem alten Copisten war mir der böse Gedanke gekommen, meinem Vater etwas Geld zu entwenden und damit fort zu gehen in die weite, freie Welt. Zwar kam dazwischen auch jener bessere Gedanke, ich solle doch meinem Vater die Abneigung vor meinem jetzigen Geschäft und mein leibliches Unvermögen dazu gestehen und ihn recht herzlich bitten, mich, meiner Neigung nach, einen Beruf wählen zu lassen. Auch machte ich wirklich den Versuch, ich gieng zu meinem Vater auf das Comtoir, wo ich mit ihm allein zu seyn hoffte, hatte ihm auch mein Anliegen zum guten Theil vorgetragen, und war jetzt daran, seine Bedenklichkeiten, die er gegen meinen Wunsch, zu studiren, vorbrachte, zu widerlegen, da trat, unglücklicher Weise, während der Vater noch jene Bedenklichkeiten aussprach, die Tante herein. Sie merkte sogleich, wovon die Rede war, und was sie noch nicht wußte, das erfuhr sie durch Fragen. Ich weiß nicht, wie ich es um die sonst so verständige Frau verschuldet hatte; sie redete da Dinge gegen mich und gegen meinen so natürlichen Wunsch, die weder verständig, noch vor Gott und guten Menschen verantwortlich waren, und mein armer Vater ließ sich auch davon hinreissen; unsre ganze Unterhaltung wurde auf eine Weise abgebrochen, welche die Kluft, die leider ohnehin schon zwischen unsren Herzen war, nur noch weiter machte.

Die Wunde ist nun längst geheilt, damals aber that es freilich dem Herzen sehr weh, als nun Andreas, der bei seinem Nachhausekommen von einem Spazierritt Alles erfahren hatte, was indeß geschehen war, einen neuen Stoff zu recht boshaftem Spott über mich, aus meinem Wunsche, studiren zu dürfen, entnahm; mich fragte, was

ich denn eigentlich werden wolle: ob Bischoff, ob Minister, oder bloß Geheimerath und Leibarzt.

Nur noch Eines muß ich hier zur Entschuldigung meines guten Vaters und wohl auch meiner Tante sagen. So wie ich von Kindheit an durch meine Kränklichkeit und durch die Mishandlungen meines Vetters eingeschüchtert in meinem väterlichen Hause da stund, und mich kund gab, war es meinem lieben Vater nicht zu verdenken, wenn er mich nicht nur für sehr schwach am Leibe, sondern auch an Verstand hielt. Das, was meine Lehrer in den Schulen an mir gerühmt hatten, war schon seit längerer Zeit von der Tante bloß als das Werk eines solch mechanisch wirkenden Gedächtnisses ausgegeben worden, wie man selbst bei Blödsinnigen nicht selten anträfe. Ich konnte es öfters mit eignen Ohren hören, wie die Tante gegen meinen Vater, so wie gegen Fremde, über mich, als über einen Simpel, urtheilte, und weil ich niemals auch nur eine Sylbe gegen solches Urtheil erwiederte, mochte man meinen, ich verstünde nicht einmal, was der eigentliche Sinn solcher Reden sey. Ja wahrlich, die, welche mir dem Blute nach die Nächsten waren, kannten mich weniger als die Fremden, gegen welche ich auch, wie gegen den alten Copisten, viel leichter den Mund und das Herz aufthat, als gegen die Verwandten.

So war denn auch der letzte Versuch, den ich, wie mir schien, zur Rettung meines innren wie äußeren Lebens gewagt hatte, mislungen; mein blödes Auge sahe keinen weitren Ausgang aus dem Dunkel, das mich umgab, mir blieb keine Hoffnung als die der Gräber. Meine Schwermuth kehrte im verdoppelten Maaße wieder; die Noth ward größer denn jemals. Hätte ich doch nur dabei auch das Sprichwort bedacht und auf rechte Weise zu

Herzen gefaßt: wo die Noth am größesten, da ist Gottes Hülfe am nächsten, dann würde ich der schweren Versuchung nicht unterlegen seyn, welche jetzt über mich ergieng. Wirklich erfuhr ich mehrere Jahre nachher, daß mein Nachbar am Schreibtisch, der schon erwähnte alte Rathscopist, welcher oft vor sich hinmurmelnd, den Kopf schüttelte, wenn er mich so bleich und abgehärmt da sitzen sahe, einen Schritt zu meinen Gunsten gethan hatte, der vom besten Erfolg gewesen wäre, wenn ich nicht selber voreilig diesen Erfolg gestört und zernichtet hätte. Der redliche Alte hatte etliche Tage vor jener Reise meines Vaters, von der ich gleich weiter sprechen werde, an einem öffentlichen Orte, wo beide sich trafen, meinen Vater bei Seite genommen und einige so nachdrückliche Worte, in Beziehung auf mich, zu seinem Herzen gesprochen, daß derselbe nachdenklich nach Hause gegangen war. Gleich am andren Tage hatte mein Vater, wahrscheinlich ohne seiner Schwester ein Wort davon zu sagen, einige meiner alten Lehrer an der höheren Schule aufgesucht und diese über meine Fähigkeiten befragt; was er hier erfuhr, das hatte ihn so günstig für meine Absichten gestimmt, daß er wirklich zu dem Entschluß gekommen war, mich gleich nach der Zurückkehr von seiner Reise aus seinem Hause und unsrem damaligen Wohnort in eine Studienanstalt zu bringen, welche als die beste im Lande anerkannt war. Wie schön, wie gesegnet, für mich und meinen guten Vater wäre diese Lebensbahn gewesen; wie voll Dornen und Beschwerden war dagegen die, welche ich mir selber in meiner Thorheit erwählte, und wie viele Schmerzen bereitete ich mir und dem Herzen meines Vaters auf diesem Irrwege!

Der gute, ehrliche Rathscopist wußte nicht, welchen

Feuerbrand er durch die Worte in mein leicht entzündliches Herz geworfen hatte: daß man von Gerichts wegen meinem Vater etwas von dem zuletzt doch mir zugehörigen Gelde nehmen und zu meiner Rettung anwenden solle. „Von Gerichts wegen", dieß wiederholte ich mir oft, „wie sollte das geschehen können? Wer soll da Kläger, wer soll Richter seyn?" Aber, so sprach der Versucher in meinem Herzen, hier gilt es Leben oder Tod, du mußt da selber die Stelle des Richters übernehmen.

So kämpften in meinem Herzen zwei verzehrende Feuer mit einander, davon das eine so verderblich war als das andre. Einmal die Verzagtheit und Verzweiflung, die mich fast zum Selbstmord treiben, dann der trotzige Sinn, der sich selber Hülfe und Recht verschaffen wollte. Und für dieses Mal siegte der letztere.

Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß die erste That der Sünde, welcher dann so leicht die zweite, die dritte und so fort die andren, bis zur letzten folgen, in den Begierden und Gedanken des Herzens liege. Wer nicht so, wie ein Hirt über die Thiere seiner Heerde, ernstlich über alle Begierden und Gedanken seines Innren wachet, wer nicht hier die ersten Regungen der Sünde niederschlägt, sondern dieselben ungehemmt aufsteigen lässet, dem ergeht es, wie nach einem alten Mährchen jenem Unvorsichtigen, der den feindseligen Geist, welcher in dem Zaubertopf verschlossen lag, den Ausgang öffnete und nun der Riesengestalt, die aus dem aufsteigenden Dampf sich bildete, in menschlicher Ohnmacht gegenüber stund. Ich hegte ungescheut in meinem Herzen den schändlichen Gedanken, meinen eignen Vater zu bestehlen; je öfter ich den Gedanken dachte, desto mehr wurde er zum Vorsatz,

und aus dem Vorsatz erwuchs zuletzt, bei erster günstiger Gelegenheit, die That.

Mein alter Freund, der Rathscopist, hatte es aus redlicher Vorsorge für meine Gesundheit im Verlauf jenes Sommers etliche Male veranlaßt, daß ich, statt seiner, einen der Herren des Rathes als Schreiber und Protokollist begleiten durfte, wenn dieser Geschäfte außer der Stadt, in andren Gegenden unsres Gerichtsbezirkes hatte. Ich war dann einen, auch wohl mehrere Tage ausgeblieben, und dieses Verweilen in einer besseren, geistigen wie leiblichen, Luft, als die meiner gewöhnlichen Umgebung war, hatte mich jederzeit recht sichtlich gestärkt. Dieser Umstand reichte mir den einen Faden zu dem bösen Gewebe dar, in welchem sich bald nachher die Weberin selber, meine Seele, verstrickte, und zu diesem Faden, denn die innre Sünde war jetzt zu ihrer Ausgeburt reif, gesellten sich bald noch andre Fäden.

Mein Vater war im Begriff, eine jener Reisen anzutreten, zu denen ihm jetzt, seltner als sonst, sein Geschäft die Veranlassung gab. Am letzten Nachmittag vor seiner Reise kam ein Schiff an, welches, wie ich im Vorbeigehen erfuhr, morgen, mit Tagesgrauen, seinen Weg hinab auf der Donau fortsetzen sollte. Ach hätte ich doch Geld, um auf diesem Schiff zu entfliehen, so dachte ich, und gieng nachsinnend nach dem väterlichen Hause. Schon seit etlichen Tagen hatte es mir geschienen, als sey mein Vater zuthätiger und freundlicher gegen mich, als gewöhnlich, ich wagte es jedoch in meiner Verzagtheit nicht, hieraus eine gute Hoffnung für mich zu schöpfen. Heute rief er mich ins Comtoir, ich sollte ihm seinen Koffer packen helfen. Mir fiel dies nicht als etwas Besondres auf; ich hatte Dasselbe schon öfter thun müssen, denn es

schien, als hätte er bei Geldsachen ein größeres Vertrauen zu mir als zu Andreas. Ach, dieses väterliche Vertrauen, wie sehr misbrauchte ich es heute!

In eine Chatouille, welche zu unterst im Koffer war, hatte mein Vater mehrere Rollen Geld gelegt. Er gieng jetzt, ohne sie zu verschließen, hinaus, um noch mehr Geld und Papiere zu holen, welche er hineinlegen wollte. Kaum hatte er den Rücken gewendet, da wagte ich die Frevelthat, ich griff hinein und nahm zwei kleine Rollen Geld, die ich eilig zu mir steckte. Der Vater trat wieder herein, er bemerkte die Flammenröthe des bösen Gewissens und meine Aufregung nicht; er legte, ohne den Diebstahl zu ahnden, das, was er gebracht hatte, in die Chatouille hinein, schloß diese zu, reichte mir dann das Andre, das in den Koffer zu bringen war, und mein Geschäft war beendigt.

Ich wollte gehen, da rief mich der gute Vater an seinen Schreibtisch hin und drückte mir fünf neue Thaler in die Hand, mit den Worten: da, Stephan, schenke ich dir etwas, wofür du dir Bücher kaufen kannst.

Ich glaube, das biblische Sprichwort von den glühenden Kohlen, die man auf das Haupt der Feinde sammlen soll, hat auch eine leibliche Wahrheit in sich. Mir war es in jenem Augenblick, als würde ich vom Scheitel an bis zur Sohle mit einer Gluth übergossen, die mir durch Mark und Bein drang; ich meinte in den Boden sinken zu müssen vor plötzlich aufwallender Reue und Schaam. O hätte ich es doch gethan; wäre ich vor meinem Vater, mit dem ich jetzt ganz allein war, niedergesunken, hätte ich seine Hände erfaßt und ihm Alles bekannt. Ich weiß gewiß, er hätte mir vergeben und das natürliche Gefühl des Vaters für sein Kind wäre

aufgewacht und hätte ihm die Decke, die auf seinen Augen lag, hinweggenommen. Wie selig wäre eine solche Wiederkehr des verlorenen Sohnes gewesen, und wie folgenreich für uns beide. Aber, leider, ich that dieses nicht. Die vieljährige Scheu und Furcht vor meinem Vater band mir die Zunge, schnürte mir das Herz zu. Ich stotterte, wie ganz außer mir, einige unzusammenhängende Worte des Dankes her, und küßte mit sonderbarer Bewegung die Hand des Vaters, welcher bedenklich den Kopf schüttelte, weil ihm vielleicht in diesem Augenblick das schwer aufs Herz fallen mochte, was er von meiner Anlage zum Blödsinn gehört hatte.

Der letzte gute, warnende Engel, der mich noch von meinem nahen, tiefen Falle retten und zurückhalten wollte, war mit diesem Moment von mir gewichen; ich hatte ihn ja selber mit Gewalt von mir gestoßen — nun trat über mein Herz das Gericht der Verstockung ein. Du hast, so dachte ich, nun endlich einmal den Auslauf zu deiner Rettung genommen, jetzt darfst du nicht mehr zurückweichen, sind ja die Geldmittel, deren du dich so glücklicher Weise bemächtigt hast, ohnehin nur ein kleiner Theil dessen, was dir von Rechts wegen gebührt.

Mit erheuchelter Ruhe erzählte ich, ohne über meine Lüge zu erröthen, beim Abendessen meinem Vater und der Tante, daß ich morgen wieder ein Schreibergeschäft auf dem Lande habe, welches mich wahrscheinlich mehrere Tage aufhalten werde, bat um Erlaubniß zu dieser kleinen Reise, und erhielt sie ohne Schwierigkeit. Ich nahm noch am Abend Abschied von meinem guten Vater; ach ich wußte es nicht, daß es der letzte Abschied von ihm auf Erden seyn würde; wir wünschten uns beide glückliche Reise, denn ich hatte gesagt, daß ich mich schon mit

Tagesanbruch bei der Wohnung meines Reisegefährten, eines Herrn vom Rathe, einstellen müsse. Ich konnte die Nacht nicht schlafen, schon lange vor Tagesanbruch war ich, mit einem kleinen Bündel meiner Kleider und Wäsche, bei dem Donauschiff, bezahlte dem Schiffer einen Thaler für die Fahrt nach Semlin, und noch während der Dämmrung fuhren wir mit günstigem Winde ab. Wie froh war ich, als ich mich bei Anbruch des Tages schon ziemlich weit von der Stadt entfernt sahe, und als diese bald ganz aus meinen Augen entschwand.

Seine ersten Tagreisen legte unser Schiff, mit fortwährend günstigem Nordwind zurück; wir kamen schon in drei Tagen bis in die Gegend von Fukowar, obgleich wir jede Nacht am Lande anlegten. Bei einer dieser Gelegenheiten war auch ich ans Land gegangen, und erst hier, beim Licht der Abenddämmrung, hatte ich es gewagt, einen Blick in die Geldrollen zu thun, die ich meinem Vater entwendet hatte. Zu meinem wahrhaften Schrecken sahe ich, daß sie, nicht, wie ich in dem Wahne stund, Silbermünzen, sondern Goldstücke enthielten. Ich hatte eine Summe bei mir, die mir nach meinem damaligen Maaßstabe ungeheuer groß erschien, denn in beiden Röllchen zusammen mochten gegen hundert Ducaten seyn.

Mit argwöhnisch furchtsamen Augen betrachtete ich, bei meiner Zurückkehr nach dem Schiffe, alle die Leute, zwischen denen ich gewöhnlich bei Nacht auf dem Verdeck schlief; Jeder, so meinte ich, könne — mein Gewissen sagte mir, daß ich selber einer sey — an mir zum Dieb werden; endlich entschloß ich mich, die Geldrollen, mit dem altmodischen Petschaft, das ich an meiner bronzenen Uhr trug, gesiegelt, sammt meinen Kleidern, dem Kapitän

in Verwahrung zu geben, der, wie ich wußte, ein wackrer, wohlhabender Bürger aus Mölk war.

So rasch auch unsre Fahrt in den ersten Tagen vor sich gegangen war, gerieth sie dennoch jenseits Fukowar ins Stocken; der günstige Wind verließ uns; bei Peterwardein hielt uns der einfallende, dichte Nebel fast einen ganzen Tag zurück. Endlich landeten wir, nach mancher erduldeten Mühseligkeit, bei Semlin, von wo aus ich, nach einem schon länger gefaßten Plane, über die Save hinüber ins türkische Gebiet, und dann, entweder zu Wasser oder zu Lande, nach Konstantinopel gehen wollte, wo einer meiner gewesenen Schulfreunde bei einem deutschen Handelshause in Diensten stund. Denn dort, so meinte ich, nach dem was ich öfter darüber vernommen hatte, könnte ein Mensch, der, wie ich, mehrere Sprachen verstund, gar leicht durch Briefeschreiben und Uebersetzen, ja selbst durch Abschreiben, sein Brod erwerben. Ich hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen, denn die Lebensmittel, mit denen sich die meisten von uns vom Lande aus zu versorgen pflegten, waren mir bei der unerwarteten Verzögerung unsrer Fahrt ausgegangen, ich eilte ans Land, mit dem Vorsatz, mich nur hier zu sättigen und dann noch einmal zum Nachtlager auf das Schiff zurückzukehren.

Die Weinschenke, nach welcher man mich hingewiesen hatte, bestund aus einer großen, bretternen Hütte, in welcher viele Tische und Bänke aufgeschlagen waren. Es war schon tiefe Dämmrung; der weite Raum war nur sparlich durch einige Lichter erhellt, obgleich eine Menge von Gästen an den Tischen saßen; ich selber hatte mich, nach meiner schüchternen Weise, in einen ziemlich dunklen Winkel, in der Nähe des Einganges, gesetzt.

„Wo wollen Sie so eilig hin“? fragte der Wirth einen Unteroffizier, der so eben in Begleitung etlicher Soldaten zur Thür hinaustrat. „Wir haben, antwortete der Sergeant, auf dem, wie ich höre, so eben angekommenen Donauschiffe, „der Brabanter“ genannt, eine verdächtige Person aufzuheben“. — Es ist, so sprach, als die Soldaten fort waren, ein Andrer, der eine Art von Gränzwächter schien, ein junger Mensch aus P., der seinem Vater davon gelaufen ist und eine bedeutende Summe Geldes mit sich genommen hat; die Anzeige davon, nebst Beschreibung des Diebes, ist schon heute Morgen mit der Post eingelaufen.

Ich war wie von einem Donnerschlag aufgeschreckt. Das Schiff, auf welchem ich von P. gekommen war, hieß der Brabanter, und wer konnte der junge Mensch, der seinem Vater entlaufen und zum Dieb an demselben geworden war, anders seyn, als ich. Ich steckte das Brod, das man mir zu meinem Glase Wein hingelegt hatte, zu mir und machte mich eilig aus der Bretterhütte hinaus, wo Keiner auf mich und mein Thun zu achten schien. —Lieber sterben, so dachte ich, denn jetzt, als Dieb, wieder ins väterliche Haus gebracht werden!

In der Nähe des Palliſadenhofes der Quarantäne ist der Ort, an welchem die Ueberfahrt über die Save, von Belgrad nach Semlin und von Semlin nach Belgrad, geschieht. Wer vom jenseitigen, serbischen Ufer herüberkommt, dem ist das Annahen an die Stadt und an jeden ihrer Bewohner streng untersagt; er wird, als der Ansteckung von der Pest verdächtig betrachtet und darf mit den Bewohnern des diesseitigen Ufers nur entweder über die Schranken der doppelten Pfahlreihe unterhandeln, oder er muß sich einer ziemlich langen und beschwerlichen

Quarantäne unterwerfen. Wenn dagegen einer vom diesseitigen Ufer sich unter die jenseits der Pfähle stehenden Serbier und Türken, oder unter die Ankömmlinge von Belgrad herüber mischt, dann wird er zwar von diesen als ihres Gleichen aufgenommen und kann ohne alles Hinderniß mit der Fähre nach Belgrad hinüber gehen, den Leuten aber in Semlin ist er nun eben so verdächtig und unannahbar geworden als ein Türke.

Ich hatte diese Einrichtung, welche damals freilich erst seit nicht viel länger als einem Jahre, seit dem nachtheiligen Frieden vom Jahr 1739 bestund, bei welchem Oestreich Belgrad und ganz Serbien wieder an die Türken verlor, schon auf dem Schiffe beschreiben hören, und als ich heute ans Land trat, hatte ich die Gegend der Quarantäne, so wie der serbischen Fähre gesehen. Für mich war diese jetzt die einzige Freistätte, an der ich vor den wohlverdienten Verfolgungen der Gerechtigkeitspflege sicher war. Mit schnellen Schritten lief ich nach dem Ufer hin und entgieng glücklich der Aufmerksamkeit der wachthabenden Soldaten; als wäre es so bestellt worden, fand ich die Fähre so eben am Abstoßen; sie war im Begriff ihre letzte Ueberfahrt für den heutigen Tag zu machen, man nahm mich noch auf unter den zahlreichen Troß der serbischen Bauern und Handelsleute. Als wir jenseits der Mitte des Flusses waren, hörten wir, vom Semliner Ufer her, ein lautes Rufen; der türkische Fährmann schrie einige zornige Worte dagegen hinüber. Ich fragte einen Handelsmann auf Ungarisch, was das bedeute? „Sie wollen", antwortete dieser, „dem Türken zumuthen, daß er noch einmal mit seiner Fähre nach dem Semliner Ufer hinüberrudern solle, weil vermuthlich ein Dieb, der ihnen entsprungen, unter uns sey, der Türk aber ant-

wor-

wortet, die von der Semliner Seite wären Alle Schelmen und Diebe, wegen eines einzigen Schelmen, den er ihnen zurückbringen solle, könne er so spät am Abend nicht noch einmal überfahren".

Mich ergriff abermals, als ich dies vernahm, ein tiefer Schrecken; ich war froh, daß die Fähre jetzt landete. Der Handelsmann, mit welchem ich vorhin gesprochen hatte, wollte mich bereden, mit ihm in ein Gasthaus zu gehen, das bei den unteren Häusern der Stadt, nahe am Ufer lag, ich aber entschuldigte mich mit der Ausrede, daß ich in einer andren Gegend der Vorstadt einen Freund aufsuchen werde; im Dunkel der Nacht blieb ich hinter dem Zuge der Uebergefahrenen zurück und schlug einen Seitenweg ein, der mich gegen Westen, weit von den Wachtfeuern der Stadt, hinwegführte. Mein Weg zog sich bergan; wie konnte ich, mitten im völlig unbekannten Lande, wissen, wohin er mich führte? Plötzlich sahe ich mich am Rande eines dichten Waldes; ich konnte vor Hunger und Müdigkeit nicht weiter; ich streckte mich am Stamme einer Eiche auf den Boden und stärkte mich durch das in Semlin mitgenommene Brod.

Ich hatte jetzt Muse genug über meine neue Lage nachzudenken. Zwar war ich glücklich über die Gränze gekommen; ich konnte mich hier, im türkischen Gebiet, vor nachsetzenden Soldaten und Polizeidienern des jenseitigen Gebietes so ziemlich sicher halten, aber was sollte nun da im wildfremden Lande aus mir werden? Von dem Gelde, das ich meinem Vater entwendet hatte, galt das Sprichwort: wie gewonnen, so zerronnen; ich hatte dasselbe, wie ich schon sagte, auf dem Schiffe in der Verwahrung des Kapitäns zurückgelassen, und durch diesen ehrlichen Mann hat es, wie ich später erfuhr, mein Vater

treulich wieder zugestellt bekommen, das, was mir noch blieb, war der Rest der fünf Thaler, welche mein guter Vater mir am letzten Abend schenkte, und einige Groschen des redlich von mir erworbenen Abschreibegeldes. Dazu hatte ich auch von Kleidungsstücken und Wäsche nur das, was ich am Leibe trug, und dies war verhältnißmäßig gerade das Schlechtere, denn die besseren Sachen waren mit meinem Gelde auf dem Schiffe geblieben.

Mit diesen wenigen Mitteln hatte ich mich in die Welt hinausgewagt, in welcher ich jetzt noch in andrem Sinne, als dies bisher der Fall gewesen, einsam und ganz verlassen da stund; ich, der ich meiner leiblichen Schwächlichkeit wegen viel mehr der fremden Hülfe und des Schutzes bedürftig schien, als Andre.

Es war die erste Nacht in meinem Leben, welche ich fern von einem menschlichen Obdach, im Freien, zubrachte. Zwar zum Glück für mich war es in der wärmeren Zeit des Jahres, im August, doch fühlte ich in meiner dünnen Kleidung die Kühle der Nachtluft so empfindlich, daß mirs unmöglich war, meine Sorgen und meine Ermüdung zu verschlafen; mit Freuden hörte ich die ersten Töne der Vögel und sahe gegen Osten hin es helle werden.

Das Licht des Tages gab mir neuen Lebensmuth. Die Sorgen der Nacht waren vergessen, ich war dennoch in meiner Armuth fröhlich und vergnügt; es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich ganz frei fühlte. Den Fehltritt, durch den ich zu dieser Freiheit gelangt war, sahe ich noch nicht in seiner ganzen Schwere ein, und Gott vergab mir meine Blindheit, er that an mir, wie in einem Psalm geschrieben stehet: er suchte meine Sünde mit der Ruthe heim, und meine Missethat mit Plagen, seine Gnade aber wendete er nicht von mir, seine

Wahrheit ließ er nicht von mir weichen. Ich empfand es jetzt tief, was der ehrwürdige alte Geistliche an jenem Abend, da ich die Reise nach Ungarn antrat, zu mir sagte; ich empfand es, daß ich dennoch auch hier, in dem noch fremderen Lande, meinen Gott als treuesten Freund und Begleiter bei mir habe, wenn ich mich nur treu und fest an seine Hand hielt. Und dieses Festhalten an Ihm und an seinen Geboten gelobte ich Ihm in innigem Gebet.

Das Land stund mir jetzt offen, ich hatte, ob ich nach Süden oder Westen gieng, überall gleich wenig zu gewinnen oder zu verlieren. Dennoch hätte ich gerne gewußt, wohin die Straße führte, welche sich in den dichten Eichenwald hineinzog, an dessen Saum ich übernachtet hatte. Ich fragte einen Mann in der slavonischen Bauerntracht, der einen Ochsen vor sich hertrieb und so eben aus dem Walde herauskam; ich fragte ihn auf deutsch, fragte ihn auf ungarisch, er schüttelte den Kopf und antwortete mir in seiner mir unverständlichen Landessprache. Das machte mich allerdings etwas bedenklich; geht dirs, so dachte ich, schon hier so, an der Gränze, was soll erst tiefer hinein, im Innren des Landes, geschehen? Indeß zauderte ich nicht lang, ich schritt muthig in den Eichenwald hinein. Schon in Tolna, wo das Donauschiff auf eine Stunde lang anhielt, hatte ich mir an einem der ersten Tage meiner Herfahrt nach Semlin ein gutes Messer gekauft, mit diesem schnitt ich mir jetzt einen Wanderstab ab, und es war mir, als hätte ich an ihm einen guten, sichtbaren Gefährten auf meiner Reise bekommen.

Mein Weg mochte mich etwa drei Stunden lang durch den dichten, kühlen Wald geführt haben, den nämlichen, welcher am 21. Juli 1739 für einen ansehnlichen Theil der kaiserlich-österreichischen Armee zum Sterbe-

lager und Todtenacker geworden war, da öffnete sich mir wieder die Aussicht ins Freie. Vor mir lag eine felsige Anhöhe, über die sich der Weg, dem ich bisher gefolgt war, hinanzog; in der Ferne bemerkte ich dort oben ein einzeln stehendes Haus. Ich fühlte starken Hunger, denn das Stücklein Brodes, das ich in Semlin erbeutete, hatte mich selbst am gestrigen Abend nur halb gesättigt, darum beflügelte ich meine Schritte, soweit die Ermüdung dies zuließ, um das Haus zu erreichen. Die Bewohner desselben waren alle auf dem Felde, mit der Ernte beschäftigt, bis auf eine alte Mutter, die des Hauses hütete. Ich gewann sogleich guten Muth, denn das Crucifix, das ich im Hause sahe, bezeugte mir, daß hier keine Türken, sondern Christen wohnten, dazu verstund und sprach auch die Alte etwas Ungarisch. Ich setzte mich außen vor dem Hofe unter den dichten Schatten der Wallnußbäume auf einen roh behauenen Stein, der als Bank diente, dorthin brachte mir das Mütterchen Brod und Milch.

Mit innigerem Behagen hatte ich kaum jemals in meinem Leben der Ruhe genossen, als hier unter dem Schatten der Wallnußbäume; besser als heute hatte mir noch niemals irgend ein Gericht auf Erden geschmeckt, als diese allerdings vortreffliche Milch, sammt dem guten Brode. Ein erfrischender Wind wehete vom Gebirge her, die Aussicht von der freien Höhe war unvergleichlich schön. Denn weit über den tiefer gelegnen Wald hin erblickt man dort gegen Westen die Save, in Nord und Nordosten die mächtige Donau, und jenseits derselben die fruchtbaren Ebenen von Ungarn, während gegen Süd und Südost das Auge mit Wohlgefallen auf den meist waldbewachsnen Gebirgen von Serbien ausruhet. Mir war so wohl und leicht zu Muthe, wie es der Gebirgstaube

seyn mag, wenn sie, wie man von ihr zu sagen pflegt, nach ihrer Weise im Genuß der reifen Trauben sich berauscht hat.

Das alte Mütterchen kam zu mir hin und fragte mich neugierig aus, woher ich käme, wohin ich wolle? Ich befriedigte ihre Wißbegier so gut ichs vermochte, theilte ihr auch meinen Plan mit, zu Wasser oder zu Lande nach Konstantinopel zu reisen. Sie schüttelte dazu den Kopf und meinte, das würde mir, so ganz allein wie ich sey, schwer genug werden, redete mir auch gar Vieles von der Noth und den Gefahren, die mir dabei bevorstünden. Ich aber ließ mich von meinem Plane nicht abwendig machen, obgleich dieser, wie sich bald darauf zeigte, dem Gewebe glich, das eine Spinne während der Nacht über die Gartenthür eines starken Mannes spinnt, der am Morgen, ohne auf die feinen Fäden zu achten, seines Weges hindurchgeht. Denn gerade so wurde mein kindischer Reiseplan durch jenen mächtigeren Zug durchkreuzt und zu nichte gemacht, der mich zum eigentlichen Ziel meines Lebens führte.

Die freundliche Alte nahm durchaus für ihre vortreffliche Milch und das gute Brod, das sie mir gereicht hatte, keine Bezahlung an. Denn, sagte sie, es sey hier nicht Sitte des Landes, sich jeden Bissen, den man einem hungernden Wandrer reiche, bezahlen zu lassen, und überdieß schiene es ihr, als habe ich es wohl nöthig, mein weniges Geld zusammen zu nehmen für meine weitre Reise. Ich schied mit herzlichem Danke.

Die gute Frau hielt mich für so arm, und dieses war ich doch, in meinen eignen Augen, keinesweges. Von den fünf neuen Thalern, welche mein lieber Vater mir schenkte, besaß ich noch drei, dazu auch einige kleine türki-

sche Münze, die ich mir schon auf dem Schiffe eingewechselt hatte. Welcher Schatz in einem Lande, wo der Arme, wie ich dies oft gehört hatte, so überaus wohlfeil reist!

Der Tag wurde heiß, die Straße führte jetzt, auf eine lange Strecke hin, durch eine baum- und schattenlose Gegend, an Feldern vorüber, auf denen man viele fleißige Menschen mit der Ernte beschäftigt sahe. Bald fühlte ich, wie ungewohnt meine Füße des Gehens seyen, die Sohlen schmerzten mich, dazu kam die Ermattung von der schlaflos zugebrachten Nacht; willkommen war mir deshalb der Schatten eines Felsen, der nahe am Wege zum Ausruhen mich einlud; hier streckte ich mich hin und war bald so fest eingeschlafen, als wäre es Mitternacht um mich. Als ich erwachte stund die Sonne schon tief; ich hatte zu eilen, wenn ich nicht wieder im Freien übernachten wollte, denn erst in weiter Ferne, tief unten am Abhang des Berges, erblickte ich menschliche Wohnungen.

Es war ein Dorf, von armen Landleuten bewohnt. Mehr durch Zeichen als durch Worte gab ich den Bewohnern einer der ansehnlichsten Hütten mein Verlangen kund, etwas zu essen und bei ihnen zu übernachten. Man wies mir sogleich einen Sitz auf der hölzernen Bank, unweit der Feuerstätte an, und lud mich durch Winke ein, an der Mahlzeit, die für die Hausleute bereitet war, Theil zu nehmen. Auch hier hatte ich am andren Morgen Mühe, meinem gutwilligen Wirth ein wenig Geld für seine Bewirthung aufzudringen. Außer der gastfreien Sitte sprach in diesem und ähnlichen Fällen die große Anhänglichkeit zu meinen Gunsten, welche die erst seit Kurzem wieder unter das türkische Joch gebeugten Serbier gegen ihre vorige österreichische Regierung und gegen österreichische Unterthanen hatten.

Das Wandern gieng mir heute schon leichter von statten als gestern, doch schmerzten mich die von meiner sitzenden Lebensart verweichlichten Fußsohlen. Darum würde mich der Anblick der nahen Donau, auf welcher Fischerkähne auf und abfuhren, schon für sich allein ins Thal hinabgelockt haben, wenn auch nicht meine Straße diese Richtung genommen hätte. Hier, meinte ich, werde sich wohl eine Schiffsgelegenheit nach Konstantinopel finden, die mich des Fußgehens überheben könnte.

Eine stattliche Festung, mit hohen Mauern und mit einer Menge von Thürmchen und Zinnen, lag vor mir; es war die türkische Festung Semendria. Da ich näher kam, sahe ich dort nichts als Türken; mich ergriff ein Gefühl der Unheimlichkeit, ich gieng schüchtern an dem Thor und seinen eisernen Kanonen vorüber, wo die wachthabenden Soldaten, statt mit Gewehren in der Hand, mit ihren langen Tabakspfeifen, ruhig schmauchend, dasaßen. Niemand fragte mich, oder redete mich an, denn obgleich die Aufregung der Türken gegen die Christen seit dem letzten Kriege noch sehr groß war, konnte dennoch ein Fremder von meiner unbedeutenden Art damals ohne Paß oder Firman durch die Türkei wandern; ich kam hinab ans Ufer des Flusses, wo die Fahrzeuge stunden. Von der türkischen Sprache kannte ich damals fast noch nichts als den Namen von Konstantinopel; indem ich den Schiffern, die in einigen der größesten Fahrzeuge saßen, Geld in der einen Hand hinzeigte, rief ich „Stambul“ (Konstantinopel) und winkte mit der andren Hand nach dem Lauf der Donau hinab. Die meisten der so angeredeten Türken würdigten mich keiner Antwort; sie rauchten schweigend ihre Pfeife fort, indem sie meinten, ich würde schon selber das Nein verstehen, das in ihrem

Schweigen lag; nur einer, ein sehr alter Mann, der in einem Kahne ganz allein saß, winkte mir zu ihm hereinzusitzen, nahm aber kein Geld von mir, sondern reichte mir das Ruder in die Hand, indem er mir durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich rudern solle. Ich hatte dieses Geschäft noch niemals getrieben, schlecht genug mag ich es versehen haben, wie mich dies auch die unwilligen Blicke errathen ließen, welche mir der Türke, der am Steuerruder arbeitete, von Zeit zu Zeit zuwarf. Indeß gieng doch unsre Fahrt abwärts in dem Strome, dessen Wogen uns auch ohne Hülfe der Ruder weiter führten; ich sahe mit Vergnügen, wie allmälig die Festung mit ihren Zinnen hinter uns verschwand; mit jeder Stunde kam ich ja so meinem Ziele: Konstantinopel, um Etwas näher!

Am Mittag steuerte mein alter Schiffer nach dem Ufer hin, wo etliche Hütten stunden. Ich wollte mir da etwas Speise kaufen, der Türke aber winkte mir, mich neben ihn zu setzen, that einen Sack auf, worin geröstete Kastanien, Brod und Käse waren, und lud mich durch Zeichen ein, mit ihm zu essen. Wir ruheten hier im grünen Gras und Schatten der Weidenbäume etliche Stunden, dann begann die Fahrt von neuem, die für mich von jetzt an nicht mehr die vergnüglichste war, denn obgleich ich das Ruder gerade nicht mit sonderlicher Kraft anfaßte, hatte sich dennoch die Haut meiner innren Handflächen schon eben so mit Blasen bedeckt, als dies die Haut der Fußsohlen vom Gehen gethan; diese schwachen Hände waren bei meiner bisherigen Lebensweise keines andren Geschäftes gewohnt worden, als des Schreibens, und von der leichten Feder zu einem schweren Ruder war der Abstand gar zu groß.

Mein alter Türke, je ohnmächtiger und schlechter ich mich am Ruder benahm, sahe mich immer öfter und mit finstreren Blicken an, es war als zöge sich auf seiner gerunzelten Stirne und zwischen seinen buschigen Augenbrauen ein starkes Ungewitter zusammen. Als die Sonne untergegangen war und er jetzt dem Lande zusteuerte, deutete er kopfschüttelnd auf einen Hügel am fernen Ufer hin, und ich vermuthete, daß dort das Ziel war, das er eigentlich der heutigen Fahrt bestimmt hatte. Dennoch ließ er mich wieder eben so, wie am Mittag, an seinen Mundvorräthen Theil nehmen, breitete mir auch einige Ziegenfelle zum Nachtlager neben seiner Lagerstätte hin. Als ich aber am andren Morgen wieder zu ihm hineinsteigen wollte ins Boot, da hob er mit zornigem Blick eine Peitsche, aus starken Lederriemen geflochten, auf, und drohete mir, indem er mich durch Zeichen hinaussteigen hieß, mit Schlägen. Ich folgte dem leicht verständlichen Winke, und der Alte, indem er Worte, wahrscheinlich des Unwillens, in seinen Bart hineinbrummte, fuhr allein ab.

So hatte ich, gleich bei dieser ersten Bekanntschaft mit einem Türken, die Gastfreundlichkeit wie die Grobheit dieses Volkes zugleich erfahren. Der Alte hatte für seine Bewirthung nicht einmal einen Dank von mir angenommen, obgleich ihm, das sahe ich wohl ein, meine Hülfleistung am Ruder keinen Heller werth gewesen war.

Da stund ich nun wieder auf dem Boden des fremden Landes und wußte nicht, was ich anfangen sollte. Die Hände thaten mir noch so weh vom gestrigen Rudern, daß ich kaum den Stock damit halten konnte; die Füße waren so schmerzhaft, daß ich mich nur schwer zum Weitergehen entschließen mochte. Dennoch schlich ich auf

einem Fußsteige, der am Ufer des Flusses hinabführte, weiter. Zu meiner Rechten erblickte ich, nachdem ich mehrere Stunden lang mehr geschlichen als gegangen war, ein scheinbar ansehnliches Dorf; dort beschloß ich zu rasten, bis sich der Schmerz meiner Glieder etwas gelindert hätte. Der Ort war ganz von griechischen Christen bewohnt; ich kam so eben dort an, als man unter den Gebräuchen des Landes, einen Todten im offnen Sarge nach dem Kirchhofe trug. Ich sahe mit Theilnahme der Bestattung zu, hörte das laute Wehklagen der Frauen, sahe die Trauer des Vaters, der, so schien es mir, meinem eignen, lieben Vater ähnlich gestaltet war und mich so lebhaft an diesen erinnerte, daß ich tief bewegt war. Ein junger Mann, der auch zur Leichenbegleitung gehörte, hatte mich bemerkt, er redete mich in der Landessprache, und da ich durch Kopfschütteln ihm meine Unkenntniß derselben zu verstehen gab, auf Ungarisch an und lud mich ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, welche für alle Begleiter des Leichenzuges bereitet war. An einem der langen Tische, welche im Schatten eines Gebäudes, im Freien, aufgeschlagen waren, nahm ich Platz. Unter den anwesenden Gästen fiel mir am meisten der alte, griechische Pope auf, in dessen Gesichtszügen etwas lag, das mich anzog und einnahm.

Hier unter diesen guten Leuten, so dachte ich, möchte ich einige Zeit bleiben, bis ich erst wieder geheilt, ja vielleicht bis ich erst der Landessprache und des Türkischen kundig, und so zu meiner Reise geschickter wäre.

Welches Handwerk, so fragte mich der junge Mann, der mich einlud, verstehst du? Kannst du Kleider machen oder Schuhe, oder verstehst du dich auf das Fertigen der Messer?

Ich bin, sagte ich, ein Schreiber und verstehe Manches von dem, was in Büchern steht, aber ich wollte gern auch bei andren Geschäften mit Hand anlegen und behülflich seyn.

Dann mußt du, sagte der Andre, bei unsrem Pope in Dienste gehen, denn der kann auch lesen, was in Büchern steht, und mein Bruder, den wir heute begraben haben, war sein Knecht.

Ohne mich weiter zu fragen wendete sich jetzt mein Tischnachbar an den alten Pope, den er in der Landessprache anredete, und ihn, wie ich bald nachher erfuhr, fragte, ob er mich wohl zu seinem Knecht annehmen möge? Der Pope sahe mich forschend an, und nach einer kurzen Unterredung mit meinem Nachbarn sagte mir dieser: wenn du willst, kannst du schon heute in dem Haus unsres Priesters als Knecht einziehen.

Ich mußte lächeln über diese unverhofft schnelle, sonderbare Wendung meines Schicksales, und ich stund keinen Augenblick an, zu dem Anerbieten Ja zu sagen. Nach der Mahlzeit dankte ich meinem Wirth für die gastfreie Aufnahme und folgte sogleich meinem neuen Herrn nach seiner Behausung. Freilich bemerkte ich schon auf diesem Wege zu meinem Bedauern, daß der Pope, obgleich so nahe an der Gränze wohnend, kein Wort weder Ungarisch, noch Deutsch verstund, indeß tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß ich bald würde in seiner Landessprache mit ihm reden können. Und als wir in sein Haus traten, begegnete mir Etwas, das mich noch mehr über meine etwaigen Bedenklichkeiten beruhigte. Denn die Frau des Pope, als dieser einige Worte mit ihr gesprochen hatte, redete mich sogleich ganz geläufig auf Ungarisch an, welches, wie ich später erfuhr, ihre Mutter-

ſprache war. Ihre Fragen über mein Herkommen und die Abſicht meiner Reiſe, beantwortete ich ſo gut als möglich, und ſie ſchien damit befriedigt; ihr Gemahl aber ſchien die Wahrheit meiner Ausſage, daß ich meinem Stande nach ein Schreiber ſey, noch beſſer prüfen zu wollen; er führte mich hinein in ſein Zimmer, ſtellte mir ein griechiſches Buch und zugleich auch Feder, Tinte und Papier hin, und hieß mich durch Winke etwas aus dieſem Buche abſchreiben. Und hier kam mir meine kleine Uebung in den Gelehrtenſchulen wohl zu ſtatten; ich ſchrieb ihm einen Pſalm mit ſauberen, griechiſchen Buchſtaben und vollkommen correct, mit großer Schnelligkeit ab, ſo daß der Alte freundlich lächelte und mir, Beifall gebend, mit der Hand auf die Schulter klopfte.

Ich glaubte jetzt auf dem beſten Wege zu ſeyn, mein Glück mit der Feder zu machen, und mein mäßiges Brod, wie bisher, für einige Zeit durch Schreiben zu verdienen, aber mein alter Pope und ſeine gute, corpulente Hausfrau hatten etwas andres mit mir vor; ich mußte, wie ich dies freilich wohl verdient hatte, das Geſchäft des verlornen Sohnes im Evangelio übernehmen. Gleich am andren Morgen führte mich die Hausfrau heraus in den Hof; hier ſchob ſie die Riegel hinweg von den Stallthüren, that dieſe auf, und heraus fuhr, mit lauten Grunzen, eine nicht unanſehnliche Heerde von Schweinen. Sie gab mir darauf die Peitſche und eine Art von Hifthorn in die Hand, hieng mir eine Hirtentaſche mit Mundvorrath um, zeigte mir einen Hügel in der Nachbarſchaft, und ſagte mir, daß ich dort die Schweine hüten ſolle bis an den Abend; zur Mittagszeit werde ſie mir einen Topf mit Eſſen bringen.

Ich machte freilich große Augen über dieſe Zumuthung,

und wollte etwas darauf entgegnen; ehe ich aber dazu kam, hatte sich die rasche Hausfrau schon wieder nach ihrer Thür zugewendet. Diesen guten Leuten kam das Schweinehüten als eine eben so ehrbare und vielleicht noch ehrbarere Handthierung vor, als das Abschreiben; denn dieses, das wußten sie, trägt nur wenig Brod ein, während der Handel mit Schweinen, den sie mit sehr gutem Erfolg betrieben, ihnen einen reichlichen Erwerb gab.

Nachdenklich und kopfschüttelnd folgte ich meiner borstigen Heerde, welche schon im wilden Laufe aus der Hofthüre hinausgestürmt war und dem Hügel zueilte, auf welchem, längs dem Eichen- und Buchenwalde, ein Sumpf sich ausdehnte. Ein ziemlich großer Hund kam mir und den Schweinen aus dem Pfarrhause nachgesprungen; er bellte mich anfangs als einen Fremden an, aber bald bemerkte das kluge Thier, daß ich sein neuer College sey, und als wir oben auf dem Hügel angekommen waren und ich unter einem Kastanienbaum meinen Sitz eingenommen hatte, setzte sich der Hund traulich zu meinen Füßen und nahm freundlich wedelnd die Bissen des Brodes an, die ich ihm aus meiner Hirtentasche reichte.

Am Mittag wurden wir beide, ich und mein vierfüßiger College, reichlich mit einer Art von Hafermuß versorgt, den die Frau des Pope selber heraustrug. Denn die guten Leute hatten außer mir keinen Dienstboten im Hause, nur zuweilen half ein Zigeunerbube bei dem einen oder andren Geschäfte des Hauses, doch wurde diesem kein großes Vertrauen geschenkt, namentlich wurde er niemals des Hüter- oder Pflegeramtes der Schweine gewürdigt, weil die Hausfrau den Zigeunern allerhand Böses nachsagte und sie in Verdacht hatte, daß sie bei Gelegenheit

selbst jenen schätzbaren Thieren etwas beibringen möchten, um das Fleisch des Aases zu erbeuten.

Einfach und, wie Viele gesagt haben würden, schlecht genug war diese meine Lebensweise, und ich muß es bekennen, daß ich mich ihrer zuweilen vor mir selber schämte. Wie würde, so dachte ich dann, mein Vetter Andreas sich in das Fäustchen lachen und laut über mich höhnen, wenn er mich hier die Säue hüten sähe; wie würde die Tante triumphirend ausrufen: da sieht man, was der eigentliche Beruf dieses blödsinnigen und dabei doch hochmüthigen Stephan ist, der sich, als er studiren wollte, wohl gar in die Lage eines kaiserlichen Hofraths hineinträumen mochte.

Indeß, solche Gedanken kamen mir doch nur selten, und als ich erst einige Zeit hier war, immer seltner. Sie kamen mir wie die schweren Träume von Lebensgefahren auf dem Wasser, einem gewesnen Seefahrer, der jetzt schon seit langer Zeit sicher am Lande lebt. Ja, es mag so sonderbar scheinen als es wolle, mein Sauhirtenstand bekam mir an Seele und Leib so wohl, wie mir kaum, wenn mir Alles nach Wunsche gegangen wäre, der Aufenthalt an einer hohen Bildungsanstalt meines Vaterlandes bekommen seyn würde. Denn, was die Hauptsache betrifft, er war mir eine Schule der wahrhaft gründlichen Demüthigung. „Das, was dir jetzt wiederfährt", dachte ich, „hast du dennoch an deinem guten Vater verdient, als du ihn bestahlst, und eigentlich hast du armer Mensch doch nur Gott zu danken, daß er dir hier im wildfremden Lande dein tägliches Brod bescherte und dir ein Obdach gab vor dem nahenden Winter".

Aber dieses inwendige Wohlergehen und Wachsthum würde vielleicht noch nicht so in die Augen eines Be-

kannten gefallen seyn, der mich etwa einige Monate nach meiner Flucht aus dem väterlichen Hause hier in Serbien wieder gesehen hätte, als mein äußeres, leibliches Gedeihen. Ich begreife kaum, wie es zugieng, daß meine Natur hier in so überraschender Schnelle das Versäumte einholte. Ich hatte zwar keinen Spiegel, um mich zu betrachten, hatte auch früher niemals ein großes Verlangen danach gehabt, mein bleiches, abgezehrtes Gesicht in einem Spiegel zu beschauen, aber auch ohne Spiegel sagte mir es mein Gefühl und meine leibliche Erfahrung, daß ich von Tag zu Tage mehr aus einem kränkelnden Schwächling ein starker, kräftiger Bursche werde. Meine Kleider wurden mir bald alle zu eng und zu klein; ich aß jetzt alle Gerichte, die man mir darbot, fette oder magre, süße oder saure mit gleichem Appetit, und alle bekamen mir trefflich wohl; ich schlief fest und ruhig vom Abend bis an den lichten Morgen. Dabei fühlte ich mich gleich wohl und munter bei heißem oder kaltem Wetter, hatte mich sogar daran gewöhnt, bei meinem Hütergeschäft der Stiefeln und Strümpfe zu entbehren; meine Stimme, die bei meinem Hierherkommen noch die eines Kindes war, hatte die natürliche Tiefe und Stärke bekommen, die sie bei einem Jüngling meines Alters zu haben pflegt.

Mein ganzes Temperament und Wesen hatte sich verändert, ich war aus einem blöden, scheuen Knaben ein muthiger, fast tollkühner Mensch geworden, der, wenn es im Spätwinter, wenn die Schweine verkauft oder geschlachtet waren und es jetzt freiere Zeit gab, mit den Jägern auf die Bären- oder Wolfsjagd gieng, und, wo es galt, immer voran unter den Ersten war; vorher immer so traurig, war ich jetzt der lustigste Bursche in der ganzen Umgegend, der alle Andren mit seinen Schwänken

unterhielt und keinen Tanz, kein Gelag verschmähte. Hatte ich doch, außer dem geringen Lohn, den mir mein Herr gab, auch einen von meinen neuen Thalern dazu verwendet, um mich für die Festtage zierlicher herauszustaffiren, während ich an gewöhnlichen Wochentagen nach der Weise der dortigen Bauern einen dicken, wollenen Kittel, und darüber noch eine Art von Mantel oder Umschlag trug, der von gleichem Stoffe war. Diese Alltagskleider hatte mir die Frau des Hauses schon beim Eintritt der kalten Witterung gegeben, unter der Bedingung, daß sie mir allmälig und nur zu kleinen Theilen an meinem Lohne abgerechnet werden sollten. Denn wie in diesem, so waren in allen Stücken die guten Leute, in deren Dienst ich mich jetzt befand, gegen mich so wohlgesinnt und freundlich, daß ich mir mehr wie ein Kind, denn als ein Knecht in ihrem Hause vorkam. Wenn ich in meiner jetzt so fröhlichen, muntren Stimmung meiner guten, alten Hausfrau allerhand komische Geschichten erzählte, die ich früher zu meiner Erheitrung gelesen hatte, und die mich damals doch weder fröhlich gemacht, noch auch nur zum Lächeln gebracht, sondern sich nur wie ein todter Buchstabe in mein Gedächtniß geschrieben hatten, da konnte sie so herzlich lachen, daß ihre ganze, ungewöhnlich starke Figur in Erschüttrung gerieth. Mein alter, guter Pope wollte dann auch gern wissen, was es gäbe, seine Frau verdolmetschte es ihm, und er lachte herzlich mit. Uebrigens bedurfte ich nach wenig Monaten keines solchen Dolmetschers mehr, denn ich hatte die Landessprache bald so gut gelernt, daß ich mich deutlich und leicht in ihr aussprechen konnte.

Dürfte ich das doch nicht sagen, aber es war nun so; ich hatte hier unter einem ganz fremden Volke und

bei

bei ganz fremden Leuten, deren christliche Confession selbst eine ganz andre war als die meinige, mehr Liebe erfahren, befand mich bei ihnen besser, als ich mich jemals bei meinen nächsten Blutsverwandten befunden hatte.

Wie auf Einen, der lange in der Kälte stund, der warme Sonnenschein desto stärker einwirkt und ihn kräftiger aufregt, so weckte auch die Liebe meiner guten Hausleute in meinem der fremden Liebe so entwöhnten Herzen eine recht innige Gegenliebe. Es war mein tägliches, eifriges Bemühen, jeden Wunsch zu errathen und zu befriedigen, welchen eines von ihnen beiden hegen könnte; ich lernte schnitzen und drechslen, nur um der guten Hausfrau manche Geräthschaften zu fertigen, die ihr in ihrer kleinen Wirthschaft abgiengen; für den guten, alten Pope schrieb ich ein ganzes Gebetbuch, das er in einer alten, ganz zerrissenen und zum Theil für seine betagten Augen unleserlich gewordnen Handschrift besaß, ganz neu und zierlich ab.

Hätte dieses Verhältniß noch Jahre lang, ja selbst mein ganzes übriges Leben hindurch gedauert, ich meine nicht, daß ich mich daraus hinweggesehnt hätte. Ich fühlte mich eben vollkommen zufrieden und glücklich in meiner Lage; ich glaube fast, ich wäre allmälig ein fleißiger serbischer Bauer geworden, wie die andern Bauern um mich her. Aber dies durfte noch nicht mein Ruhepunkt seyn; ich hatte noch einen weiten Kreis der Lebensschicksale zu durchlaufen, ehe ich am Ende doch, hier in Böhmen, zu dem meinen Neigungen zusagenden, meinem leiblichen wie geistigen Wesen zuträglichen Geschäft eines Landwirthes kommen sollte.

Mein alter, guter Hausherr litt schon seit einiger Zeit an Steinbeschwerden; diese nahmen gegen Ende des

Winters in einem solchen Maaße zu, daß sie ihm bei Tage wie bei Nacht keine schmerzenfreie Stunde ließen. Wir hatten an unsrem serbischen Donauufer in weitem Kreis umher keinen Arzt, sondern nur hin und wieder einen Hirten oder alte Frauen, welche in die Arzneikunde hineinpfuschten. Vom jenseitigen, ungarischen Ufer einen Arzt zu bekommen, hatte viele Schwierigkeit, weil Jeder, der von dort herüber im türkischen Gebiet gewesen war, vor seinem Wiedereintritt über die vaterländischen Gränzen sich einer ziemlich langen Pestquarantäne unterwerfen mußte. Auch gab es in den gerade gegenüber gelegnen Ufergegenden damals keinen Genossen der Arzneikunst, zu welchem man ein besondres Vertrauen hätte fassen können. Deshalb entschloß sich mein alter, guter Pope, einen Arzt aus dem türkischen Gebiet, in der Nähe von Orsowa zu sich kommen zu lassen, und mir wurde der Auftrag zu Theil, den weit und breit berühmten Mann herbeizuholen.

Mit einem kleinen Fuhrwerk versehen, vor welches zwei kleine, flüchtige Pferde gespannt waren, trat ich die Reise auf den wahrhaft halsbrechenden Straßen über das Gebirge hinüber an. Ich hatte noch niemals das Geschäft eines Fuhrmanns versehen und vor 8 Monaten würde ich vor einem solchen Unternehmen gezittert haben; jetzt aber bestund ich dasselbe ohne alle Schwierigkeit, denn schon am andren Tage meiner Reise wußte ich meine Rößlein sehr kräftig zusammenzunehmen und mein Fuhrwerk wie ein Sachverständiger zu lenken. Wegen der vielen Umwege, die ich über das Gebirge machen mußte, kam ich erst in der Mitte des dritten Tages an den Ort meiner Sendung. Ich brauchte kaum zu fragen, wo der Arzt wohne; sein Haus, auf einem kleinen Hügel gelegen,

fiel von weitem her als das stattlichste von Allen ins Auge und bezeugte selbst dort für Serbien die Gültigkeit jenes Sprüchwortes, welches den Stand der Aerzte als einen Güter bringenden preiset.

Ich mußte lange warten, ehe ich den Wundermann zu sprechen bekam, denn sein ganzes Haus war mit Leuten erfüllt, welche, zum Theil sehr weit herkommend, seine Hülfe suchten. Endlich traf auch mich die Reihe, ich ward hineingeführt zu dem Manne, der von jetzt an auch mir für meine weitre Entwicklung so wichtig werden sollte. Er mochte ein angehender Sechziger seyn; die dunklen Haare waren schon mit einzelnen weißen untermischt. In seinem schönen, griechischen Profil, in den dunklen Augen mit durchdringendem Blicke, in der hohen, schlanken Gestalt, in jeder seiner Bewegungen, im Ton wie im Inhalt seiner Worte lag das Gepräge einer edlen, reichbegabten Menschennatur. Ich trug ihm mein Anliegen: mich zu meinem kranken Herrn zu begleiten, vor, er schüttelte mit dem Kopf und sagte: mein Sohn, du hast gesehen, wie viele Nothleidende meine Hülfe suchen; so wie heute geht es bei mir täglich zu; ich bin nicht im Stande, auch nur einen ganzen Tag, geschweige fünf, außer Haus zu bleiben.

So fest hatte ich auf die Bereitwilligkeit des Doctors gerechnet, zu meinem kranken Herrn zu kommen, die Schmerzen und Noth von diesem stunden mir so lebhaft vor der Seele, daß mir bei dieser Weigerung die hellen Thränen ausbrachen. Ich legte mich denn aufs Bitten, und kein Kind, dessen Vater in Todesgefahr darnieder liegt, kann eifriger und inständiger den Arzt um seine Hülfe anflehen, als ich dieses that. Der Mann sahe mich ernst und forschend an. Er hatte es an meiner Sprache

bemerkt, daß ich kein Serbier sey; er redete mich in meiner deutschen Muttersprache an, deren mir so süßen Klang ich seit 8 Monaten nicht mehr vernommen hatte, und welche er mit ziemlicher Fertigkeit sprach. Mein ganzes Herz stund ihm jetzt offen; er erfuhr nicht nur von mir, wie gut mein alter Herr sey und wie lieb ich ihn habe, sondern auch einen kurzen Abriß meiner früheren Lebensgeschichte gab ich ihm, ohne ihm selbst meine Fehltritte zu verhehlen; denn dieser Mann hatte eine Art mit Blick und Wort zu fragen, daß man nicht anders konnte, als ihm das antworten und sagen, was man zu sagen wußte.

Was mir möglich ist, werde ich für deinen Herrn, den du so kindlich lieb hast, thun, sagte endlich, nach kurzem Bedenken, der Arzt; für heute bleibe hier, morgen, vielleicht, werde ich dich begleiten können.

Der wackre Mann hielt sein Wort. Ein vormaliger Gehülfe von ihm wohnte in der Nachbarschaft, dieser übernahm für etliche Tage das Hauptgeschäft des Hauses; statt des Fuhrwerkes, das mich hierher brachte, stund am nächsten Morgen ein andres, ungleich leichteres für uns bereit, welches außer meinen zwei kleinen Pferden noch mit zwei frischen bespannt war. Der Doctor selber machte den Wagenlenker; er kannte die besten und nächsten Wege; schon in anderthalb Tagen hatten wir diesmal das Ziel erreicht.

Wir fanden meinen alten Herrn sehr krank und schwach, dennoch wagte am andren Morgen nach seiner Ankunft der Doctor die gefahrvolle Operation, und sie gelang, der Kranke war gerettet. Aber es bedurfte noch einer sorgfältigen, ärztlichen Aufsicht und Pflege, wo sollte man diese finden? Der Doctor schlug mich dazu vor; ich hatte ihm bei seinem Geschäft Handreichung ge-

than und er war mit meiner Geschicklichkeit wie mit meinem pünktlichen Gehorsam gegen seine Anordnungen zufrieden gewesen. Er unterrichtete mich denn noch aufs Genaueste über Alles, was jetzt zu thun sey, und ein andrer junger Bursch aus dem Orte übernahm an meiner Stelle das Geschäft der Zurückbegleitung. Vor seinem Abschied aus unsrem Hause rief mich der Arzt noch zu sich. Er fragte mich auf deutsch, ob ich wohl, wenn sich Gelegenheit dazu ergäbe, Lust hätte, bei ihm Dienste zu nehmen und vielleicht sogar in der Folge in sein Geschäft, als ein Gehülfe, einzugehen? — Meine Augen glänzten vor Freude bei dieser Frage, zu welcher ich von ganzem Herzen Ja sagte, und dem wackren Manne dankbar dabei die Hand drückte.

Ich besorgte das mir aufgetragne Geschäft mit großer Liebe und Treue. Von Zeit zu Zeit schrieb ich dem Doctor von dem Befinden unsres Kranken und empfieng seine neuen Verordnungen; der Zigeunerknabe, von welchem ich schon sprach, besorgte unsre Briefe als schneller und sichrer Bote, und überhaupt wurde von der Hausfrau keine Mühe noch Geldausgabe gespart, um ihrem lieben Manne wieder zu seiner Gesundheit zu verhelfen. Und Gott gab seinen Segen zu Allem; in wenig Wochen konnte der Pope sein Lager wieder verlassen, und bald hernach auch wieder der Frühlingswärme im Freien genießen. Ich war seitdem noch mehr als vorher der Liebling der beiden alten Leute.

Es sollte jedoch dieses mir wie ihnen angenehme Verhältniß nicht mehr von langer Dauer seyn. Der Sommer, wo man mich von meinem Geschäft des Schweinehütens entbunden und dafür zu allerhand ehrbareren Feld- und Hausdiensten gebraucht hatte, war vergangen, es

war die fröhliche Zeit der Weinlese herbeigekommen, da wurde unsre alte, gute Hausfrau von einem schlagflußähnlichen Leiden befallen, welches in wenigen Tagen ihrem Leben ein Ende machte. Den Schmerz dieses Verlustes ertrug der alte, gute Pope, der von seinen früheren Leiden noch immer sehr geschwächt war, nicht lange; seine Kräfte verzehrten sich zusehends; ehe der Frühling kam, folgte er seiner treuen Lebensgefährtin und sorgfältigen Pflegerin ins Grab.

Noch vor seinem Ende, das er mit Ruhe herannahen sahe, hatte mir der gute Alte ein für seine Vermögensumstände nicht unbedeutendes Geschenk an Geld gemacht, denn weder er noch seine Frau hinterließen nahe Verwandte. Ein neuer Pope zog jetzt in das Haus ein; ich hatte nicht Lust, für diesen Unbekannten das Vieh zu hüten, oder sein Feld zu bestellen. Ueberdieß wußte ich ja auch, wohin ich jetzt meinen Wanderstab zu setzen habe, nämlich zu dem freundlichen Arzt Neophytos bei Orsowa, an den ich während der letzten Krankheit meines alten Herrn wieder geschrieben und von ihm eine Antwort empfangen hatte, welche zwar den Zustand des Kranken für unheilbar erklärte, zugleich aber mir die tröstlichsten Beweise von dem Vertrauen des trefflichen Arztes gab.

Ein Leichenbegängniß war das Erste gewesen, was mir hier, in dem mir so wohlthätig gewesnen Dörflein, begegnet war; ein Leichenbegängniß war auch wieder das letzte Ereigniß, das ich daselbst erlebte. Ich war noch bei der Bestattung meines guten, alten Herrn zugegen; wenige Stunden nachher trat ich meine Wandrung zu dem wohlwollenden Arzte Neophytos an.

In der Natur kommen gar häufig die Beispiele einer Versorgung der hülflosen und verlassenen Wesen durch

Lebendige von ganz andrer, fremder Art vor; das auffallendste Beispiel der Art ist das vom jungen Kukuk, der, von seiner eignen Mutter verlassen und gleichsam verstoßen, durch andre, fremde Vögel mit solcher Liebe und Zärtlichkeit verpflegt wird, daß ihm dadurch das Entbehren der Elternliebe im reichlichsten Maaße ersetzt ist. Man erkennt eben in solchen Beispielen das Walten jener ewigen Erbarmung und Liebe, welche für Alles, was da lebt, Vorsorge trägt, und welche an dem Wohlergehen aller Wesen ihre Lust hat. Auch in meiner Jugendgeschichte kann man recht das Walten jener ewigen, allen Mangel ersetzenden Liebe und Erbarmung sehen. Ich hatte schon im sechsten Jahre meine liebe, rechte Mutter verloren; die, welche mir ihre Stelle ersetzen sollte, stieß mich durch große Härte von ihrem Herzen, ja sie trieb mich, im Bunde mit ihrem Sohne, meinem nahen Blutsverwandten, zu dem Schritt der Verzweiflung an, welchen ich allerdings bitter zu bereuen hatte. Kaum war ich aber, so ausgestoßen und verlassen von den Meinigen, in die Fremde, unter lauter mir unbekannte Menschen getreten, da erweckte mir Gott unter diesen solche zärtliche und liebevolle Versorger und Pfleger, wie sie nach seinem Maaße der junge Kukuk unter den Vögeln des Waldes findet, wenn er zum ersten Male das Nest seiner Pflegeeltern verläßt und nun, mit rauher Stimme, hungrig nach Futter schreit. Ich glaube nicht, daß der alte Pope und seine Hausfrau ein eignes Kind hätten mehr lieben und an ihm mehr thun können, als sie nach ihrem Verstand und Vermögen mir gethan haben.

Auch zu meinem neuen Herrn durfte ich jetzt mit freudigem Vertrauen hinziehen, denn ich hatte ihn in den wenigen Tagen unsres Beisammenseyns so lieb gewonnen,

daß ich fühlte, ich könne Alles gerne thun und dulden, um ihm diese Liebe zu beweisen. Es waren so eben die ersten Tage des Frühlinges eingetreten; die Wandervögel waren wiedergekehrt von ihrem Zuge, die Hügel und Thäler wurden grün und blühend, als ich, traurend zwar über den Tod meines alten Herrn, wie über den eines nahen Verwandten, sonst aber mit leichtem Herzen, über Berg und Thal hingieng nach dem türkischen Orsowa. Ich ward freundlich von meinem neuen Herrn empfangen; hier wurden mir nicht die Geschäfte des verlornen Sohnes übergeben, sondern sogleich solche Dienste anvertraut, die mich zu dem Berufe, für den mein Wohlthäter mich bestimmte, aufs Beste vorbereiten konnten. Zuerst wurde mir ein Theil der Besorgung der Apotheke, das Einsammlen der heilsamen Kräuter und das Bereiten der einfacheren Arzneimittel aufgegeben; bald nachher durfte ich auch meinen Herrn und Lehrmeister zu seinen Kranken begleiten, ihm bei den vielen wundärztlichen Geschäften, welche sein schwerer Beruf ihm auflegte, Handreichung, dann Hülfe leisten, und in wenig Jahren hatte ich es durch Gottes Beistand und natürliche Anlage so weit gebracht, daß ich einen großen Theil der Hülfsbedürftigen allein besorgen konnte, und daß mir keine Aufgabe unsrer Schmerzen so wie Heil bringenden Kunst mehr zu schwierig war.

Ich will mich mit der Geschichte dieser Jahre nicht aufhalten; sie war im Ganzen höchst einförmig und konnte nur dem ein täglich zunehmendes Interesse und Vergnügen gewähren, welcher sie mitwirkend erlebte. Mein Lehrmeister stund in seinen alten Tagen ganz allein in der Welt, und ich habe nie erfahren können, ob er jemals verheirathet gewesen sey. Das wußte ich aus seinem

Munde, daß er von wohlhabenden griechischen Eltern abstamme, und daß er in Wien so wie an andren deutschen Universitäten die Arzneikunde studirt habe. Aus dieser frohen, schönen Zeit seiner Jugend war ihm noch in seinen alten Tagen eine dankbare Anhänglichkeit an Deutschland, und jene Vorliebe für die Deutschen geblieben, welche er auch an mir durch die That bewies. Da er der einzige Arzt in seiner Gegend war und seine Hülfe weit und breit begehrt wurde, hatte er mehrmalen den Versuch gemacht, sich junge Leute aus dem dortigen Lande zu Gehülfen heran zu bilden. Bei etlichen von diesen war sein Bemühen durch die Mangelhaftigkeit der Anlagen vereitelt worden; sie waren als Aerzte unter dem Mittelmäßigen stehen geblieben und zum Theil von diesem Beruf ganz wieder abgegangen; ein Andrer hatte den Lehrer durch tiefen Undank betrübt und sein Haus frühe verlassen; einer der hoffnungsvollsten Zöglinge war gestorben. Ich war gleichsam der geistige Sohn seines Alters, und wie natürliche Väter den letztgebornen Kindern ihrer späteren Jahre eine ganz besondre Gunst und Liebe zuwenden, so wiederfuhr es auch mir von meinem väterlichen Freunde: ich hatte an ihm einen treuen Vater und Erzieher.

Dieser seiner väterlichen Sorgfalt, welche nicht auf das äußre Wohlergehen allein achtete, verdankte ich auch eine Handlung der kindlichen Pflicht gegen meinen rechten Vater, zu der ich mich, Gott weiß durch welchen innren Grund zurückgehalten, ohne die Ermahnung meines Lehrers schwerlich entschlossen hätte. Ich schrieb endlich, was ich schon längst gesollt hätte, an meinen lieben Vater, bat ihn, voll inniglicher Reue über mein Vergehen, um seine Vergebung und erzählte ihm, wie

mir es seit dem Entweichen aus seinem Hause ergangen sey. Nach etlichen Monaten erhielt ich eine Antwort von der Hand des guten Vaters, die mir zwar seine volle Vergebung zusicherte, zugleich aber auch Vieles enthielt, das mir sehr wehe that. Der liebe Mann schien mir eine Art von Rechenschaft über sein Benehmen gegen mich geben zu wollen; bei dieser Gelegenheit zählte er auch mir eine Reihe meiner Verschuldigungen gegen ihn von meiner Kindheit her auf, welche, das bezeugte mir mein Gewissen vor Gott, großentheils auf grundlosem Verdacht, oder auf einer ganz falschen Auslegung meines armen, ungeschickten Benehmens beruhete. Auch die gute Absicht, mich doch noch studiren zu lassen, welche der theure Mann gegen mich gehegt und die ich durch meine Flucht vereitelt hatte, erfuhr ich jetzt. Zugleich sagte mir in diesem Brief mein Vater, daß es sein Wille sey, daß zwar nach seinem Tode mein Vetter Andreas die Handlung, an der ihm schon jetzt ein Antheil zukäme, übernehmen, daß aber ich, als sein einziger, rechter Sohn, der Haupterbe seines baaren Vermögens, so wie des Landgutes bei P., seyn und bleiben solle.

Tiefbewegt von der noch immer nicht erloschenen Liebe meines guten Vaters, zugleich aber auch schmerzlich verletzt von den Gedanken des Argwohnes, die nicht aus ihm selber gekommen waren, sondern womit Andre sein edles Herz befleckt hatten, schrieb ich sogleich nach Empfang dieses Briefes von neuem an denselben. Ich sprach mich darinnen mit dem Selbstgefühl eines guten Gewissens, zugleich aber auch mit Demuth und Schonung über die Geschichte meiner Kindheit im väterlichen Hause aus, widerlegte die falschen Anschuldigungen, und bat nochmals meinen lieben Vater um Verzeihung für Alles,

worin ich wirklich an ihm gefehlt hatte, um Fortdauer seiner Liebe, so wie um seinen väterlichen Segen. Dieser Brief kam nicht mehr in seine Hände, aber ein Theil meiner Bitten scheint doch in Erfüllung gegangen zu seyn. Mein lieber Vater starb nach einer kurzen Krankheit, und aus dem Bericht eines seiner alten Diener erfuhr ich, daß er etliche Tage vor seinem Tode meinen ersten Brief noch einmal mit Thränen gelesen und, in Gegenwart des Dieners, gesagt habe: möge Gott dich segnen, mein lieber Sohn. Vielleicht war diese wehmüthig zärtliche Gesinnung noch durch einen schweren Verdruß verstärkt worden, den er gerade in jenen Tagen mit meinem gewissenlos verschwenderischen Vetter gehabt hatte; ein Verdruß, von welchem viele Bekannte unsres Hauses glaubten, daß er den Tod des alten Herrn herbeigeführt oder beschleunigt habe.

Mein Vater hatte sein Ende nicht für so nahe gehalten; es fand sich kein eigentliches, gerichtskräftiges Testament vor, doch war schon bei früherer Gelegenheit das Haus meinem Vetter Andreas, dem Compagnon der Handlung, verschrieben worden.

Dieser, mein Vetter, zeigte mir den Tod meines Vaters in einem Briefe an, der übrigens weder kalt noch warm, dennoch für mein kindliches Herz etwas überaus Verletzendes hatte. Er sprach darin unter andren von leichtsinnigen Fehlern, welche mein guter Vater (sein Wohlthäter) in seinem Geschäft begangen habe, und deutete darauf hin, daß man, außer dem Hause, welches ihm angehöre, mehr Schulden als baares Vermögen im Nachlaß finden werde. Auch hatte der verächtliche Ton, in welchem er mich anredete, gerade nichts Wohlthuendes. Denn er nannte mich in seinem schlecht stylisirten Briefe

weder Du, noch Sie, sondern Er; die Adresse auf dem Umschlag lautete: an den Barbierergesellen Stephan Mirbel zu Orsowa.

In dem tiefen, innigen Schmerz, den mir die Nachricht von dem Tode meines theuren Vaters erregte, merkte ich anfangs nicht auf diese beleidigenden Züge, welche die Botschaft begleiteten, und was die Aussicht auf eine Erbschaft betraf, so war mir diese so gleichgültig, lag meinen Wünschen und Begehren so fern, daß ich wohl nie ein Wort dagegen gesagt hätte, wenn auch mein ganzes väterliches Erbe von meinen Verwandten wäre hingenommen worden. Als ich aber den Brief des Vetters meinem väterlichen Freunde zu lesen gab, schüttelte dieser unwillig den Kopf. Die Bosheit, so sagte er, soll diesmal doch ihres Zweckes verfehlen; meine alten Freunde und hohen Gönner in Oesterreich sind auch noch da, und ich werde sie bei dieser Gelegenheit benutzen.

Mein Freund Neophytos wußte, was er sprach; er hatte nicht leere Worte geredet. So lange (vor dem nachtheiligen Frieden von 1739) Serbien noch österreichisch und der Verkehr zwischen beiden Ufern ungehemmt war, hatte er seine bedeutendste ärztliche Praxis unter dem österreichischen Militär und Beamtenstand gehabt. Noch jetzt wurde er oft an die Umzäunung des Quarantäneplatzes in dem österreichischen Neu-Orsowa herüber berufen, wo irgend ein Offizier oder Beamter für sich selber, oder für Eines der Seinigen seinen ärztlichen Rath begehrte, und viele seiner alten Freunde in Ungarn, nachdem sie vergeblich versucht hatten, den Neophytos zur Uebersiedelung ins diesseitige Gebiet zu veranlassen, sagten, daß sie seinen Verlust mehr beklagten, als den mancher in die Hände der Türken gefallenen Festung. Den-

noch ehrten zugleich alle Bessergesinnte die aufopfernde Treue des edlen Mannes, der, des Gewinnes an Geld nur wenig achtend, lieber bei seinen armen Serbiern leben und sterben wollte, als ein Land verlassen, welches dann weit und breit keinen Arzt gehabt hätte.

An einen von seinen vieljährigen Freunden in Neu-Orsowa, einen Mann von hohem Stande und bedeutendem Einfluß, schrieb jetzt mein alter Lehrer in meiner Angelegenheit. Er forderte ihn, bei ihrer alten Freundschaft, recht dringend auf, in dieser Sache Alles zu thun, was er könne, und dieser Herr vermochte viel, da jener ungarische Große, in dessen Händen damals ein wichtiger Theil der Rechtsverwaltung des Landes lag, sein leiblicher Bruder war. Auch durften wir nicht lange auf die Wirkung dieser kräftigen Verwendung warten. Ich wurde veranlaßt, die nöthigen Vollmachten auszustellen, und nun wurde meine Erbschaftsangelegenheit in P. so rasch und durchgreifend betrieben, daß ich ein nicht unansehnliches Kapital aus dem Nachlaß meines Vaters, namentlich aus dem Verkauf mehrerer, außer der Stadt gelegnen Besitzungen erhielt. Ohne jene Maaßregeln, welche meinem Vetter so unerwartet schnell, wie ein Ungewitter, über den Hals kamen, würde ich auch um diesen Theil meines väterlichen, oder richtiger zu sagen mütterlichen Vermögens gekommen seyn, wie ich durch ihn damals um gar vieles Andre gebracht wurde, dessen Unterschleif sich, da der baare Kassenbestand des Verstorbenen unbekannt war, rechtlich nicht nachweisen, wohl aber mit mehr als Wahrscheinlichkeit vermuthen ließ. Mein Geld wurde, abermals durch Verwendung meines väterlichen Freundes, an einem sichren Orte, gegen gute Zinsen angelegt.

Den Barbiergesellen, sagte nach einiger Zeit Neophytos zu mir, darfst du jetzt auch nicht auf dir sitzen lassen; du sollst, und zwar, zum Theil wenigstens, auf meine Kosten, an einer tüchtigen Universität deine Arzneikunde in ordnungsgemäßer Weise studiren und dann Doctor derselben werden.

Mir war jedes Wort, das der gute, weise Mund meines Lehrers sprach, ein sehr beachtenswerthes, für den Rath aber, den er mir jetzt ertheilte, sprach noch überdieß die ganze, seit vielen Jahren gehegte Neigung meines Herzens. Ich hatte zwar damals mein 23stes Jahr schon zurückgelegt, doch war ich noch jung und eifrig genug, um etwas Tüchtiges zu lernen, und auf solche Weise vorbereitet für das Verständniß und die Ausübung der Heilkunde, als ich dieses durch den mehrjährigen Umgang und die Anleitung meines Lehrmeisters war, kommen wohl wenig junge Studierende der Heilkunde auf die Hochschulen. Mein väterlicher Freund, nachdem er mir mit vieler Sach- und Ortskenntniß den Zustand des medicinischen Studiums an verschiednen deutschen und auch italienischen Universitäten geschildert hatte, stellte mir die Wahl frei. Ich entschied mich für Wien, äußerte aber schon damals den Wunsch, nach vollendeter Studienzeit auch noch Padua und Bologna besuchen zu dürfen. Mein Lehrmeister billigte dies Alles, und wie er sich bei jeder Gelegenheit als ein Mann zeigte, bei welchem die Ausführung dem wohlbedachten Entschluß auf dem Fuße folgte, so that er es auch hier; in wenig Wochen war Alles zu meinem Abgang auf die Universität bereit.

Noch einmal reiste ich über das Dörflein, das mir mein erstes Unterkommen im fremden Lande gewährt hatte, stund noch einmal, mit herzlich dankbaren Erinnerungen,

am Grabe meines alten, freundlichen Dienstherrn und seiner treuen Hausfrau still, dann fuhr ich auf einem türkischen Schiffe bis nach Semlin, wo ich mich diesmal willig einfangen ließ, um mich der Geduldsprobe der langen, unbequemen Quarantäne zu unterwerfen. Auch von Semlin aus zog ich die langsamere Fahrt auf einem Segelschiffe der Reise zu Lande vor, denn mein alter Lehrer hatte mich mit Büchern versorgt, die mir die Zeit auf dem ziemlich bequem eingerichteten Schiffe nicht lang werden ließen.

Unser Schiff lag einen Tag lang bei P. stille. Ich benutzte die Zeit, um den Wohnort meines lieben Vaters, so wie einst meinen eignen, traurigen Andenkens, jetzt einmal nicht wie ein armer, eingeschüchterter Sklave, sondern wie ein unabhängiger Fremder zu besuchen. Ich konnte dieses ungescheut thun, denn ich durfte gewiß seyn, daß keiner meiner früheren Bekannten und Verwandten mich erkennen, oder selbst dann, wenn ich ihm meinen Namen nennete, mir glauben würde, daß ich der sey, für welchen ich mich ausgäbe. Eine solche Verändrung ist wohl mit wenig Menschen in ihrem Leben vorgegangen, als mit mir von meinem 17ten bis zum 23sten Jahre. Damals, als ich aus dem väterlichen Hause, wie ein Dieb bei der Nacht, entfloh, hätte mir wohl kein Fremder, der mich sahe, mein fast 17jähriges Alter angemerkt. Ich war kaum so groß, als mancher 12jähriger Knabe; mein Haar war dünn und noch blond, mein Gesicht bleich, und meine ganze Gestalt jämmerlich. Jetzt war ich ein junger, starker, blühender Mann, von breiter Brust und kräftigen Gliedern; das Haar hatte sich ganz dunkel gefärbt und an dichterem Wuchs gewonnen; in der That, wenn ich meinen vorigen Zustand mit dem jetzigen verglich,

kannte ich mich selber nicht mehr, konnte kaum glauben, daß der blöde, schwächliche, jammervolle Knabe dort in dem Kaufmannshaus an der Ecke des Marktes mit mir eine und dieselbe Person gewesen sey.

Mein erster Gang war zu dem Grabe meines theuren Vaters. Es war von keinem Grabstein geziert und durch ihn kenntlich gemacht; kein Blumenstock oder andres Anzeigen des fortwährenden Andenkens der liebenden Verwandten war auf ihm zu sehen; ich mußte mir es von dem Todtengräber zeigen lassen. Fast hätte mich hier meine Bewegung diesem wackren Manne verrathen, dessen Geschäft es ist, die Ruhebetten zu bereiten, in denen es sich am tiefsten und längsten schlafen lässet. Er fragte mich, was der alte Herr Mirbel mich angienge, da ich ihm selbst noch in seinem Grabe einen Besuch mache? Ich sagte ihm bloß, daß ich diesem Manne gar Vieles zu verdanken habe, und daß er mein sehr lieber Freund gewesen sey. Der Todtengräber fragte mich weiter, woher ich gebürtig sey? und ich antwortete ihm, der Wahrheit gemäß, aus Bayern. — Da sieht man doch, fuhr er fort, daß diesen guten Herrn, der nun hier im Grabe manchen Verdruß verschläft, welchen er schon auszustehen hatte und der ihm noch ferner bereitet worden wäre, die auswärtigen Leute besser gekannt und in Ehren gehalten haben, als seine eignen, denn diese haben es in seinen letzten Lebensjahren nicht gut mit ihm gemacht. Ich weiß das gar gut, weil mein Sohn als Auslaufer in dem Mirbel'schen Hause gedient hat. Der Schwester Sohn, den der alte Herr wie als eignen Sohn angenommen und ihm die ganze schöne Handlung überlassen hat, ist ein gar arger Mensch, dem es zu rathen wäre, daß er manchmal hierher käme auf den Gottesacker, damit er doch auch daran dächte,

daß

daß er einmal sterben muß. Denn der wälzt sich in allen Sünden und Lastern herum, so daß alle rechtschaffene Väter ihre Kinder vor seinem Umgang warnen und behüten. Dazu ist er als Fabrikherr gegen die armen Leute sehr hart; denen preßt er das ab, was er mit seinem Lasterleben verpraßt und verschlingt. Und gegen seinen Wohlthäter, den alten Herrn Mirbel, hat er sich wahrhaft gottlos betragen. Diesen hat er belogen und betrogen, und anfangs ihm geheuchelt und geschmeichelt, bis er ihn als Compagnon in die Handlung aufgenommen hatte, dann ist er allmälig wie ganz umgetauscht worden, grob, eigenmächtig und widerwärtig. Der alte Herr, der zuletzt immer kränklich war, hat sich am Ende gar nicht mehr getraut, ihm etwas zu sagen, ist auch fast gar nicht mehr in die Handlung gekommen, sondern hat Alles gehen lassen, wie es gieng. Dennoch, wenn ihm der Tod nicht so unvermuthet gekommen wäre, hätte Manches noch anders werden können, als es jetzt steht.

Hat denn, fragte ich weiter, der alte Herr Mirbel nicht auch einen eignen Sohn gehabt?

Von dem wollte ich eben sprechen, antwortete der Todtengräber. Es ist in der letzten Zeit viel von ihm die Rede gewesen in unsrer Stadt. Leute, die es genau wissen wollen, sagen, er sey in seinem väterlichen Hause gar schlecht behandelt worden und deshalb entsprungen. Er lebt jetzt in der Türkei, muß aber in unsrem Lande gute Freunde haben, denn kaum war der alte Herr todt, da wurde auf hohen Befehl eine Untersuchung über die Verlassenschaft desselben angeordnet. Zum Glück hatte Herr Mirbel Kapitalien gerichtlich angelegt und besaß manches schöne Anwesen auf dem Lande, sonst würde sein Sohn wenig bekommen haben, denn aus den Handlungs-

büchern war wenig zu erholen; die Kasse fand man ziemlich leer.

Wird denn, fragte ich, auf dieses Grab nicht auch, wie da auf die andren, ein Leichenstein gesetzt?

Du lieber Herr, sagte der Todtengräber, wer soll den setzen lassen? Ist nicht einmal eins von den Verwandten mit zu Grabe gegangen; das Leichenbegängniß haben sie ganz gering und schlecht angeordnet, nur einige Diener aus der Handlung und Bürger aus der Stadt haben dem Sarg das Geleite gegeben, es war fast, als wäre der gute Mann mitten in einem fremden Lande gestorben. Der junge Herr ist zum Aergerniß der ganzen Stadt noch am Abend des Tages, wo man seinen Wohlthäter begraben hatte, auf einen Ball gegangen und hat die ganze Nacht durch geschwärmt und getanzt.

Armer Vater! so dachte ich tief bewegt, dein einziger Sohn, der deines Alters Freude und Trost, der dein Pfleger auf dem Todtenbette hätte seyn sollen, hat dich verlassen, er hat dirs auf Erden niemals beweisen, ja nicht einmal recht sagen können, wie lieb er dich hatte.

Ich habe große Lust, sagte ich laut, dem guten Herrn Mirbel einen schönen Leichenstein auf sein Grab setzen zu lassen und das Geld dafür einem hiesigen Freunde zu übergeben. Sagt mir, lebt der alte Rathscopist: Heinrich Zorn noch, der sonst in der Burggasse wohnte?— Der ist, antwortete der Todtengräber, schon seit vier Jahren gestorben, und seht, dort bei der Kapelle ist sein Grab, das ein redlicher, weitläufiger Verwandter mit einem Marmorstein geziert hat.

Auch zum Grabe dieses alten Freundes trat ich noch in dankbarer Erinnrung auf einige Augenblicke hin, lohnte dann meinem Führer zu den Gräbern seine Mühe

reichlich und verließ, mit vielfach verwundetem Herzen, den Kirchhof.

Im Gasthof, wo ich, in Gesellschaft einiger Beamten aus der Stadt, zu Mittag speiste, hörte ich über meinen Vetter Andreas, so wie über die Geschichte der letzten Jahre meines guten Vaters dasselbe, was mir der alte Todtengräber berichtet hatte. Man machte gar kein Geheimniß daraus; laut und öffentlich sprach man mit Verachtung von meinem Vetter, von seinem allgemein bekannten wüsten Leben und von seiner Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter.

Am Nachmittag suchte ich einen meiner alten Lehrer an der höheren Schulanstalt der Stadt auf, von welchem ich als Knabe viele Liebe erfahren hatte. Auf meine Frage: kennen Sie mich nicht mehr? wußte er nicht zu antworten; er sahe mich ungläubig an, da ich mich ihm nannte; erst da ich ihn durch meine Erzählungen aus früheren Jahren ganz wieder in unser vormaliges Verhältniß einführte, nahm auch er wieder den alten, zutraulich väterlichen Ton gegen mich an. Ich erzählte diesem Alles, was mir seit unsrer Trennung begegnet war und gab ihm zugleich, was ich in meiner früheren, scheuen Verschlossenheit niemals vermocht hatte, einen klaren Ueberblick über die Schicksale meiner Kindheit so wie über all die Ursachen, die mich am Ende zu meiner tadelswürdigen Entweichung getrieben hatten.

Jene Leute, sagte der alte Schulmann tief gerührt, die das Herz Ihres verstorbenen Vaters so ganz in ihrer unseligen Gewalt hatten, gedachten es jederzeit böse mit Ihnen zu machen, Gott aber hat es gut mit Ihnen gemacht. Selbst Ihren Fehltritt, denn zu einem solchen hat Sie Ihr Unglaube an Gottes Macht und Güte da-

mals verleitet, ist Ihnen vergeben worden und zu Ihrer Beßrung gediehen; vergessen Sie doch nie, was Gottes väterliche Hand an Ihnen gethan hat.

Durch diesen alten Freund erfuhr ich jetzt auch ausführlicher, als aus dem Briefe meines Vaters, welche liebevolle Absichten dieser mit mir gehabt hätte; daß er wirklich mich habe aus seinem Hause, wo mirs so schlimm ergieng, bringen und mir Freiheit zum Studiren geben wollen, als ich alle diese guten Absichten durch meine Flucht vereitelte. „Nun", so fügte er gutmüthig hinzu, „Sie sind allerdings durch einen weiten Umweg zu dem Ziel gelangt, wohin Sie auf gutem, geraden Wege schon längst gekommen wären, auch hat Sie dieser Umweg in vieles Ungemach gestürzt, Sie um einen großen Theil Ihres Vermögens, vor Allem aber um die Gelegenheit und unschätzbare Freude gebracht, Ihrem lieben Vater in seinen alten Tagen Liebe zu erweisen und Kindespflicht an ihm zu erfüllen. Indeß hat Sie Gott dennoch auf diesem Umwege Etwas finden lassen, was Ihnen vielleicht in der Heimath nicht so leicht gekommen wäre: das ist diese Fülle der Gesundheit und leiblichen Kraft, die mich wahrhaft an Ihnen in Verwundrung setzt, da ich Sie früher in so ganz andrem Zustand gekannt habe. Wenn Sie jetzt in Ihrem 24sten Jahre das Studium mit recht frischer Kraft und Lust anfassen, können Sie das Versäumte wohl noch einbringen, und Gott wird Ihnen seinen Segen geben".

Mit diesem alten Freund besprach ich auch noch meinen Wunsch, wegen eines Denkmales auf des Vaters Grab, und legte die Mittel dazu in seine Hand, bat ihn dann, bis zu meiner Abreise es zu verschweigen, daß ich hier sey, und nahm dankbaren Abschied von dem guten Manne.

Ich konnte mir es nicht versagen, auch noch einen Blick in das väterliche Haus zu thun. Die Tante begegnete mir, im Begriff auszugehen, auf der Hausflur. Sie sahe sehr verdrüßlich aus und begrüßte mich im Vorübergehen wie einen Fremden. Ich gieng hinein ins Comtoir, fragte nach dem Herrn der Handlung. In der That, hätte man mir ihn nicht als Solchen gezeigt, ich hätte den Herrn Andreas Ahndorp (meinen Vetter) eben so wenig erkannt als er mich. Welche Veränderung war mit dieser einst so schönen, blühenden Gestalt vorgegangen! — War es doch, als ob wir unsre Rollen oder Zustände gegen einander ausgetauscht hätten und an mich die Reihe des Blühens, an ihn die der Siechheit gekommen wäre. Da saß vor dem Schreibtisch, gekrümmt von Schwäche, wie ein Greis, das bejammernswürdige Männlein; sein Gesicht bleich und welk, um die tief liegenden Augen blaue Ringe, auf dem Kopf eine Glatze, welche das künstlich gelegte, dünne Haar vergeblich zu verdecken suchte. Zwar waren alle Finger mit kostbaren Ringen geziert und die Kleidung nach der neuesten Mode, auch duftete der Mann nach wohlriechenden Wassern und Salben, aber mit diesem Allen erregte der Anblick nichts als Mitleid und Grauen; mir war es, als stünde ich bei einem gefahrvoll Kranken.

„Was beliebt"? fragte er mich, indem er die Feder, womit er so eben geschrieben, aus der Hand legte. „Nach dem Sohne des Hauses, nach dem jungen Stephan Mirbel, wollte ich mich bei Ihnen erkundigen", antwortete ich. „Der hat, sagte mein Vetter, indem sich sein welkes Gesicht zu einem spöttischen Lächeln verzog, sein Glück unter den Türken versucht, ist zuerst Schweinhirt, dann Barbierersgeselle geworden". — „Mein Herr, sprach ich

mit starkem, kräftigen Ton der Stimme, es ist immerhin besser, der Schweine zu hüten, als selber wie ein Schwein zu leben, und möge Gott Ihnen ein so gutes Gewissen bescheren, als wohl jener Barbierergesell bei seinem redlich verdienten Brode hat".

Wie angedonnert blickte mich, mit offnem Munde, das bleiche Männlein an. Eine Ahnung schien wie ein Blitz durch seine Seele zu fahren, doch konnte er sie nicht fest halten; wie sollte er in mir, dem muthig kräftigen Manne, den armen, blöden Stephan wiedererkennen, der einmal der Gegenstand seiner täglichen Spöttereien gewesen war, und der damals immer nur schweigend und duldend alle Wetter über sich hatte ergehen lassen. Er suchte vergeblich eine Antwort auf meine derbe Rede herauszustottern, worein er wohl gern das ganze Gewicht seines empörten Hochmuthes gelegt hätte. Ich ersparte ihm die Mühe und empfahl mich, indem ich im Vorbeigehen wahrnahm, daß mehrere der Comtoirdiener über die Verlegenheit ihres Herrn lächelten, der noch immer mit gerunzelter Stirne da saß. Nicht meine Stimme allein, sondern die seines eignen Gewissens hatte diesen Schrecken über ihn ergossen, der seine Zunge lähmte.

Beim Hinausgehen aus dem Hause dachte ich: „fahre wohl du gewesene Wohnstätte meines guten Vaters, in der ich zwar unzählich viele Wohlthaten der täglichen Nahrung und Nothdurft genossen, wohl aber auch manche Trübsale und Leiden erfahren hatte. Gott vergebe es Allen, die mit Willen und Wissen, und doch zum Theil auch aus Unverstand mir diese Leiden bereiteten, und lasse sie einst noch all ihr Unrecht erkennen und bereuen. Er möge sie Alle segnen".

Als ich am Abend im Wirthshaus speiste, fragte mich einer der Gäste: sind Sie der Fremde, der heute dem Kaufmann Ahndorp die Wahrheit ein wenig gesagt hat? Er konnte meine Antwort als ein Ja auf seine Frage nehmen, und fuhr fort: Solche Wahrsager sollten dem Wollüstling oft kommen, vielleicht würden ihm dadurch doch die Augen geöffnet. Denken Sie, der dumme Mensch wollte über Sie bei der Polizei eine Klage erheben, als über Einen, der ihn in seinem eignen Hause insultirt habe. Er berief sich bei dieser Klage auf die Aussage seiner Comtoirdiener. Als aber diese verhört wurden und der Wahrheit gemäß berichteten, was Ahndorp zu Ihnen und Sie zu ihm gesagt haben, da lächelte der wackre Polizeidirector und sagte: Mein Herr, das, was der Fremde zu Ihnen gesprochen hat, scheint mir, als Erwiedrung auf ihre verächtlichen Worte über den jungen Stephan Mirbel, so wenig tadelnswerth, daß ich vielmehr Ihnen empfehlen möchte, sich des Fremden Rede wohl zu merken und dieselbe zu beherzigen.

Armer Vetter, so dachte ich, wie tief bist du schon in der Achtung deiner Mitbürger und deiner eignen Leute gesunken, und wie hoch stundest du einst und vielleicht noch jetzt in deinen eignen Augen. Möchte doch auch dir eine Stunde der Umkehr zum Beßren kommen.

Am Morgen des nächsten Tages reiste ich weiter nach Wien. An meinen Aufenthalt in dieser schönen Kaiserstadt darf ich mit Vergnügen zurückdenken. Ich habe ihn zur Ausbildung für meinen Beruf wohl angewendet, keinen Tag in Müssiggang hingehen lassen, und Gott hat mich vor all den Gefahren bewahrt, denen junge Leute, in der ersten Blüthe der Jahre und mit allen Mitteln zu den gewöhnlichen Vergnügungen begabt,

ausgesetzt sind. Nach einer Prüfung, die nach dem Zeugniß meiner Lehrer sehr ehrenvoll für mich ausfiel, hatte ich den Doctorgrad gewonnen, und mit Bewilligung meines lieben Neophytos, den ich wie meinen zweiten Vater liebte und ehrte, und mit welchem ich fortwährend in lebhaftem Briefwechsel geblieben war, trat ich jetzt, meinem früheren Plane folgend, die Reise nach Italien an. Bei dieser Gelegenheit sahe ich noch einmal meine eigentliche Geburts- und Vaterstadt in Bayern. Der kurze Aufenthalt daselbst konnte mich nur mit Wehmuth erfüllen. Das Haus meiner lieben Mutter war in fremden Händen, die alte Wärterin und Freundin meiner Kindheit, wie so manche Andre, die mich als Knaben gekannt und mit Freundlichkeit behandelt hatten, waren gestorben.

In Bologna, wo ich fast ein Jahr lang verweilte, lernte ich einen Landsmann, einen jungen Ungarn aus vornehmen Geschlecht, kennen, welcher die Rechtswissenschaft studirte. Er war nicht viel jünger als ich, ein Mensch von feinen Sitten und sanfter Gemüthsart; durch sein ganzes Wesen überaus interessant und liebenswürdig. Ich fühlte mich gleich bei der ersten Bekanntschaft sehr zu ihm hingezogen und auch meine Persönlichkeit gefiel ihm; wir wurden bald die innigsten Freunde. Ich hatte eigentlich noch nie in meinem Leben die Freuden der Freundschaft mit einem Altersgenossen empfunden, mit desto innigerem Vergnügen gab ich mich jetzt denselben hin. Mein Freund war ein Jüngling von der vielseitigsten geistigen Bildung, auch die Musik und vaterländische Dichtkunst liebte und übte er. Da uns beiden die Mittel dazu gegeben waren, benutzten wir unsren Aufenthalt in der Mitte von Italien noch zu einer Reise durch dieses

schöne Land und nach Sizilien. Auf dieser gemeinsamen Reise wurden wir uns gegenseitig noch viel theurer. Auch den Weg nach der Heimath machten wir zusammen, verweilten noch etliche Wochen in Wien und trennten uns erst in Preßburg, von wo aus mein Freund den Weg in nordöstlicher Richtung nach seinem elternlichen Stammsitze antrat, ich aber, ohne mich irgendwo aufzuhalten, auf der Donau hinab, gen Orsowa fuhr. Bei dieser Trennung von einem Menschen, der mir unter Allen, die ich damals kannte, auf Erden der Liebste, Nächststehende geworden war, dünkte es mich, als wäre mein Herz in zwei Hälften zerrissen worden, davon die eine jenseits, die andre diesseits der Donau gehalten würde, und mir schien es fast unmöglich, eine solche Trennung auf lange Zeit hin auszuhalten.

Meinen lieben Vater Neophytos fand ich zwar, als ich ihn nach fast vierjähriger Abwesenheit aus seinem Hause wieder umarmte, unter der Last der vielen Arbeit und Mühe ergraut und sehr gealtert, indeß brachte ich jetzt, mit dem herzlich guten Willen, seine Last zu erleichtern, und mit jugendlichen Kräften auch einen nicht unansehnlichen Reichthum an Kenntnissen und Fertigkeiten mit, an denen er sich mit dem Wohlgefallen eines Vaters erfreute. Ich versorgte, so weit er mirs erlaubte, alle schwereren Geschäfte des guten Alten, und wir genossen ein Leben des stillsten, häuslichen Friedens und der gegenseitigen Liebe. Ich konnte wenigstens an diesem zweiten Vater das im vollen Maaße thun, was ich an dem ersten, leiblichen Vater versäumt hatte: ihm seine alten Tage erleichtern und erheitern, ihn auf seinem letzten Krankenlager kindlich pflegen, und ihm, als er mit der Freudigkeit und innren Ruhe eines Christen gestor-

ben war, die Augen zudrücken. Einige Zeit vorher, ehe er ſtarb, erklärte er mich zu dem Erben alles Deſſen, was er beſaß. Thue, ſo ſprach er, mit meinem Gelde und, wenn es dein Beruf ſeyn ſollte, in dein Vaterland zurückzukehren, auch mit meinem Hauſe, was dir gut und recht ſcheint, nur meine Bücher und meinen handſchriftlichen Nachlaß gieb nicht weg, ſondern behalte zum Andenken an mich.

Ich verſtund wohl, was der liebe Greis mit dieſer Erklärung ſeines letzten Willens gemeint hatte. Er kannte mich zu gut, als daß es ihm hätte einfallen können, ich würde ſein redlich und mühſam erworbenes Vermögen als einen todten Schatz zu meinem eignen häufen wollen. Bald nach ſeinem Tode begann ich mein Geſchäft als Executor des Teſtamentes. Ein junger Gehülfe, von Geburt ein Serbier, war von uns beiden, von Neophytos und mir, ſo weit in der Heil- und Wundarzneikunde herangebildet worden, daß man ihm wohl die Beaufſichtigung eines Krankenhauſes anvertrauen durfte. Und zu einem Verpflegungshauſe für dürftige Kranke beſtimmte ich ſogleich das Haus, welches mir hier im fremden Lande zugefallen war, und an welchem ich weder gebaut, noch ſonſt etwas gethan hatte, das mir ein Eigenthumsrecht daran geben konnte. Dazu, und zu andren wohlthätigen Zwecken, beſtimmte ich auch das von meinem alten Lehrherrn ererbte Geld. Die Bücher aber und den ſchriftlichen Nachlaß, der eine unſchätzbare Fülle von Erfahrungen und tiefgründenden Beobachtungen über die leibliche wie geiſtige Natur des Menſchen enthält, behielt ich als ein theures Vermächtniß des ſeltnen Mannes für mich ſelber. Sie würden ohnehin für die wenigſten Bewohner des Landes brauchbar geweſen ſeyn, denn der

Hauptschatz der Bücherſammlung beſtund aus alten griechiſchen Autoren, ſo wie aus deutſchen und italieniſchen Werken; auch der ſchriftliche Nachlaß war in griechiſcher Sprache abgefaßt, und hat mich, da ich ihn gar oft las, in beſtändiger Uebung dieſer Sprache erhalten.

Ich war jetzt über dreißig Jahre alt; es war endlich Zeit mich zu entſcheiden, ob ich für immer in Serbien bleiben, oder in mein Vaterland zurückkehren und daſelbſt mir einen Wirkungskreis begründen wollte. In Serbien, das fühlte ich, war ich jetzt entbehrlich; das dortige Volk, obgleich es mich, ſo lange der allgemein geehrte Neophytos lebte, als den Schüler und Gehülfen deſſelben beachtet hatte, ſahe dennoch nach dem Tode deſſelben in mir den Fremdling, und wendete ſein Vertrauen mehr dem jungen Landsmanne, dem Serbier zu, den ja Neophytos ſelber neben mir zu ſeinem künftigen Stellvertreter erzogen und gebildet hatte. Nicht alſo die Erfahrung, daß Serbien, in ſeinem jetzigen, unter der türkiſchen Herrſchaft ſehr herabgekommenen Zuſtand einem Arzte kaum ſo viel Einkommen darbieten werde, daß er ſich Bücher oder andre Mittel zu ſeiner Fortbildung verſchaffen könnte, denn eine ſolche Rückſicht brauchte ich bei meinen Vermögensumſtänden nicht zu nehmen, ſondern die feſte Ueberzeugung, daß ich dem armen, hülfsbedürftigen Volke entbehrlich ſey, gab mir volle Freiheit, mich über die Wahl meines künftigen Wohnortes zu entſcheiden. Und was war da natürlicher, als daß ich dem Zuge folgte, der unter allen andren jetzt der kräftigſte in mir war und nach dem Lande mich hinwendete, wo mein Freund lebte; nach dem Lande, das ich, weil mein Vater da geboren war und weil ich ſelber da einen Theil meiner Jugend verlebt, meine wiſſenſchaftliche Bildung da em-

pfangen hatte, wie mein Vaterland betrachten konnte. Mein Freund, das wußte ich aus seinen Briefen, hatte seit länger als einem Jahre eine Anstellung in Peterwardein erhalten. Dorthin wendete ich mich denn, nachdem ich bei Neu-Orsowa der Quarantäne mich unterworfen hatte. Ich wollte meinen Freund überraschen, ich hatte ihm nichts von meinem Entschluß, noch weniger von meiner nahen Ankunft gemeldet. Seine Wohnung hatte ich mit Leichtigkeit erfragt, dort wurde ich zu einem Orte hingewiesen, an welchem ich ihn treffen könne. Es war ein öffentlicher Garten, der zu gesellschaftlichen Versammlungen für die Offiziere und andre Leute aus den sogenannt gebildeten Ständen der Stadt diente. Es war schon Abend, an den einzelnen Tischen brannten Lichter, bald erkannte ich an einem derselben meinen Freund; mein Herz wallte über vor Liebe, ich hätte zu ihm hineilen und ihn an mein Herz drücken mögen, aber ich gewann es über mich, eine Zeit lang mich still zu halten und ihn nur zu sehen. Je länger ich ihn betrachtete, desto mehr fiel mir eine große Veränderung auf, die mit ihm vorgegangen war, seitdem wir uns nicht gesehen hatten. Er war derselbe und war es auch nicht. In seine sonst so sanften, ruhigen Züge hatte sich ein andrer gemischt, den ich früher nie an ihm bemerkte; ein Zug von Unruhe, und ich möchte fast sagen von Wildheit. Ich trat näher, um ihn sprechen zu hören, ließ mir, um der andren Gesellschaft nicht aufzufallen, an einen Nachbartisch, dem mein Freund den Rücken zuwendete, ein Glas Wein reichen. In dem Gespräch, das ich da vernahm, bemerkte ich noch mehr als in den Zügen des Gesichtes, daß mit dem mir werthen Manne eine Veränderung vorgegangen sey. Sogar seine Stimme war

nicht mehr dieſelbe, die ſie ſonſt geweſen, ſie hatte, ſo würde ich geurtheilt haben, wenn der Sprecher nicht mein Freund geweſen wäre, für welchen jeder Puls meines Herzens ſchlug, etwas Rohes und Gemeines angenommen. Und der Inhalt des Geſpräches, an dem der laute Sprecher Theil nahm? — ach der war nicht ſo, wie er vormals mir und meinem Studiengenoſſen anſtändig geſchienen hätte; er war, aufs Wenigſte geſagt, höchſt gehaltlos und fad.

Ich wußte ja aus eigner Erfahrung, wie ungleich der Menſch ſich ſelber in verſchiednen Stunden und Stimmungen ſeines Lebens ſey, darum machte mich das Alles, was ich hier ſahe und hörte, an meinem Freunde nicht irre. Ich wartete einen Stillſtand des nachbarlichen Geſpräches ab, dann ſtund ich auf, trat mit meinem Glas an ſeine Seite und ſtieß an das Seinige auf das Andenken von Bologna und der italieniſchen Reiſe an. Mit einem lauten Ausruf der Freude ſprang mein Freund von ſeinem Stuhle auf und ſchien mich im Ungeſtüm ſeiner Liebe an ſeiner Bruſt faſt erdrücken zu wollen. Dieſe Freude gieng ihm von Herzen, denn noch immer, dies erfuhr ich von nun an täglich, war ich ihm der liebſte, theuerſte Freund, den er auf Erden kannte, und er hatte ſich eben ſo herzlich nach der Wiedervereinigung mit mir geſehnt, als ich mich nach der mit ihm.

Nachdem die erſten, lauten Aufwallungen der Freude vorüber waren, ſtellte er mich ſeinen, mit ihm am Tiſche ſitzenden Bekannten, und dieſe mir vor. Ich mußte es mir geſtehen: unter allen dieſen Geſichtern war keines, in deſſen Zügen ich etwas geleſen hätte, das mir bedeutend, oder noch weniger, das mir anziehend vorgekommen wäre. Eine innre Leerheit und Flachheit, aufgebläht

von einem gewissen Dünkel, welchen der Stand oder die Geburt manchen Menschen giebt, sprach sich in ihnen allen aus, dabei zugleich hie und da das Gepräge von Leidenschaften, welche den Geist des Menschen herab in den Staub ziehen und seine Schwungkraft lähmen.

Die Unterhaltung nahm nun freilich eine andre Richtung, sie wurde aber auch fast ausschließend von uns beiden geführt; die andren Gäste unsres Tisches interessirte das Gespräch so wenig, daß Einer von ihnen nach dem Andren sich hinwegschlich. Auch wir giengen jetzt zur Ruhe, deren ich nach den Anstrengungen auf der Reise bedurfte; nur diese eine Nacht brachte ich noch im Gasthofe zu, schon am andren Tage hatte mein Freund mir eine Wohnung besorgt, welche alle für mich wünschenswerthe Bequemlichkeiten besaß, und vor Allem die Annehmlichkeit hatte, daß sie ganz nahe bei der Wohnung des Freundes lag.

Ich war zu einer für mich sehr günstigen Zeit in die Stadt gekommen. Der Regimentsarzt, welcher hier so wie in der ganzen Umgegend das meiste Vertrauen genossen hatte, war vor Kurzem gestorben, ein andrer Arzt der Stadt, auf welchem jetzt die ganze Last der Krankenbesorgung lag, war ein alter, kränklicher Mann. Da ich, ohngeachtet meines mehrjährigen Aufenthaltes in Serbien, als Inländer galt, da ich überdieß an der Hauptuniversität von Oesterreich studirt und promovirt hatte, ward mir ohne Schwierigkeit die Ausübung meiner Kunst gestattet, und in wenig Wochen hatte ich einen Ruf erlangt, den ich in der That mehr den glücklichen äußren Umständen, als meiner in dieser Gegend noch so wenig bewiesenen Geschicklichkeit verdankte. Auch die Empfehlung meines Freundes, welcher schon durch

seinen hochadeligen Stand in großem Ansehen bei den Offizieren und Beamten der Stadt stund, mochte viel zu meinen Gunsten gewirkt haben. Doch ich will mich bei dieser Schilderung meines äußren Glückes nicht aufhalten und nur das Eine noch erwähnen, daß die kaiserliche Regierung dem Wunsch und Vorschlag meiner hohen Gönner in Peterwardein nachgab und mir die Stelle des Regimentsarztes übertrug.

Vor Allem habe ich jetzt weiter von der Veränderung zu sprechen, die mir gleich in den ersten Stunden unsres Wiedersehens an meinem Freund aufgefallen war. Ich fand gar bald Gelegenheit zu erkennen, worin diese Veränderung bestund. Mein Freund, den ich nur bei seinem Vornamen Joseph nennen will, war von einer sehr frommen, an Geist und Herzen hochbegabten Mutter geboren und erzogen. Es war ihr gelungen, für diesen ihren einzigen Sohn einen Lehrer zu finden, der mit ihr dieselben Gesinnungen theilte und welcher, obgleich schon ein Mann bei Jahren, mit wahrhaft jugendlichem Eifer sich der Bildung des vielversprechenden, jungen Magnaten annahm. Wie sehr diesem Lehrer, und wie sehr der Mutter das Werk der Veredlung an dem Knaben und Jüngling gelungen war, das hatte ich selbst bei Gelegenheit meines früheren Beisammenseyns mit Joseph bemerken können. Damals erschien dieses herrliche Gemüth in beständigem Fortstreben nach dem höchsten Ziele der menschlichen Vollendung begriffen. Aber wie unerläßlich haben wir Alle, auch die Besseren unter uns das Wachen und Beten nöthig, so lange wir noch hier stehen auf dem Kampfplatz der beständigen Versuchung und Gefahren. Mein Joseph hatte schon vor seinem Abgang auf die Universität Bologna seinen treuen Lehrer und Führer, bald nach

seiner Rückkehr ins Vaterland auch seine Mutter verloren. Er stund jetzt ganz allein, ohne einen äußren Rathgeber und zurechtweisenden Freund da, und die Stimme des innren Rathgebers ward übertäubt, als in ihm die Stimme der Leidenschaften erwachte, in deren Netze ich ihn, bei unsrem Wiedersehen, verstrickt fand. Der erste Fall, den er von der steilen Höhe, auf welcher er in seiner innren Sicherheit sich befand, hinab nach der Tiefe that, war der, daß er sich einer unglücklichen Neigung zu einem Weibe hingab, das seiner in jeder Hinsicht unwürdig war, dabei aber die Kunst in hohem Grade besaß, etwas ganz Andres zu scheinen als sie war. Zwar kam der arme Verführte nach einiger Zeit so weit zur Besinnung, daß er die bösen Bande, die ihn gefangen hielten, zerriß, aber der Verlust an Geld, die Verunglimpfung seines guten Namens, welche er bei dieser Gelegenheit erlitten, waren nicht der bedeutendste Nachtheil, den ihm sein Fehltritt gebracht hatte; der bedauernswürdige Jüngling war in eine Selbsttäuschung gerathen, in welcher er Alles, was geschehen war, nur der fremden, nicht der eignen Schuld zuschrieb, und deshalb seinen Fall sich keinesweges zur Warnung dienen ließ. Er gestattete sich seitdem Freiheiten und allerhand sinnliche Zerstreuungen, welche ihm in seiner besseren Zeit als höchst nichtswürdig und verächtlich würden erschienen seyn. Der sonst so mäßige junge Mann war nun ein Freund des Weines und toller Trinkgelage geworden; er, der sonst keine Karte in die Hand genommen, konnte jetzt halbe Nächte hindurch mit seinen Trinkgenossen am Spieltisch sitzen und mit leidenschaftlicher Hitze dem wechselnden Glücke der Karten oder Würfel nachjagen.

Anfangs schien sich mein Freund dieser herrschenden

Nei-

Neigungen vor mir zu schämen. Er ließ es sich gefallen, einen großen Theil seiner freien Stunden mit mir auf alte Weise zuzubringen, beim Lesen guter Bücher und in Unterhaltungen, welche zu unsrer beiderseitigen Bildung und Besserung dienen konnten. Aber ich bemerkte bald, wie sehr er sich dabei Gewalt anthun mußte, wie stark es ihn zu seinen alten Gewohnheiten hinzog, und in jener falschen Partheilichkeit, welche an dem Freunde Alles zu entschuldigen und gut zu finden suchet, ließ ich mir auch die Gründe gefallen, wodurch er mir es als nöthig darstellte, daß wir beide nicht die Sonderlinge spielen dürften, sondern uns in den hiesigen Ton fügen und zuweilen Gesellschaften besuchen müßten. Ohne sich dessen bewußt zu seyn, wurde er mir zum Verführer, nach einer Richtung hin, die mir bisher ganz fremd gewesen. Er kannte meine Lieblingsneigungen, unter andrem wußte er, daß ich ein großer Freund von Musik und Gesang sey. Wenn ich dann am Nachmittag, ermüdet von meinen vielen Geschäften, herabgestimmt von dem Anblick des menschlichen Elendes, der den Arzt am Krankenbette begegnet, nicht ungern der Einladung meines Freundes folgte und mit ihm an einen Ort der gesellschaftlichen Vergnügungen gieng, da erwarteten mich gewöhnlich irgend ein anmuthiger Gesang und liebliche Musik. Wer die Ungarn kennt, der weiß es, wie häufig unter ihnen die Anlagen zur Ton- und Dicht-Kunst sind, und welche Gaben des Gesanges namentlich den Bewohnern der südlicheren Gegenden des Landes inwohnen. Selbst die herumstreifenden Horden der Zigeuner nehmen an diesen Vorzügen Theil, und ergötzen die Gesellschaften öfters, neben andren Künsten, auch mit jener des Gesanges. Ich konnte da Stunden lang zuhören, und wenn mich nun

die spätere Stunde des Abends und meine Ermüdung an das Heimgehen ermahnten und ich Joseph mit mir nehmen wollte, da sagte dieser freundlich: gehe nur immer voraus Brüderchen, du mußt morgen bald wieder am Geschäft seyn, ich aber will noch ein wenig bleiben, weil mirs zum Schlafengehen noch zu früh ist.

Ich gestehe es mit Erröthen: nach wenig Monaten war ich an diese Lebensweise so gewöhnt, daß sie mir nicht bloß erlaubt, sondern sogar anständig vorkam. Ohne meinen Freund meinte ich nun einmal nicht mehr leben zu können noch zu dürfen. Sobald meine Geschäfte mir es erlaubten, eilte ich ihn aufzusuchen, und wenn ich nur in seiner Nähe seyn, ihn sehen und von Zeit zu Zeit ein Wort mit ihm sprechen konnte, da war ich schon zufrieden und vergnügt, mochte der Ort unsres Zusammenseyns ein einsames Zimmer, oder ein Gesellschaftssaal seyn. Allmählig ward auch mein feiner, besserer Geschmack für den Geist und Ton der Unterhaltungen gelähmt. Kein Neophytos, das wußte ich ja, war nun einmal nicht unter diesen Trinkgenossen, so war ich schon sehr zufrieden, wenn ich mich mit einem der Tischnachbarn, während mein Freund am Spieltische schwitzte, über Pferdezucht und Landwirthschaft unterhalten konnte. Kam doch auch von Zeit zu Zeit der alte, wahrhaft ehrenwerthe Hauptmann in unsre Gesellschaft, welcher am 22 Juli 1739 in der für die österreichische Armee so verderblichen Schlacht von Arotzka mitgekämpft hatte, und so oft ich auch seinen Bericht über die unglücklich gewählten Anstalten des commandirenden Feldherrn und über den verzweifelten Kampf der Ungarn und Deutschen schon hörte, vernahm ich ihn dennoch jedesmal mit neuem Interesse.

Die ersten Schritte zu einer Abweichung von meiner

bisherigen, geistigen wie leiblichen Lebensordnung waren geschehen; ich kam fast niemals mehr dazu, ein Buch in die Hand zu nehmen, und noch weniger zu lesen; selbst meine ärztlichen Tagebücher führte ich nur sehr flüchtig und unvollständig. Die andren Schritte folgten jenen ersten leichter nach.

Mehrmalen hatte mein Freund mich bereden wollen, am Spiele, das er leidenschaftlich liebte, Theil zu nehmen, ohne daß er mich dazu bewegen konnte. Seinen Gründen, daß nichts so geeignet seyn würde, mir die oft so drückenden Sorgen meines Standes zu zerstreuen, als ein harmloses Spiel, welches ja besser sey als die gewöhnlichen, alltäglichen Geschwätze, in denen meist so viel Böses vorkäme, setzte ich andre, obwohl nicht sehr tiefgehende entgegen, namentlich auch die, daß ich nach meinem Geschäft des Ausruhens bedürfe, daß mich aber die Aufmerksamkeit, die das Spiel für Einen erfordere, der es erst erlernen müsse, mehr aufregen als leiblich beruhigen werde. Indeß hatte ich mich, wenn es gerade an besserer Unterhaltung fehlte, aus Langerweile und in dem Verlangen, nahe bei meinem Freunde zu seyn, öfters neben seinen Stuhl hingesetzt und dem Spiele zugesehen.

Wie ansteckend kann doch jede Leidenschaft, namentlich dann, wenn sie uns aus der Seele eines Menschen entgegentritt, der unsrem Herzen sehr nahe steht, auf unsre so leicht erregbare Natur wirken. Allmälig gewann ich Interesse an der müssigen Geschäftigkeit des Spieles, zuletzt selbst Neigung dazu, und auch unaufgefordert setzte ich mich mit zu diesen Tischen hin, an denen der Mensch nie gewinnt, sondern immer nur verliert, und zwar das Edelste was er hat: die Zeit.

Fast mir selber scheint es jetzt unmöglich, und doch

war es so; ehe der zweite Winter vergieng, war ich ein Spieler geworden, und zwar ein viel leidenschaftlicherer als mein Freund. Jetzt geschahe es öfters, daß Er mich, wie vormals ich es ihm gethan, daran erinnern mußte, daß es Zeit sey, nach Hause zur Ruhe zu gehen, und daß ich nur mit Mühe zum Aufstehen vom Spieltisch mich entschließen konnte, obgleich ich an ihm schon länger als die halbe Nacht angekettet gesessen hatte.

O welch' elendes Leben ist das eines leidenschaftlichen Spielers. In dem Herzen eines solchen Menschen findet der Friede von oben keine Stätte mehr, statt seiner toben in ihm die Unruhe und Sorge; das Trachten nach Dem was wahrhaft, was gut, was bleibend ist, kann da nicht mehr aufkommen vor der Gier nach schnödem, unrechten Gewinn, das erhitzte Gehirn ist keines besseren Gedanken, das verödete Herz keines edleren Gefühles mehr fähig. Die Herrschaft des guten, gottgefälligen Willens ist vernichtet, der Mensch ist durch die eine böse Leidenschaft auch in die Gewalt all' der andren, er ist in die Knechtschaft der Sünde gerathen.

Mein Freund hatte anfangs meine Theilnahme an seinen Lieblingsunterhaltungen mit Vergnügen bemerkt, als er mich aber so ganz aus meinem früheren Geleise heraustreten und zu einem fast wahnsinnig leidenschaftlichen Spieler werden sahe, da kam er zu einem ernsteren Nachdenken über uns beide. Es that seinem, noch nicht erstorbenen, edlerem Gefühle wehe, daß der Freund, an welchem er sich bisher noch immer geistig aufgerichtet hatte, jetzt tiefer gesunken sey als er selber. Ihm, der an alle Dem, was mich betraf, so herzlichen Antheil nahm, konnte es auch nicht gleichgültig seyn, daß ich mir durch meine Spielsucht an jener öffentlichen Achtung,

an jenem Vertrauen schadete, dessen ein Arzt so nothwendig für seine Wirksamkeit bedarf. Ueberdies war ich ihm, in meiner jetzigen tiefen Verirrung, ein Spiegel, worin er sich selbst und seine Verirrungen besser erkannte denn jemals. Mehrmalen sprach er gegen mich davon, wie eckelhaft doch eigentlich die Spielsucht sey, und äußerte den guten Vorsatz, sich mehr und mehr aus jenen Gesellschaften zurückzuziehen, die ihn zu seinem Laster anreizten, auch hielt er wirklich zuweilen Tage, ja Wochen lang seinen Vorsatz. Ich aber, anstatt ihn auf solchem guten Wege zu begleiten und zu bestärken, blieb nicht bloß taub gegen seine gutgemeinten Winke, sondern gieng jetzt auch ohne ihn meinen bösen Vergnügungen nach.

Das kann doch niemals eine rechte, dauernde Freundschaft seyn und keine wahre Liebe, die nicht auf die Liebe zu Dem gegründet ist, was allein gut und wahr ist. Die Worte meines Freundes, in denen er auf die Versäumnisse hindeutete, deren ich mich in meinem Berufe schuldig machte, hatten mich beleidigt, ich war bitter gegen ihn geworden, hatte ihm die Vorwürfe, die er mir machte, in übertreibendem Maaße zurückgegeben. Dies hatte eine Erkaltung zwischen uns herbeigeführt; schon seit etlichen Wochen hatten wir uns nur selten gesehen. Daß er jetzt gar nicht mehr in unsre gewöhnlichen Gesellschaften kam, schrieb ich dem Besuche zu, den er von einem seiner Anverwandten hatte. Eines Abends saß ich auch schon wieder am Spieltisch, da kam ein Bote, der mich eilig an das Krankenbette meines Freundes rief; dieser war bei einem Spazierritt, den er mit seinem Verwandten gemacht hatte, mit dem Pferde gestürzt und hatte sich eine starke Verletzung der Brust zugezogen.

Ich war heftig von dieser Nachricht bewegt; das

ganze Feuer der alten Liebe flammte wieder auf. Den Kranken fand ich in bedenklicher Lage. Er hatte so eben einen heftigen Blutsturz überstanden und lag nun ohnmächtig auf dem Bette. Ich traf sogleich alle die Veranstaltungen, welche meine Kunst für solche Fälle vorschreibt. Der Kranke schlug seine Augen auf, er sahe mich bei seinem Lager sitzen; meine Blicke und Mienen bezeugten ihm die tiefe, innige Bewegung, mit welcher mich sein Zustand erfüllte. Er reichte mir seine Hand und drückte die meinige sanft. Die ganze Nacht hindurch wachte ich bei ihm, am andren Tag besorgte ich so schnell als möglich meine Geschäfte, und blieb dann abermals unausgesetzt bei meinem theuren Kranken so wie für ihn thätig. Ich hatte äußerst wenig Hoffnung für sein Leben; sein naher Verlust schien mir fast gewiß. Der Blutsturz, dies gieng aus vielen Anzeigen hervor, schien nahe daran, sich zu wiederholen, und mit ihm konnte das Ende plötzlich eintreten. Der Kranke lag theils in ohnmächtigem Hinbrüten, theils aber wachte er, allem Anschein nach, bei vollem Bewußtseyn. In diesem letzteren Zustand versuchte er mehrmalen mit mir zu reden, ich bat ihn, sich zu schonen, doch vernahm ich von ihm einzelne Worte; die Worte: es reuet mich; es ist mir leid um dich. Er machte mit den Händen die Bewegung wie ein Kind, das um etwas bittet; ich fragte ihn, ob er die Tröstungen der Religion begehre; er nickte ein Ja. Die Erfüllung seiner Bitte machte ihn sehr ruhig, er lag jetzt mit freudigem Angesicht da. Nach einiger Zeit sahe er mich mit einem seelenvollen Blicke an, aus welchem innige Liebe sprach, er machte abermals mit den Händen die Bewegung eines bittenden Kindes. Ich fragte ihn Verschiedenes, um seinen Wunsch zu erforschen. Was

ich sprach, hatte seine Bitte nicht errathen; er deutete mit aufgehobener Hand nach mir hin. Endlich errieth ich, was er wollte. „Du willst, daß ich dir verspreche, mein Leben zu bessern und alle dem zu entsagen, was mich von meinem Gott, ja was mich auch von deiner Liebe, mein treuer, theurer Freund scheidet". Er nickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Freude ein Ja, und ich, tief erschüttert, warf mich vor seinem Bette nieder, ich gelobte da Gott und meinem sterbenden Freunde ernstliche Beßrung, ich gelobte, daß von nun an mein ganzes Leben nur Gott und dem Dienste des Nächsten gewidmet seyn sollten.

Es war die ernsteste Stunde meines Lebens. Mein ganzes Herz, meine ganze Seele waren bei diesem Versprechen; ich fühlte es, daß ich viel lieber sterben, als jemals wieder in die Sünden fallen möchte, womit ich in der letzten, übel angewendeten Zeit meines Lebens Gottes Angesicht betrübt hatte. Es war eine Stunde der höheren Weihe, einer Weihe für die selige Ewigkeit. Mein Freund, welchem, wie dies bei Sterbenden öfters geschieht, der innre Blick geöffneter war, empfand dieses; er legte segnend seine Hand auf mein Haupt.

Ich setzte mich wieder zu ihm hin. Seine Hand war in die meinige gelegt; unsre Blicke sprachen mehr, als der Mund zu sprechen vermöchte; ein neuer, höherer Bund der Freundschaft, nicht für das arme, vergängliche Diesseits, sondern für ein Leben der Ewigkeit, ward zwischen uns geschlossen; wir feierten beide, im Vorgefühl der künftigen Freuden eines solchen Bundes, einige selige Augenblicke. Wie nichtig, wie eckelhaft kamen mir die elenden Vergnügungen vor, denen ich in der letzten Zeit nachgegangen war, und wie mochten sie erst meinem

Freunde im Angesicht der nahenden Ewigkeit erscheinen. Doch in seinen Mienen sprach sich nur der Gedanke des Friedens aus: „mir ist vergeben, ich weiß an wen ich glaube".

Noch einmal schlummerte der Kranke auf kurze Zeit ein, er erwachte so gestärkt, daß er sich, ehe ichs hindern konnte, ein wenig vom Lager erhub und mit lauter, vernehmlicher Stimme die Worte sprach: mein Stephan vergieb mir, daß ich dich zum Bösen verführt habe; kehre um zu deinem Gott, und laß uns nun getreu bleiben bis zum Tode.

Er versiegelte die letzten Worte mit der That; seine leibliche Bekräftigung war nur das letzte Aufflammen der Lebenskräfte gewesen; der Blutsturz wiederholte sich, in wenigen Minuten athmete er nicht mehr.

Es war Mitternacht; ich eilte hinaus in die stille Einsamkeit eines nahe gelegnen Gartens. Der Vollmond leuchtete hell durch die Bäume herein, deren Zweige ein milder Windhauch bewegte; aus dem Thale herauf ließ sich das Rauschen des vorüberfließenden Stromes vernehmen. Ich fühlte mich wie neugeboren; ich war, das wußte ich gewiß, nicht mehr Derselbe, der ich gestern und ehegestern gewesen, ich war durch Gottes Kraft ein Andrer geworden. Gern wäre auch ich, in diesem Augenblicke da gewesen, wo nun mein Freund war, aus all dem Elend und Verderben der Welt hinaus; doch sahe ich muthig auch den Kämpfen entgegen, die etwa meiner noch auf Erden warteten. Ich vertrauete für die Zukunft auf das Naheseyn und den Beistand einer höheren Kraft als die meinige war, und mein Vertrauen wurde nicht zu Schanden, ich bin dem Bunde getreu geblieben, den ich am Sterbebette meines liebsten Freundes mit meinem Gott geschlossen hatte.

Mein damaliger Aufenthaltsort kam mir seit dem Tode meines Freundes ganz verödet und einsam vor, doch blieb ich noch ein Jahr in Peterwardein und machte durch meinen ernsten Wandel manches Aergerniß wieder gut, das ich den Besseren durch meine Verirrungen gegeben hatte. Freilich mußte ich mir auch den Spott und manche gehässige Reden meiner gewesnen Trink- und Spielgenossen gefallen lassen, doch ertrug ich dies mit großer Ruhe und Gleichgültigkeit.

Mein Regiment wurde, fast ein Jahr nach dem Tode meines Freundes, in eine andre, größere Stadt des Landes versetzt; diese Veränderung gereichte im Aeußren wie im Innren zu meinem wahren Glück. Ich fand nicht nur einen ungleich bedeutenderen Wirkungskreis für meinen ärztlichen Beruf, und eine sehr erfreuliche Anerkennung von meinen neuen Mitbürgern, sondern ich gewann die Freundschaft mehrerer edler Menschen, deren Umgang mich im Guten förderte. Ja ich fand noch mehr, ich fand hier eine treue Seele, die mir den Verlust meines theuren Freundes ersetzte; eine Gemahlin, welche nicht allein die Lust meiner Augen, sondern die meines Herzens, ja meiner Seele beßre Seele war. Unser Zusammenleben war ein gemeinsamer Gang und Wettlauf nach dem ewigen Kleinod, welches der Preis aller Mühen und Selbstverläugnungen des Christenlebens ist. Sie, meine theure Maria, hatte nicht weit zu diesem Ziele; nur sechs Jahre lang ward sie mir auf Erden geschenkt. Ich hatte gelernt das gut zu heißen, was mein Gott an mir that; auch unter Thränen des Schmerzens pries ich Seinen heiligen Namen und Seine Güte an den Menschenkindern.

Von nun an war mein Leben noch stiller, mein Wan-

del noch ernster als vorhin; ich gedachte bei Allem des Endes, und zu diesem suchte ich mich mit jedem Worte, mit jeder That geschickter zu machen.

Ueber meinen Verwandten hatte ich durch Vermittlung meiner Freunde fortwährend Erkundigungen eingezogen. Mein Vetter Andreas Ahndorp hatte sich mit einer Frau vermählt, zu welcher ihm nichts konnte hingezogen haben als ihr vieles Geld, denn sie war sehr häßlich, und daß keine schöne Seele in diesem entstellten Leibe wohne, dies bewies sie durch ihr sehr böses Benehmen gegen ihre Schwiegermutter, bei welchem leider ihr Mann nicht ihr entgegen, sondern meist in einem Sinne mit ihr verfuhr. Meine arme Tante hatte deshalb in ihren letzten Lebenstagen einen sehr harten Stand, der ihr, wie ich dies hoffen darf, zu ihrer Läutrung gedient haben wird. Nach dem Tode seiner Mutter erfuhr Andreas dieselben Widerwärtigkeiten von der eignen Frau, welche vorher die Mutter erfahren hatte. Zu diesem innersten Ungemach des Hauses kam noch vieles Andre. Durch seine Verschwendungen und vielen Unordnungen in der Führung des Geschäftes war er schon vor seiner Verheirathung in große Schulden gerathen, welche er durch das Vermögen der Frau hatte zu decken gehofft. Diese aber, in Einverständniß mit ihrem Oheim, welcher ihr Vermögen großentheils in seinen Händen hatte, war weit entfernt, zur Rettung der Ehre ihres Mannes auch nur ein kleines Capital zu opfern. Der Segen, der einst in unsrem Haus gewaltet hatte, war längst dahin, es kam zu einem schmählichen Bankerut; mir that es wehe, daß der Mirbelsche Name, der noch immer an der Handlung haftete, durch fremde Schuld beschimpft war, und hätte ich die Lage der Dinge eher erfahren,

ich würde das Aeußerste aufgeboten haben, um den Fall des Hauses zu verhüten.

Mein Vetter überlebte seine öffentliche Schmach noch einige Jahre. Seine Frau hatte ihm zwar einen Sohn geboren, aber sie wohnte nicht mehr bei ihrem Manne, sondern hielt sich mit ihrem Kind in einem benachbarten Marktflecken auf, der ihr Geburtsort war. Er selber, in einem kleinen Dachstübchen wohnend, hätte oft an dem Nöthigsten Mangel leiden müssen, wenn nicht ein Freund, der damals in P. wohnte und dem ich hierzu Auftrag gab, ihm Unterstützungen hätte zufließen lassen, deren eigentlichen Geber er nie erfuhr. Er hat noch viel leiden müssen vor seinem Ende, denn er starb an einer sehr schmerzhaften Krankheit, wobei sein ganzer Körper voller Beulen und Wunden war. Aber diese Leiden und Schmerzen haben ihn innerlich sehr mürbe gemacht; sein vormaliger Hochmuth war ganz gebrochen, er dachte mit Reue an jene Ausschweifungen zurück, durch die er sich seine Armuth und sein Elend zugezogen hatte. Auch das, was er in seiner irre geleiteten Jugend an mir gethan hatte, scheint er bereut zu haben; unter andrem schrieb mir mein Freund, daß Ahndorp einige Wochen vor seinem Tode zu dem Geistlichen, der ihn besuchte, gesagt habe: „Sehen Sie mein Elend; wie ich voller Beulen und Schwären und ganz entstellt bin, und doch hat mir Gott mitleidige Herzen erweckt, die meines Jammers, obgleich es ein selbstverschuldeter ist, nicht spotten, sondern mir noch Freundlichkeit und Güte erweisen. Ich aber hatte in meiner Kindheit einen Vetter, der damals ein eben so elendes, jammervolles Kind war, als ich jetzt ein jammervoller Mann bin, gegen diesen war ich nicht mitleidig und freundlich, sondern habe ihn auf alle

Weise verhöhnt und gemißhandelt, und bin hierdurch zu einem Böſewicht geworden, der erſt jetzt die ſchweren Sünden ſeiner Jugend erkennt und büßt".

Vor ſeinem Ende gelang es ihm auch noch, ſeine Frau mit ſich auszuſöhnen, und bei dieſer Gelegenheit ſahe er ſeinen kleinen Sohn noch einmal. Dieſes Kind hätte ich nach dem Tode ſeines Vaters gerne zu mir genommen und es nach Verſtand und Kräften gut erzogen, ich gab mir auch viele Mühe darum, es zu erhalten, aber ſeine Mutter und ihr Oheim wollten es mir nicht laſſen. Gott hat auf andre Weiſe geſorgt; der Knabe iſt nach dem Tode ſeiner nächſten Verwandten zu einem ganz vortrefflichen Manne, einem äußerlich verarmten, an Gaben des Herzens aber gar reichen Landedelmann gekommen, der ihm eine ſehr gute Erziehung gegeben und das Glück gehabt hat, daß ſeine Mühe an dieſem fremden Kinde geſegnet war. Als ich dieſes hörte, wollte ich das Werk, welches ſo gute Früchte trug, nicht ſtören; ich beſuchte auf einer ſpäteren Durchreiſe durch P. den wackren Mann, der ſich des verwaiſten Knaben ſo treulich angenommen hat, und ſahe bei dieſer Gelegenheit auch meinen jungen Verwandten, an deſſen gutem Gedeihen ich mich nur freuen konnte. Dies iſt nun eben derſelbe, der jetzt hier in unſrer Nähe verweilt. Er muß ein Mann von nahe funfzig Jahren ſeyn. Ich habe ihn, ſo oft ich mich nach ihm erkundigte, immer nur loben hören, und obgleich auf ſeinen äußerlichen Unternehmungen kein Segen geruht hat, denn er iſt durch allerhand verunglückte Unternehmungen faſt um ſein ganzes mütterliches Vermögen gekommen, ſo war doch ſein innres Leben deſto geſegneter, und ich freue mich darauf, ihn noch vor meinem Ende ſehen zu dürfen. Nach dem

lieben Ungarn, in welchem ich unter manchem Leid so viel Liebes und Gutes erfahren, hätte ich doch schwerlich noch einmal kommen können, da wird mir Der, dem mein Besuch doch zunächst gegolten hätte, ohne mein Zuthun hierher gesendet, in das Land, in welchem ich nun seit länger als vierzig Jahren wohne und wirthschafte.

Ja, vierzig Jahre sind es im vorigen Frühling gewesen, daß ich hierher nach Böhmen zog und mich ankaufte. Und dies gieng so zu. Ich befand mich zwar als Militärarzt äußerlich sehr wohl, aber in mancher Hinsicht fand ich mich doch durch diese Lage auch gehemmt und gebunden. Am Sterbebette meines Freundes hatte ich, wie ich euch erzählte, meinem Gott gelobt, daß ich all meine Kräfte, all mein Vermögen zu seinem Preise und zum Nutzen und Besten meiner Brüder anwenden wolle, und diesen Vorsatz hatte ich noch inniger und ernstlicher bei dem Tode meiner theuren Marie erneut. Nun fand ich zwar auch als Militärarzt recht viele Gelegenheit, den Kranken und Nothleidenden zu dienen, aber ich konnte mir es zugleich nicht verläugnen, daß ich mit meinem ziemlich ansehnlichen Vermögen und den übrigen Gaben, die mir Gott verliehen hatte, unter andren, freieren Verhältnissen noch mehr thun könne. Mir schwebte öfters die überaus gesegnete Wirksamkeit meines theuren Lehrmeisters Neophytos vor Augen, und ich träumte mich gern hinein in ein solch wohlthätig väterliches Verhältniß zu einem armen, verlaßnen Volke. Um ein solches zu erreichen, brauchte ich übrigens nicht nach Serbien zu gehen, sondern konnte mir die Gelegenheit dazu in den vaterländischen Gegenden selber suchen.

Damals las und hörte man von einer großen Noth und Theurung, welche in Mähren und Böhmen herrschten.

Das letztere Land schien mir, nach eingezogenen Erkundigungen, am meisten geeignet, um daselbst eine Niederlassung in jener Art zu begründen, in welcher ich mir sie immer vorstellte und in Gedanken ausmalte. Ich suchte meinen Abschied und erhielt ihn, nahm einen Theil meiner Capitalien zu mir und zog hierher, wo, wie ihr wißt, mein Leben und Wirken durch Gottes Segen nicht ohne Früchte geblieben ist.

Wenn man — ein solch hohes, über das gewöhnliche Ziel hinausgehendes Alter erreicht, wie Gott mir geschenkt hat, da sieht man sich zuletzt von den meisten Leuten, die man in der Jugend kannte, verlassen und verwaist. Der alte Soldat, der fast 20 Jahre in meinem Dienste war, ist schon längst gestorben, eben so ist meine gute, alte Schwiegermutter, die mich wie einen eignen Sohn liebte und mich aus Ungarn hierher begleitete, mir schon längst in die Ewigkeit vorangegangen, und wenn ich jetzt wieder einmal nach Ungarn käme, würde ich allenthalben, wo ich sonst liebe Freunde und Bekannte hatte, nur fremde Gesichter finden. Am meisten könnte Einen das Gefühl des Einsamstehens anwandeln, wenn man, so wie ich, keine Kinder hat. Indeß dafür ist bei mir gesorgt und vorgebaut. Ich habe gar viele liebe Kinder, die Gott mir geschenkt hat, am meisten euch, meine lieben Hausgenossen und Pflegbefohlenen.

Von meiner seligen Mutter her leben gar keine mir bekannten Erben und Verwandten mehr, auch in Ungarn habe ich nur noch diesen Conrad Ahndorp; so sollst denn du mein Pflegesohn mein Landgut und noch Mancherlei dazu haben; es wird dir aber gewiß nicht zuwider seyn, wenn ich meinen Blutsverwandten nun auch zu deinem Miterben mache. Du hast aus meiner Lebensgeschichte

vernehmen können, daß mich hierbei keine Partheilichkeit, keine vorgefaßte Zuneigung leitet; ich darf mich im Gegentheil auf dein eignes Gefühl berufen, das wird dir bezeugen, daß du mir näher stehst und ich dich lieber habe als irgend einen jetzt auf Erden lebenden Menschen; auch hat dir wohl unser Zusammenleben, so wie meine Geschichte gelehrt, daß unser Reichthum nicht Geld und Gut, sondern Gottes Segen; daß unser größter Schatz ein gutes Gewissen und der innre Frieden sey. —

Der Pflegsohn und seine Frau drückten dem Greise mit dankbarer Rührung seine Hände. Vater, sagten sie, was wären und hätten wir ohne Euch, wir blieben Euch für die Ewigkeit verbunden, und wenn wir auch gar nichts von den äußren Gütern des Hauses erbten; nähmen wir doch die besseren Güter mit uns, die niemals verderben oder vergehen.

Am andren Tage ließ Herr Mirbel den Conrad Ahndorp durch seinen Pflegsohn zu sich zum Mittagessen einladen. Es werden zwei Gäste kommen statt einem, sagte der Pflegesohn bei seiner Nachhausekunft, denn Herr Ahndorp hat, was wir Alle nicht gewußt haben, seinen Sohn, einen wacker aussehenden, jungen Burschen bei sich.

Ahndorp kam, sein alter Vetter empfieng ihn mit herzlicher Liebe. Ich hätte Ihnen, sagte jener, viel abzubitten, im Namen meines verstorbenen Vaters; mir ist es bekannt, daß dieser bei der Erbtheilung nach dem Tode Ihres Vaters nicht recht und billig an Ihnen gehandelt hat, aber ich weiß, Sie tragen deshalb keinen Groll gegen seine Hinterbliebenen. Erst seit zwei Jahren erfuhr ich, daß Sie noch leben, und zugleich so viel Andres von Ihnen, daß ich mich sehr sehnte, Sie kennen zu

lernen, und doch aus sonderbarer Scheu es nicht gewagt habe, Sie zu besuchen, obgleich mich meine Badekur schon seit mehreren Tagen hieher in Ihre Nähe geführt hat.

Die beiden Männer wurden bald so vertraut, als ob sie schon seit vielen Jahren sich gekannt hätten, denn sie waren nicht nur äußerlich, sondern am Herzen sich verwandt. Ahndorp war ein durch viele Leiden geprüfter und geläuterter Mann. Von seinen früheren Gütern besaß er nur noch ein kleines Haus, das nicht frei von Schulden war; von all seinen Kindern lebte nur noch dieser einzige, zwanzigjährige Sohn, an welchem der Vater allerdings Freude haben durfte. Als ihm der alte Mirbel seine Absicht erklärte, ihn zu einem Haupterben seines Vermögens einzusetzen, wollte er es anfangs nicht für möglich halten, und glaubte mit der Annahme dieser Wohlthat ein Unrecht an den Pflegekindern des edlen Greises zu thun. Indeß fand er sich bald in sein Glück und entschloß sich zugleich, sich mit seinem Sohne in Böhmen niederzulassen. Auch das vermeintliche Unrecht an der Familie der Pflegkinder glich sich auf eine erfreuliche Weise aus, denn nach weniger als einem Jahre ward der Sohn des Conrad Ahndorp der glückliche Gemahl der ältesten Tochter des Mirbelschen Pflegesohnes. Er selber, der fromme Greis, konnte den Neuvermählten noch seinen Segen geben, starb aber bald hernach in Freud und Frieden.

---

Gedruckt (zum 1. Male?) in Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1841. Herausgegeben in Verbindung mit Andern von Albert Knapp. Tübingen (L. F. Osiander) S. 68–82

# Kleinere Zugaben.

## 1) Die Zeichen des Lebens.

Schweigend saßen die beiden, Salem, der blinde Greis, und Ali, sein Schüler, vor der Thür der Hütte; der Jüngling konnte seinen stillen Thränen freien Lauf lassen, denn der Alte, sein väterlicher Freund, sahe sie nicht. Die Stunde der Trennung war nahe; der letzte Tag, an welchem sichs entscheiden sollte, ob Ali bleibe oder gehe, war fast zu Ende. Neun Jahre lang hatte der Jüngling Salems, des Gottgeweihten, Lehren der Weisheit vernommen und ihm in kindlicher Ehrfurcht Wasser gereicht auf seine Hände; er war nun an Verständniß wie an Lebensalter zum Manne gereift.

„Es ist Zeit", so sprach neulich zu ihm der Greis, als er am zehnten Tag des Moharrem ihm den Segen ertheilte, „daß der junge Mejahbaum, der im Schatten meiner armen Hütte wuchs, verpflanzt werde in den Garten der Welt, damit er dieser seinen Duft und heilenden Balsam gebe; es ist Zeit, daß Ali Andren mittheile, was er selber empfangen". Und als der Jüngling mit Thränen der Wehmuth die Hand des väterlichen Alten benetzte, da sagte dieser tröstend: „Harre noch sieben Tage hier bei mir; ein Wort der Hoffnung sprach zu meinem Herzen: Allah werde dir ein Feld der Thaten bei Salems Hütte bereiten; sollte aber sein ewiger Rathschluß ein andrer seyn, dann rüste du dein zu leicht

bewegtes Herz mit dem feststehenden Muth des Mannes; gürte mit Freudigkeit deine Lenden; Allahs Führung, sie behalte dich bei mir oder heiße dich scheiden, ist die beste". — So war denn heute der siebente Tag des Hoffens und Harrens gekommen; die Sonne war schon tief von der Höhe des Mittages hinabgesunken; der Schatten des Gebirges breitete sich weithin über das Thal aus.

„Das Rauschen im Wipfel der Cypresse, der frische Hauch, der vom Quell emporsteigt", so fragte der Greis, „sind sie schon Vorboten des nahenden Abends, oder zieht nur ein Gewölk vom Gebirge vorüber, das über Thal und Hügel seine Kühlung ausgießt"?

Es ist der Abend, mein Vater, antwortete Ali; der Abend, der seinen Fittich regt über dem Baum an unsrer Hütte, wie über dem Wald der Palmen; schon hat die Gazelle des Gebirges den Schatten ihrer Felsen verlassen, die Mutter mit den zarten Jungen weidet am Rande des Quells, in welchem die Rosendrossel, nach ihrem langen Flug durch die Wüste, das röthliche Gefieder netzt; der Schyrumstrauch hat seine gelben Blüthen, gesättigt vom Anschauen der Sonne, geschlossen; die Schlingpflanze der Felsen, die Genossin der Nacht, ergießt den Duft ihrer Blumen; die Sonne steht schon nahe über dem niedren Hügel der Mimosen.

Noch einmal denn, mein Sohn, sprach Salem, schöpfe mir das reinigende Wasser am Quell, und bereite mir das Brod; ist es dann Allahs Wille, so laß nach dem Nachtgebet uns scheiden.

Wer aber, mein Vater, so redete der Jüngling, wird, wenn Ali von dir geht, dir Wasser reichen auf deine Hände; wer wird dir dein Brod bereiten, das Lager deiner Ruhe dir schirmen und am Tage dich leiten?

Die Augen meines Herrn sind dunkel worden, seine Hände und Füße starr von Alter; sein graues Haupt bedarf der Stütze eines jugendlichen Armes.

Wohl, erwiederte der Greis, ist Salems äußres Licht zur Nacht geworden, aber das innre hat sich, mehr denn vorhin, zur Helle des Mittags erhöht; über den Blinden waltet Allahs allsehendes Auge; der Geist, mitten in dem umnachteten Leibe, schauet ein Glänzen des Paradieses. Der, welcher dich aus dem Thale der Hirten zu meiner Hütte führte und mir dich zum Sohne schenkte, wird mein Alter auch ferner schützen und mit dem Nöthigen versehen.

Der Jüngling hatte das Wasser geschöpft am Quell; das Brod zum Abendessen war bereitet. „Höreſt du nicht, so fragte der Greis, ein Stampfen der Rosse, die sich nahen; ziehet nicht eine Schaar von Reitern im Thalgrund gegen uns herauf?

Es ist vielleicht das Springen des Steinbockes über den Felsen; das Hinabrollen des losen Gesteins am Bergabhang, was du vernimmst, mein Vater; welcher Zug von Reitern sollte deiner verborgnen, friedlichen Hütte nahen? Den Weg des Thales bedeckt schon längst die Dämmrung des Abends.

Ich höre, so fuhr der Greis fort, deutlicher und näher den Hufschlag der Rosse und die Stimmen der Reiter. Was dem äußren Sinne sich verbirgt, das erkennt der innre. Es ist ein Kommen des Herrschers von Iran zu meiner Hütte; Ali, mir sagt mein hoffend Herz, du wirst bei mir bleiben.

Der Herrscher von Iran, sagte zweifelnd der Jüngling, sollte zu Salems Hütte kommen? — Und doch wirklich, mein Vater, vernimmt jetzt auch mein Ohr

ein Wiehern und Auftreten der Pferde; — ja dort, im Thale, erglänzen Fackeln.

Am Fuße des Hügels hielt die Schaar der Reiter; einige von ihnen waren abgestiegen, ein Hirt aus dem Thale gieng als Führer, mit der Fackel in der Hand, voran, auf dem steilen, schmalen Pfade, hinauf zur Hütte. —

Das innre Auge des Greises hatte sich nicht getäuscht; ein fürstlich gekleideter Mann trat herein; ihm rief Salem entgegen: Friede sey, und Allahs Segen mit dem beglückten Herrscher von Iran; was führt den hohen Suleiman zu der niedren Hütte eines Einsamen des Gebirges?

Endlich, so sprach Suleiman, habe ich dich gefunden! Wo wäre ein Thal, wo ein Hügel oder Wald der Palmen, den ich nicht seit Jahren durchspürt hätte, um Salem, dem Lehrer und Freunde meiner Kindheit, zu begegnen? Konntest du so ganz Suleimans, des einst von dir Geliebten, vergessen, und war Iran dir zu klein, daß du hier jenseit seiner Gränzen, im fremden Gebirge, dir ein Obdach suchtest?

Das Auge der Liebe blicket fern, erwiederte der Greis; ihr Fittich spannt so weit der Himmel gehet und mit seinem Thau das Erdreich netzet. Mein Geist war mit dir, Suleiman, du gesegneter Herrscher; die Freude an deinen Thaten war ein Trost und eine Erquickung meines Alters; du hast im Aufschauen zu Allah dein Herz treu bewahrt; ein beglücktes Volk lebt und wohnet im Frieden unter dem Schirm deines Armes. Der Einsame des Gebirges, unkundig der Werke des Helden und der Geschäfte des Fürsten, was hätte er dir ferner seyn können, geblendet vielleicht er selber, von dem Glanz

des Thrones? Du hatteſt einen kräftigeren Lehrer, als den alten Salem, in deinem eignen Herzen. Möge dein Ausgang und Abend ſo glücklich ſeyn, wie der Morgen und Mittag es waren.

„Eben dieſer Blick von der Mittagshöhe des Lebens herab auf ſeinen Ausgang und Abend iſt es, o Salem, was mich tief bekümmert", erwiederte der Fürſt. „Die Sorge für die Zukunft meines Landes und meines Volkes führt mich zu dir; denn ich vertraue darauf, du allein unter den Weiſen meines Volkes, vermagſt mir zu rathen und zu helfen. — Es wird dir nicht verborgen ſeyn, daß von mehreren Söhnen, die mir geboren wurden, nur einer am Leben blieb, Abderahman der Knabe, der letzte Sprößling aus Irans uraltem Herrſchergeſchlecht. Er, die Hoffnung meines Volkes, ſollte die Luſt meiner Augen, der Troſt meines angehenden Alters ſeyn, ſtatt deſſen trübt ſich mein Auge, ſo oft ich ihn ſehe; der Knabe, an ſeiner Seele, erſcheint mir wie lebendig todt. Ich habe, durch die traurige Erfahrung gewarnt, die ich an zweien meiner früher verſtorbenen, in der Fülle des Fürſtenhofes erzogenen Söhnen machte, das Kind von ſeinem erſten Jahre an mitten unter frommen, fröhlichen Hirten wohnen und durch treu meinende Diener ſeiner pflegen laſſen; noch jetzt, in ſeinem ſiebenten Jahre, weiß er nicht, was die Geburt ihm verliehen; er kennt mich, ſeinen Vater, der ihn öfters beſucht, nicht als Suleiman den Herrſcher, ſondern nur als einen gemeinen Reiter aus dem Heere, welcher dort, bei der Wohnung der Hirten, die Stunden der Ruhe ſucht. Aber auch die Stille einer ſchönen, reich belebten Natur, blieb hier ohne heilſame Kraft. Mein unglücklicher Sohn, o Salem, iſt gefühllos und unempfindlich gegen Alles, was

sonst von frühe an die Seele des Menschen rühret; sein Ohr höret kaum, sein Herz merket nicht auf die Lehren der Weisheit, oder auf die Erzählungen seiner Pfleger, nicht auf das fromme Lied der Hirten; nur die Sättigung und träge Ruhe des Leibes begehrt und sucht er. Darum, o Salem, wecke du den Schlafenden auf und pflanze in seine Seele den Keim der Thaten, der dir schon früher für Irans Volk eine Frucht trug, an der, wie du sagst, dein Alter sich freut.

„Herrscher der Gläubigen, erwiederte der Greis, du willst deinen Schild an einen Baum lehnen, welcher, alt und morsch, unter der theuren Last zerbrechen würde. Siehe, das Licht meiner Augen ist erloschen, mein Arm bedarf der Stütze eines fremden Armes; es sind noch wenig Monden und das Alter meines Lebens ist hundert Jahre. Aber ein junger, kräftiger Baum hat aus der Wurzel des Alten sich erhoben: Ali, mein Schüler, der hier vor dir stehet. Ali hat denselben Quell der Weisheit gefunden, aus welchem dein alter Salem schöpfte, denn er fürchtet Gott und liebt das Gesetz, das die Väter empfiengen. Willst du deinen Sohn zu meiner Hütte senden, dann wird Ali und dann will mit ihm auch ich des Sprößlings pflegen, unter dessen Schatten einst Irans Völker wohnen sollen".

„Friede sey mit dir, du Freund des Friedens, Salem! — Mein Sohn soll zu deiner und Alis Hütte kommen".

„Wohlan denn, sende ihn, Suleiman. Eines jedoch bitte ich dich: gebiete auf etliche Jahre dem Verlangen deines Herzens; laß dein Auge den Knaben nicht sehen; besuche ihn nicht, weder in Gestalt eines Kriegers aus dem Heere, noch in jener des Herrschers; laß auch keinen

deiner Diener, ja selbst keinen der pflegenden Hirten bei ihm bleiben, oder zu ihm nahen; wir senden dir öfters Kunde von ihm, und wenn es Zeit seyn wird, den Sohn zu umfangen, dann nimmst du ihn zu dir".

Ein Schweres verlangst du von mir, antwortete Suleiman, doch es sey so; dein Werk soll durch keine fremde Hand gestört werden; heute ruhe ich aus bei deiner friedlichen Hütte, morgen kehre ich zurück, zur Pflicht des Herrschers; Abderahman siehst du in wenig Tagen bei dir, mich aber nicht eher, bis du selber es begehrst.

Ali hatte Datteln gebracht und Brod; das Zelt mit dem Feldlager, welches die Diener neben der Hütte aufschlugen, gewährte dem Herrscher ein lieblicheres Ausruhen, als er wohl seit langer Zeit in seinen Palästen genossen; denn aus Salems Gespräch, an welchem Suleiman noch einige Stunden der Nacht sich erquickte, ergoß sich ein stilles, zuversichtliches Hoffen über die Seele des tief bekümmerten Fürsten. Mit dem Aufgang der Sonne erhub sich die Schaar der Gäste; freudig und ruhig, wie in früheren Tagen, reichte Ali dem Alten das Wasser, leitete seine Schritte und bereitete ihm das Brod. Nur das Erbauen einer kleinen, bequemen Hütte, nach Suleimans Anordnung, in der Nähe von Salems Obdach, wobei die Hirten des Thales ihm halfen, zog ihn zuweilen auf etliche Stunden von der Nähe des Greises hinweg.

Der einfache Bau war kaum vollendet, da erschien der neue Gesellschafter des Greises und seines Schülers: Suleimans Sohn, Abderahman. Die Begleiter, welche ihn brachten, hatten sich entfernt; der Knabe weinte ihnen, den bisherigen Pflegern seiner Kindheit, lange nach. „Siehe da", sprach Salem, „ein inwohnender

Keim des Lebens in dieser Seele verlangt sein natürliches Recht. Den todten Stein magst du von dem Orte hinwegreissen, an welchem er lag, und hinlegen, wohin dirs gefällt, er bleibt unverändert derselbe; das Lebendige aber begehrt und liebt den Verkehr mit andrem Leben und vermag ohne ihn nicht zu bestehen. Bald, dies hoffe ich, wird uns jener noch schlummernde Keim durch die ersten Zeichen eines selbstthätigen Lebens erfreuen".

Salem, der Alte, hörte oft die Stimme und das kindliche Geschwätz des Knaben. Diese Seele, sagte er zu Ali, ward bisher mit der Speise der Seelen, mit der Ansprache der Menschen überfüllt; sie weiß nicht, wie theuer und werth das Wort des Menschen sey, weil sie bis zur Uebersättigung dasselbe empfieng. Uebe, o Sohn, in der Gegenwart des Knaben das Schweigen, das du als erste Aufgabe bei mir erlerntest. Auf viele seiner Worte nur Eines, das Noth thut; nur Eines in herzlicher Freundlichkeit und Liebe, und dieses eine Wort laß, wo dies seyn kann, bei ihm zur That werden; denn wie der Leib des Kindes verdirbt, wenn auf die Sättigung, auch mit der besten, gesündesten Speise, nicht einige Bewegung folgt, so die Seele, wenn ihr ein Ueberfluß, auch der frömmsten Lehren zuströmt, ohne daß vielleicht nur eine derselben zur That und mit dieser zur lebendigen Erkenntniß wird.

Ein Monat war vergangen; der Knabe verlangte nicht mehr hinweg von Salems Hütte; er fühlte sich durch eine Macht gehalten, welche er nie empfunden bei den Wohnungen der Hirten. Die Macht, welche ihn hielt, war nicht der Anblick des nachbarlichen Hochgebirges, und des weiten, ebenen Landes, beschattet von dem Grün der Palmenwälder; es war nicht das kindische Spiel

mit den jungen Berggazellen, oder mit den singenden Vögeln, die sich ungescheut zu Salems stiller Wohnung nahten, weil sie da öfters das Brod aus der Hand des Greises nahmen, sondern das Band, das ihn fesselte, war ein kräftigeres als jene Bande, welche der Reiz eines Leiblichen um das Leibliche schlingt. Denn was zieht mächtiger Seele an Seele, als jene Kraft einer innigen, treuen Liebe, die nicht zunächst das Leibliche, und was zu diesem gehört, sondern die Seele liebt; eine Liebe, welche langmüthig und freundlich ist, die nicht das Ihre suchet, nicht engherzig ist, sondern glaubet Alles, hoffet Alles, duldet Alles. Eine solche Liebe war in Salem und war in Ali; ihr süßer Frieden, der Alles durchdrang, schien ja selbst den Creaturen verständlich, denn der wilde Steinbock, den einst der Jüngling Ali bei großer Dürre mit Futter versorgt hatte, kam zutraulich zur Hütte der Einsamen, und jede Staude, jeder Baum, den Ali in seine Pflege nahm, gedieh in ungewöhnlicher Fülle.

Die Hirten, und die in das Gewand der Hirten verhüllten Lehrer und Erzieher, unter denen Abderahman der Knabe vorhin verweilte, hatten dennoch, so wenig sie dies an sich erkennen mochten, mehr den Sohn des Fürsten als das Kind selber beachtet und geliebt; waren mehr der künftigen, vergänglich-irdischen, als der ewigen Bestimmung seiner Seele eingedenk gewesen, vergessend, daß die Thatkraft und das Leben des irdischen Menschen ihre Wurzel in dem Leben des ewigen haben und nur aus diesem Nahrung entnehmen müsse und Gedeihen. Ihre Liebe zu dem Kinde war nicht jene langmüthige gewesen, welche Alles hoffet, und deshalb warten kann in Geduld, sondern welche durch eigenmächtiges Vorgreifen

im beständig sich wiederholenden Wort der Ermahnung und wohlmeinenden Belehrung das innre Leben zur Geburt fördern will, noch ehe es hierzu reif ist. Ali dagegen drang der Seele des Kindes keine Speise auf, zu der dieselbe nicht Bedürfniß hatte, und was er ihr gab, das wußte der stille, mächtige Zug seiner Liebe zu einer Bewegung des Lebens zu führen. So half ihm der Knabe bald', unaufgefordert, aus Liebe die nur Gegenliebe zu ihrem Lohne begehrt, das Wasser herauftragen vom Quell, half ihm bei der Pflege des väterlichen Greises, bei dem Flechten der Körbe aus Palmenblättern, bei dem Füttern der zahm und zutraulich gewordnen Thiere und bei der Wartung des Gartens. Und wenn sich dann zuweilen, durch Alis Erzählung einer lieblichen Fabel, das Feld wie der Berg mit einer Welt der Seelen belebten, da blieb Abderahman nicht mehr theilnahmlos und träumend, wie er in den ersten Tagen nach seiner Ankunft bei den Einsamen gewesen, sondern er lauschte mit Hingebung den Worten des Lehrers.

„Es scheint mir nun Zeit", sagte Ali zu Salem, „daß ich die Aussaat des Saamens zur künftigen Ernte beginne, denn das Feld ist zugänglich für die Arbeit des Pflügers".

„Rege denn", antwortete Salem, „den Staub auf, damit der Thau von oben ihn befeuchte".

Es waren Lehren, es waren Geschichten, wie sie einst die ewige, mütterliche Weisheit unsrem Geschlecht, als dieses noch Kind im Vaterhaus war, mitgetheilt hatte, welche Ali dem Knaben gab, und dennoch ließen gerade diese ihn lange Zeit theilnahmlos und ungerührt; er hatte, wenn auch nicht in solcher Einfalt und Kraft, dennoch diese Dinge zur unpassenden Zeit und zum

Ueberdruß von seinen in Hirten verstellten Erziehern gehört; selbst die kleinen Uebungen im Lesen und Nachbilden der geschriebenen Worte, die er schon sonst viel und öfters getrieben, machte er nur mit lang und träge zögernder Folgsamkeit.

Ali klagte nur selten, am Abend, wenn der Knabe schlief, sein Leid dem Alten, denn sein festes Hoffen verließ ihn nicht Eines Tages aber kam er, schon zur ungewohnten Stunde, zu Salem; er konnte lange nicht reden, denn er war von tiefem Schmerz bewegt; endlich sprach er mit bebender Stimme: Die Hoffnung, mein Vater, welche du Suleiman dem Herrscher machtest, laß nun für immer schwinden; Abderahman, dies fürchte ich, wird einst seines Vaters Kummer, des Landes Fluch seyn. Wie kann ich dir das beschreiben, was ich heute empfand, als der Knabe auf einmal, bei meinen Lehren, die er bisher, in dumpfer Gefühllosigkeit, kaum zu vernehmen schien, zum heftigen Widerspruch des Zweifels sich erhub; das, was ich zu ihm sprach, mit fast bittren Worten tadelte, obgleich Alles, was ich ihm gab, nur die einfache, gesunde Nahrung des innren Lebens war.

„Allah sey gepriesen, rief Salem mit freudiger Stimme aus; meine und Suleimans Hoffnung ward nicht zu schanden; in Abderahmans gleich wie todt erscheinender Seele wachte heute die erste, selbstständige Bewegung des Lebens auf. Ist es nicht also, mein Sohn, der todte Schwamm, den der Fischer vor Jahren aus der Tiefe des Meeres heraufbrachte, ziehet zwar das Wasser, in welches du ihn taucheſt, in sich und erfüllt sich mit demselben, aber er vermag das Aufgenommene nicht wieder durch eigne Kraft auszustoßen und von sich

zu geben, während das lebendige Thier die Luft nicht bloß einathmet, sondern auch ausathmet, ja während das Abstoßen aus eigner Kraft, nicht das Anziehen allein, das erste Merkmal eines inwohnenden Lebens ist. Erst nach diesem Abstoßen kann die anziehende Kraft des Lebens in rechter, gedeihlicher Weise sich äußern, und obgleich am neugebornen Kinde, wenn es zuerst den lebendigen Odem in seine Brust empfängt, die Empfindung des Widersträubens und des Schmerzens durch lautes Weinen sich kund giebt, so vernimmt dennoch das Ohr der Mutter diese Töne mit Freuden, denn sie sind ihr ein Zeichen nicht der Krankheit und des Uebelbefindens, sondern der Gesundheit des Kindes. Darum hege und pflege auch du das neugeborne Leben in Abderahmans Seele mit verdoppelter Mutterliebe an deinem Herzen; laß den belebenden Odem der Belehrung nicht zum Sturmwind, sondern nur zum sanften, stillen Säuseln werden — und bald, wie das erste Lächeln des Säuglinges seine Mutter, wird dich ein liebliches Entfalten der so fest sich verschließenden Knospe erfreuen; des Knaben zweiflender Widerspruch wird in theilnehmende Hingebung sich verwandeln.

Ali trug des Knaben Weise mit unermüdbarer Langmuth und Liebe. Wie ein Vater sein Knäblein, das vom Haus sich verirrte und im Spiel auf einer Alpenwiese, nahe vor dem Ausbruch eines furchtbaren Ungewitters, fest einschlief, auf seine Schultern nimmt, und, das unmuthige Weinen des erwachten Kindes nicht achtend, mit ihm durch die zurückschlagenden Zweige des Gebüsches, durch den Erguß des niederstürzenden Regens und den Feuerstrom der Blitze hinwegeilt zum sichren Obdache; so ließ auch Ali, ruhig und sicher den Weg

der Liebe verfolgend, durch den widerwärtigen Geist, der aus Abderahman hervorbrach, sich nicht irre machen.

Und nur an solcher Langmuth und Liebe konnte der Sturm einer in die Irre gerathnen Kinderseele sich brechen; zorniger Widerstand oder Ungeduld würde die Aufregung zur innerlich verzehrenden Flamme gesteigert haben. Einer der heftigsten Ausbrüche, der letzte von allen, sank vor Alis ernstem, liebenden Blick in sein Nichts zurück; der Knabe netzte mit Thränen der Reue die Hand des Lehrers. Von nun an war die Luft von Ungewittern gereinigt; Salems Scharfblick hatte sich nicht getäuscht; Abderahmans zweifelnder Widerspruch war das erste Zeichen einer lebendigen Aufmerksamkeit gewesen, mit welcher, seitdem der Sturm sich gelegt, der Knabe den Worten seines Lehrers folgte; ein Zeichen des Erwachens jener Empfänglichkeit, womit die junge Seele die Nahrung des Geistes sich zueignete. Der Knabe war in der That ein Andrer geworden; sein Dumpfsinn war vergangen, aus jedem seiner Worte, jeder kindlichen Handlung, ja aus jeder Miene leuchtete eine rege, innre Lebendigkeit hervor. Ali fühlte sich hochbeglückt im Gedeihen seines Werkes, auch Suleiman, dem man öfters Botschaft sendete, genoß die noch nie empfundnen Freuden eines glücklichen Vaters.

Monate waren vergangen und zu einzelnen Jahren geworden; der junge Fürst war an geistigem Verständniß wie an leiblicher Kraft, welche Ali in den Kampfspielen der Perser wohl geübt hatte, auf bewundernswerthe Weise gewachsen, an ihm erblüheten alle Züge der jugendlichen Heldenkraft und Schöne. Dabei fühlte er sich innig zufrieden, denn sein Leben war glücklich durch Liebe; sein Herz war einig und befreundet mit

Salems und Alis Herzen, und was einer von dieſen dreien wollte und wünſchte, das wollten und wünſchten die andren Beiden auch.

Eines Tages, da Abderahman einſam, er hatte es ſo gewünſcht, im benachbarten Gebirge das Grab eines Helden beſuchte, der vorlängſt im Kampfe des Glaubens gefallen war, ſprach Ali zu Salem: Ein neues Bewegen in der Seele des jungen Fürſten iſt es, das ſeit einiger Zeit mich ſehr beſchäftigt und ich weiß nicht, ſoll ich mich darüber freuen, oder nicht vielmehr mich tief darüber bekümmern. Der Knabe iſt mir auf einmal aus einem aufmerkſamen Hörer zu einem halben Träumer geworden. Seine kräftige Seele hat ſich in die Geſchichte der Heldenthaten der Väter, die ich ihm treulich erzählte, ſo tief verſenkt, daß der Inhalt dieſer Geſchichten faſt ausſchließend das Leben ſeines Wachens wie ſeiner Träume iſt. Alles andre, das ich ihm lehre, ſcheint er kaum zu hören, oder er zieht es in den ſelbſtgeſchaffnen, innren Kreis des Heldenlebens hinein, das er nicht aus dem Anſchauen und der That, ſondern nur aus dem Lied und dem Worte kennt. Vieles, das ich ihm darbiete, gehet, ſo ſcheint es mir, auf dieſe Weiſe an ihm verloren, das aber, was er behält, wird in eine andre — meinen Abſichten zuweilen ganz fremde — Geſtalt verwandelt, und dennoch fühle ich zugleich, ſein Geiſt wirket lebenskräftig und geſund.

„Wohl dir, mein Sohn, antwortete Salem, denn das zweite Zeichen des Lebens in Abderahmans Seele iſt erſchienen. Saheſt du nicht den Oelbaum, mit deſſen Zweigen der rankende Weinſtock ſich vermählte? Sie beide nahmen aus dem Boden wie aus der Luft des Himmels den nährenden Stoff und das Waſſer auf, und

siehe das gleiche Element der Nahrung wird in dem einen zum fetten, milden Oele, im andren zum süßen Saft der Traube, so wie in dem nachbarlich bei ihnen stehenden Strauch der Myrrhe zum bittren Harze. Denn darin zeigt sich das rechte Wesen des Lebens der Seele, daß nach besondrem inwohnenden Gesetz das aufgenommene Fremde sich auflöst in die eigne Natur und Gestaltung. Laß dichs nicht befremden, o Sohn! wenn die Muttermilch und das Futter der zarten Gazelle in den Gliedern des jungen Füllen zur Kraft und Höhe des Streitrosses wird, und wenn der Stimme des sanften Blöckens, ein Ton des Wieherns, verlangend nach dem Kampf der Männer, antwortet."

Salems Vergleich war nicht ohne Wahrheit; der jetzt zum Jüngling heranreifende Abderahman erschien neben den beiden Freunden, wie neben allen Bewohnern des Thales, gleich einem jungen Adler, den ein wunderbarer Zug der innren Neigung liebend zu der Schaar der Tauben gesellte. Wenn er, nur mit dem Speer und Bogen bewaffnet, den Feind der harmlosen Gazellen, den Panther, im Schlupfwinkel der Höhen aufsuchte und erlegte, da war nicht selten Alis Seele in freudigem Schrecken bewegt, noch höher jedoch stieg dieser Schrecken, als einst der jugendliche Held, blutend von den Wunden, die ein Löwe ihm geschlagen, und dennoch als Sieger, mit der Haut des erlegten Thieres auf der Schulter, zur Hütte zurückkehrte.

„Die Tauben, so sprach Ali zu Salem, können dem kühnen Fluge des jungen Adlers, die Gazellen dem Laufe des Streitrosses, das zum Getöse der Waffen eilt, nicht mehr folgen; ich weiß nicht, mein Vater, was hier und was dort zu thun mir gebührt".

Harre in Geduld der rechten Stunde, sprach Salem, denn der Aufflug des jungen Adlers, zu dem Horst seiner Väter, ist nahe.

Nur wenige Tage waren seit diesem Gespräch vergangen, da trat Ali eilig zu dem Greise herein. „Ein neues Ereigniß, so sprach er, hat meine Seele erschüttert. Abderahman hat mir so eben mit dem Ausdruck der herzlichsten Liebe erklärt, er könne nicht mehr länger bleiben bei den Hütten der Einsamen. Die Lehren der Weisheit und des höheren Friedens, die du ihm gabst, mein Vater, und welche ich ihm darbot, die will er, das sagte er mir mit zuversichtlichem Hoffen, nun auch Andren, die will er der Welt lehren, ja, wenn es so seyn sollte, auch mit Kampf der Waffen dem Unfrieden steuern, und ein Reich der Eintracht begründen. Er wolle, so spricht er, nicht mehr allein glücklich seyn, sondern auch Andre glücklich machen.

„Gott sey Preis, und Segen dir, mein Sohn", sprach Salem, „denn das dritte, das innerste Zeichen des Lebens hat sich nun an Abderahmans Seele kund gethan! Gedachtest du nicht daran, daß alles Wesen der Dinge, in denen eine lebende Seele ist, darin zuletzt und am meisten die Lebenskräftigkeit erweiset, daß es fruchtbaren Saamen aus seiner Mitte erzeuget, der die Form des Lebens, der durch den Kern der Dattel die eigenthümliche Gestalt der Palme fortpflanzet? — Die rechte Stunde ist nun gekommen; Suleimans Sohn ist herangereift zum Wiedersehen und zur bleibenden Freude seines Vaters".

Abderahman erstaunte freudig, als das Räthsel seiner Geburt und seiner Bestimmung sich ihm löste. Es war aber, als sey ihm Alles schon bekannt gewesen; ein dunk-

dunkles und dennoch sichres Hoffen und Erwarten im Innren hatte es ihm gesagt. Das Sehnen, den kaum gekannten Vater zu sehen, beschleunigte die Reise; Ali führte den Jüngling dem Herrscher Irans in die Arme. Abderahman, den die Geschichte mit dem Beinamen „des Großen" ehrt, wurde bald der Held im Kampfe und im Liede seines Volkes, der Sieger und Beherrscher, nicht nur der äußren Feinde des Landes, sondern der innren, die in seinem Herzen wohnten; ein Beglücker und Friedenbringer seinem Reich und seinem Volke. Ali war gleich darauf, nachdem er den künftigen Herrscher zu den Stufen des Thrones seiner Väter geleitet hatte, wieder zurückgekehrt zur Hütte des Vater Salem, dem er bald nachher die brechenden Augen schloß, und dessen innren wie äußren Frieden, denn nur dieses Gut wünschte er sich, er ererbte.

Diese Erzählung soll uns lehren, daß der Widerstreit und Kampf der Menschenseelen, selbst gegen das Gute und Wahre, nicht immer ein Unglück, sondern nicht selten ein Zeichen des erwachenden Lebens sey; denn nur die todten Menschen im Grabe sind stumm und ohne Zwiespalt, der eine gegen den und mit dem Andren. Sie soll uns lehren, daß das Vergehen des geliebten Alten und die Verwandlung ins Neue nicht selten ein Fortgang des Lebens, die Liebe aber, welche das eigne Glück im Glücke und Heil der andren Seelen suchet, der höchste Gipfel dieses Lebens sey.

---

## 2) Die beiden Inder.

Da, wo der Horeb als erhabener Fußschemel des noch erhabeneren Sinai seinen Felsenarm gegen das Rahathal ausstreckt, wird eine zwiefache Höhle gezeigt: die vormalige Wohnung zweier Freunde, die bis zum Tode treu geblieben. Im Garten des St. Katharinenklosters am Sinai-Horeb, im Schatten der Cypressen, ruhen im gemeinsamen Gruftgewölbe der Mönche die Gebeine der Beiden; daneben verwahrt man die Reste eines Panzers und jene einer eisernen Sklavenkette, welche sie getragen hatten, bis ihnen mit der innern Freiheit zugleich die äußere geschenkt worden. Ich erzähle die Geschichte der beiden Freunde, wie dieselbe mit der Sage im Kloster vereint, die Stimmen, die von den Wänden des Horeb wiederhallten, mir verkündeten.

Nanna und Vipasa, so hießen die Beiden, ehe sie in der Taufe der Christen die Namen Timotheus und Basilius empfiengen, waren freilich nicht zur Sklavenkette geboren und erzogen, sondern zum Stande der Herrscher; sie waren die Söhne zweier indischer Fürsten. Nanna's Voreltern schon hatte die Gewalt des Schwertes zur Bekenntniß des Islam gezwungen; das Geschlecht der Herrscher, aus welchem Vipasa stammte, wohnte hoch im Gebirge und war dem fremden Joche nicht unterworfen; Vipasa mit den Seinigen lebte wenigstens äußerlich nach den Gebräuchen der Hindus.

Die Aussaat des unschuldig vergossenen Menschenblutes für den Tag des Gerichtes ist über wenig Länder der Erde so reichlich ausgestreut worden, als über Indien; es scheint die Bestimmung des sanften Volkes der Hindus vor andern Völkern die zu seyn, daß es, auf

Hoffnung einer beſſern Zukunft, zum Dulden erzogen werde. Dennoch regte ſich zuweilen in den zertretenen und zerſchlagenen Stämmen der alten Heldengeſchlechter ein Verſuch zum Widerſtande gegen die fremden Verderber. So hatte auch damals, als Nanna und Vipaſa zuerſt ſich kennen lernten, ein Bund der kleinen indiſchen Fürſten des Gebirges mit jenen des ebenen Landes ſich gebildet, der ſich aufmachte, um einen aus Nordweſten hereinbrechenden Strom der feindlichen Gewalt in ſeinem Laufe zu hemmen.

Die beiden jungen Fürſten kämpften am Tage der entſcheidenden Schlacht gemeinſam in den vorderſten Reihen; ſie zuförderſt, als die Ihrigen dem Anſtürmen der Feinde erlagen, traf auch das Loos der gemeinſamen Gefangenſchaft. Vipaſa fand ſich unter den ſchwer Verwundeten; Mahomed Nanna ward unter ſeinem in der Schlacht getödteten Pferde hervorgezogen. Die Wunden, welche des Feindes Hand geſchlagen, waren kaum geheilt, da traf die beiden Gefangenen ein noch härteres Loos, als jenes der verlornen Schlacht: man ſchmiedete ſie an eines der Ruderſchiffe, welches etliche Häuptlinge des ſiegreichen Feindesheeres, in Begleitung einer Schaar ihrer Krieger, zur Pilgrimſchaft nach Mekka führen ſollte. Nur einen leichten Troſt gewährte es anfangs den beiden Indiern, daß ein und dieſelbe Kette ſie zu der harten Arbeit des Ruderns vereinte; ihr Zuſtand war ein ſolcher, in welchem das Herz mit heißem Sehnen nach der Ruhe des Grabes verlangt, und jeden Morgen wie jeden Abend mit dem Wunſche dämmern ſieht, daß es der letzte des Lebens ſeyn möge.

Nanna's Loos war noch härter als jenes des Vipaſa; denn dieſer ertrug das Unvermeidliche in ſtiller

Geduld und Fassung; jener erschwerte sich dasselbe durch Ungeduld und Verzweiflung. „Ihr Hindus", so sagte einst der Erstere zu seinem Leidensgefährten, „denen man Alles genommen, was auf Erden sie ehrte und erfreute, lebt, wie mir scheint, mehr ein Leben der Einbildung, denn der Wirklichkeit; mitten im Schmerz, der die Andern unüberwindlich darniederbeugt, träumt ihr euch hinein in die Freuden des Paradieses".

Ich kenne noch andere Freuden, antwortete Vipasa, denn die eines Paradieses, welches dir dein Islam, mir aber die Lehre der Brahminen beschrieb; und ich habe andere Hoffnungen als die sind, welche die Lehrer deiner und meiner Jugend uns gaben: Nanna, hier in den Sklavenketten und in der gemeinsamen Todesgefahr darf ich es bekennen, ich bin, wenn auch noch nicht durch das äußere Bekenntniß, doch dem innern Glauben nach ein Christ.

Die Stirn des jungen mohamedanischen Fürsten umwölkte sich mit Zorn; „schweige", so rief er, „du Verächtlicher! der seinen mir immer noch achtungswerthen Glauben der Väter, welcher vormals auch der unsrige war, mit der Lehre einer Sekte vertauschte, die nach einem Gehenkten sich nennt. Danke es meiner Großmuth, daß ich nicht das, was du in unserer, den Feinden unverständlichen, Muttersprache mir sagtest, ihnen in der ihrigen kund mache; die Strafe für deinen Frevel würde dann bald dich treffen".

Der Aufseher über die Sklaven hatte das heftige Aufschreien des Zornigen vernommen, ohne den Sinn seiner Worte zu verstehen. Er bestrafte beide Kettengenossen wegen ihres vermeintlichen Zankes mit Geißelhieben, und Nanna schwieg mit verbissener Wuth.

Von diesem Tage an hatte Vipasa die Gunst des vorhin ihm so freundlichen Landsmannes verloren; Nanna würdigte seinen Kettengenossen kaum noch eines Wortes, ja er bezeugte den Haß, den er schon als Kind gegen die Christen eingesogen, bei jeder Gelegenheit durch kränkende Handlungen. Nur damit der überlästige Gefährte, sey es auch durch den Tod, von ihm genommen würde, hatte er sich einst selber mit einem Nagel, den er an der Wand des Schiffes aufgefunden, eine Wunde versetzt, und klagte dann den unschuldigen Vipasa der That an; dieser aber, als man seiner ruhigen Verantwortung nicht glaubte, ertrug alle Mißhandlungen mit schweigender Geduld; Nanna's Wunsch jedoch wurde nicht erfüllt, denn man schloß ihn wieder mit dem grausam geschlagenen Gefährten an dieselbe Kette.

Vielleicht war es vor Allem die im Innern glühende Leidenschaft, welche, gemeinsam mit den Beschwerden und Entbehrungen des Sklavenstandes, den jungen Mohamedaner so tief ergriff, daß er in eine schwere Krankheit fiel. Da zeigte sich der Geist, der in Vipasa war, in seiner ganzen Kraft. Er pflegte und wartete des Kranken mit unermüdeter Zärtlichkeit; damit derselbe ein bequemes Lager habe, ruhte er bei Nacht in zusammengekrümmter Stellung zu seinen Füßen; er lauschte auf jeden Athemzug des schmerzlich Leidenden; er selber ertrug Tage lang die Pein des Durstes, nur damit er den ihnen beiden spärlich zugemessenen Antheil des Wassers dem fieberhaft durstenden Kranken allein lassen konnte. Als Nanna wieder fähig war, das Haupt vom Lager zu erheben, und nun der unbarmherzige Sklavenaufseher ihn durch Geißelhiebe zur Arbeit zwingen wollte, da übernahm Vipasa, so viel dieß nur geschehen konnte, den

harten Dienst auch für den Gefährten; seinem von Mangel und Leid abgezehrten Körper gab die Liebe eine Kraft und Ausdauer, wie sie in solchem Maaße kaum bei den Gesündesten und Stärksten gefunden wird.

Dieser Gewalt eines ihm unbegreiflichen Geistes konnte das Herz des jungen Eiferers für den Islam nicht widerstehen.

„Wie vermochtest du dies Alles", fragte er einst den Gefährten, „an deinem Feinde zu thun? an einem Menschen, welcher dir in seinem Hasse nichts denn Böses erwiesen; an einem Sklaven, der dir, seinem Mitsklaven, nicht einmal einen Trunk des Wassers vergelten kann, das du ihm reichtest?

Mich lehrte es so, antwortete Vipasa, der Glaube der Christen, und dieser Glaube hat mir die Kraft verliehen, Alles für dich zu dulden und zu thun; denn er hat mir eine Liebe zu dir ins Herz gegeben, welche stärker war als dein Haß.

Nanna schwieg; ihm war eine Thräne in das sonst so zornig blickende Auge getreten. „Täuschest du", sagte er, „nicht mich und dich selber, wenn du dem Christenglauben das zuschreibst, was nur aus deinem eignen, guten Herzen kam? Mir hat man die Thaten und die Lehren der Christen anders beschrieben, als wie du beide zu kennen scheinest".

Vipasa ließ die Stunde nicht ungenützt vergehen. Er fand die Ohren seines Kettengenossen geöffnet; sein Herz empfänglich für Das, was er ihm mittheilte; es war jene Erkenntniß der Gotteswahrheiten des Christenthums, welche er selber erst vor wenigen Monaten durch den Umgang und die Belehrung eines syrischen Christen empfangen, der in seiner Nachbarschaft in einem Gebirgs-

thale wohnte. Die Keime, welche damals der Christ in seine, nach Wahrheit innig verlangende Seele legte, hatten in der Hitze der Trübsale, die er seitdem erduldet, Wurzel geschlagen und sich entfaltet; er hatte nun ihre Kräfte an sich selber erfahren.

Nanna schwieg und schien in Nachdenken verloren. „Und du bist noch nicht zum Christen getauft"? fragte er Vipasa. „Ich bin es noch nicht", antwortete dieser. — „Aber", so fuhr Nanna fort, „erkennest du nicht darin die Hand Gottes, die dich vielleicht dem Irthum entreissen und zur reinen Lehre des Islam führen wollte, daß du jetzt, gezwungen, wie ich, nach Mekka geführt wirst? Siehe dort die Wunder am Grabe des Propheten, und sie werden dein Herz bewegen; dir, wie mir, kann auch nur das Bekenntniß des Islam eine Erleichterung des Sklavenlooses, ja vielleicht Errettung von ihm verschaffen.

Dieselbe Hand, auf deren Macht du dich berufest, sagte Vipasa, kann uns auch zu andrem Ziele führen, als nach Mekka; sie kann uns auch durch andere Mittel befreien, als durch das Bekenntniß des Islam. Ihr vertraue ich; auf ihre Hülfe hoffe ich; doch handle sie mit mir nach ihrem Gefallen; ich habe dulden gelernt, und die Schrecken des Todes fürchte ich nicht.

Die Liebe des jungen Christen hatte Gegenliebe erzeugt; sie hatte ihm den erbitterten Feind zu einem innigen Freund umgeschaffen; die beiden Kettengenossen lebten jetzt in herzlicher, brüderlicher Eintracht; auch Nanna ertrug nun sein hartes Loos ruhiger und leichter.

Die Schiffahrt war durch Windstille und widrige Winde sehr verzögert worden; jetzt endlich fand man sich im rothen Meere; der Wind war günstig; in wenig Tagen konnte die Küste, nahe bei Mekka, erreicht seyn.

„Ahneſt du nicht, ſagte eines Abends Nanna, die hülfreiche Macht des Propheten, die uns ſo freundlich hinleitet zur Stätte ſeines Grabes“?

Vipaſa ſchwieg; ſein ſtilles Hoffen jedoch hatte ihn nicht verlaſſen.

Und es ſollte nicht zu Schanden werden, dieſes Hoffen. So nahe ſchon am vermeintlichen Ende der Fahrt, mußte das Schiff noch einen der in jenem Meere gewöhnlichen Unfälle erfahren. Ein heftiger Sturm aus Süden riß es aus ſeiner Bahn hinweg; es ſchwebte zuerſt, in beſtändiger Gefahr zu ſcheitern, an der ägyptiſchen Küſte; endlich, nachdem man wieder das freie Meer gewonnen, wurde es bei Tor, in der Nachbarſchaft des Sinai, an den Strand geſchleudert und erlitt Schiffbruch. Man hatte die Sklaven von den Ruderbänken gelöst, damit, wer dieſes vermöchte, durch Schwimmen ſich rette. Die beiden Inder waren zwar vom Schiffe, nicht aber von der langen Kette entfeſſelt worden, welche ſie beide verband. Nanna hatte das Schwimmen nur wenig geübt; er fieng bald an zu ſinken. Da ergriff ihn Vipaſa, welcher, an einem Gebirgsſee geboren und erzogen, ein fertiger Schwimmer war, und brachte die ihm theure Beute glücklich mit ſich ans Ufer. Hier lagen Beide ohnmächtig hingeſtreckt, als ein Mönch, welcher den Palmengarten am Moſesbad bewohnte, ſie erblickte und ihrer pflegend ſich annahm.

Als Nanna die Augen aufſchlug, ſahe er ſich, dieß bezeugte ihm das Crucifix, in einer Wohnung der Chriſten. „Mich hat Gott“, ſagte er, „durch die Liebe eines treuen Freundes, zu Chriſtus geführt, nicht zu dem Grabe des Propheten. Mein Unglaube iſt überwunden; ich bekenne mit dir, mein Vipaſa, den Herrn,

der die Liebe ist: den Helfer und Erretter vom Tode".

Wenige Wochen nachher empfiengen die beiden Inder im Kloster am Sinai die Taufe. Sie konnten sich nicht wieder trennen von diesem hehren Orte; sie hatten ein höheres Reich kennen gelernt, als die unsichern Herrschereiche ihrer Väter; in dieses einzugehen, darnach trachteten sie.

Sie bewohnten von nun an die kleine, doppelte Höhle am Horeb, und lebten dort ein Leben des Gebetes. Die Zeiten der Noth und der Mühe waren vergangen; sie hatten einen Frieden gefunden, welchen die Welt weder zu geben, noch zu zerstören vermag. Beide erreichten ein hohes Alter; an demselben Tage, an dessen Morgen Vipasa sanft entschlafen war, starb, gegen Abend, auch Nanna; man trug die Hüllen dieser schon auf Erden selig gewesenen Seelen zum gemeinsamen Grabe.

## Kalenderhistörchen.

### 1) Das war für mich.

Nach dem gewöhnlichen Weltlaufe sprechen die Leute, wenn irgendwo etwas recht Hübsches und Leckerhaftes umsonst zu haben ist: das wäre, oder das ist Etwas für mich, und es wird immer nicht sehr Viele geben, die, wenn sie die Wahl hätten, nicht lieber sich selber einen Trunk Wein und eine Portion Kalbsbraten, ihrem Nachbar aber eine Tracht Schläge vergönnen würden, als umgekehrt sich die Schläge, dem Nachbar aber die Mahlzeit. Dennoch finden sich, Gott Lob! auch noch solche seltsame

Leute, die für sich selber freiwillig und gern das Ungemach und selbst den Schmerz erwählen, damit nur ihr Nächster das Gute genießen könne. Von einem solchen seltnen Manne, bei welchem die Worte: „das war für mich" einen gar löblichen Sinn hatten, soll uns die zweite Geschichte erzählen, während die erste von einem andren Manne handelt, welcher dieselben Worte auf keine so löbliche Weise im Munde führte.

Zwei Soldaten, die in Italien unter dem französischen Heere gedient hatten, zogen mit einander durch die Lombardei, ihrer Heimath zu, denn sie waren jetzt beide außer Dienst. Der eine war ein ehrlicher Schwab, ein gar wackres, junges Blut; in der Schlacht war ihm sein Arm zerschmettert und gelähmt worden, und deshalb hatte er seinen Abschied bekommen. Der andre war ein Mittelding zwischen einem Welschen und Deutschen; kein rechter Welscher und noch weniger ein rechter Deutscher, konnte aber Welsch wie Deutsch schwatzen; er war von der Armee entlaufen, um der Bestrafung für seine schlechten Streiche zu entgehen.

Der Schwab war noch bei seinem Abschied aus dem Regiment von einigen mitleidigen Offizieren reichlich mit Geld beschenkt worden, so daß er wohl damit bis zur Heimath hätte ausreichen können; er verstund aber kein Wort Italienisch, konnte die Leute nicht einmal um den rechten Weg nach dem Allgäu befragen und kam sich in den Herbergen, mitten unter den Italienern, wie verrathen und verkauft vor. Es war ihm daher ganz recht, daß sich der Halbwelsche auf dem Wege zu ihm gesellte, obgleich ihm dieser sagte, daß er kein Reisegeld habe, und daß er nur gegen die freie Zehrung das Geschäft eines Dolmetschers und Wegweisers bis zu der Gegend

hin, wo die Leute wieder Deutsch verstehen, bei seinem Kameraden übernehmen wolle.

Von da, wo dieser Geselle zu ihm kam, fieng sich dann freilich ein viel lustigeres Leben für unsren Allgäuer an, welches derselbe gar gern sich hätte gefallen lassen, wenn nur das viele Bezahlen nicht gewesen wäre. Statt daß man ihm bisher, wenn er in den italienischen Herbergen auf den Mund zeigte, um seinen Hunger und Durst anzudeuten, gewöhnlich nichts Andres gab, denn altbackenes Weißbrod und einen Trunk schlechten Weines, schaffte dagegen der Halbwelsche überall, wohin die beiden kamen, das Beste an, das zu haben war, und während der Deutsche, der ans Sparen dachte, mit einem Schoppen Wein sich begnügte, trank der Halbwelsche deren drei bis vier; „denn", so sagte er, „du glaubst gar nicht, Kamerad, wie einem das Dolmetschen ins Welsche so sauer wird, und was es für Durst macht". — Wenn es dann ans Bezahlen gieng, da verlangte der Schelm seinem Kameraden gewöhnlich noch mehr Geld ab, als der Wirth gefordert hatte, den Ueberschuß aber behielt er heimlich für sich, und wenn etwa der Allgäuer über die großen Zechen und über die Unkosten des gar zu oftmaligen Einkehrens sich beschwerte, da sagte der lose Gesell: laß das nur gut seyn; wenn du kein Geld mehr hast, dann bettle ich für dich, und das erbettelte Brod soll dir wohl eben so gut schmecken und gedeihen, als das gekaufte Bäckerbrod.

Und zu einem solchen Genuß von Bettelbrod gelangten die beiden Reisegefährten nur zu bald. Sie waren noch nicht weit über Mantua hinausgekommen, da gieng das Reisegeld des Allgäuers schon zu Ende, und sie mußten nun wirklich bei Geistlichen wie bei Weltlichen um

Almosen zusprechen. Bei solchen Gelegenheiten erzählte der Halbwelsche eine so rührende Geschichte von der Großmuth, die er an seinem in der Schlacht verwundeten Kameraden geübt habe, wie er diesen bisher auf der ganzen Reise von seinem wenigen Ersparten freigehalten und verpflegt, nun aber selber nichts mehr habe, und der Allgäuer, mit seinem guten, ehrlichen Gesicht, weil er kein Wort von den italienischen Lügen seines Gefährten verstund, nickte so treuherzig, wenn jener auf ihn hinzeigte, seinen bejahenden Beifall, daß die Leute zum Theil sehr ansehnliche Geschenke hergaben. So oft aber dieses geschahe, wie denn zum Beispiel einmal ein vornehmer, geistlicher Herr einen großen Thaler, Andere je zuweilen einen oder mehrere Vierundzwanziger hergaben, da sagte der schelmische Dolmetscher jedesmal „das war für mich", und nur die Sous oder halben Sousstücke, und was sonst von Kreutzer- oder Pfennig-Werthe war, so wie die Stücke des Bauernbrodes theilte er mit seinem Kameraden, so daß dieser meist nur sehr schmale und harte Bissen zu essen bekam.

Aber all diese Unbilden hätte sich unser Allgäuer noch immer stillschweigend gefallen lassen, weil er ja doch mit jedem Tag der Gegend näher kam, wo die deutschen Leute wohnen, wenn nur der schuftige Reisegefährte nicht auch noch andre, ehrengefährlichere Bubenstücke verübt hätte. So stahl derselbe in einem Dorfe, jenseits Verona, bei einem geistlichen Herrn, der ihm noch dazu eine ansehnliche Gabe in Geld gereicht hatte, ein Paar neue Schuhe. Der ehrliche Schwab hatte es nicht bemerkt, da sie aber am Abend ins Wirthshaus kamen, zog der Halbwelsche das gestohlene Gut hervor, verkaufte es an den Hufschmied des Ortes, und rühmte sich dann, gegen

den Gefährten, auf deutsch, seiner That. Und als dieser hierüber in einen wahrhaft deutschen Zorn gerieth, sagte jener ganz kaltblütig: „ei, wenn die Schuhe dem Herrn nicht zu eng oder zu weit gewesen wären, hätte er sie nicht so zu Jedermanns Handen vor die Stubenthür hingesetzt".

In Trient mochte der Gaudieb abermals einen solchen unehrlichen Streich verübt haben, denn als die beiden Reisenden am Abend in ihrer Herberge, außen in der Vorstadt, saßen, da trat plötzlich ein Polizeidiener herein und wollte „den Dieb" holen. Dießmal hätte dieser gerne die Worte: „dieß war für mich" umgewendet und gesagt „dieß war für dich", indem er den Verdacht von sich hinweg auf den unschuldigen Reisegefährten lenken wollte; aber der Polizeidiener, so wie die Wirthin, verstunden zum Glück Deutsch; die Behauptung des Allgäuers, daß er gar nicht in die Stadt hineingekommen sey, wurde von der Wirthin und ihrem Manne als wahr bezeugt, und die Ausreden des Andren fielen als Lügen in die Augen.

Der Halbwelsche hatte jetzt seine Rolle, als Dolmetscher, zu Ende gespielt; er wurde in zweckdienlichen Gewahrsam gebracht, und wenn er noch ein Gewissen hatte, konnte er von nun an einen andren Gebrauch der Worte: „dieß war für mich" lernen, als der früher von ihm gemachte war. Der Allgäuer dagegen zog ungehindert seine Straße weiter, und da er jetzt, von Salurn an, unter lauter deutsch redendes Volk kam, half er sich durch Gott und gute Leute vollends durch bis in sein Vaterland, wo er dann bald nachher, ungehindert durch seinen gelähmten Arm, bei dem Geschäft eines Amtsboten sein ehrliches Brod und gutes Auskommen fand.

Dieß war die eine Geschichte über das Sprüchlein: „das war für mich", welche gerade nicht sonderlich erfreulich lautet; die andre aber, die ich nun erzählen will, läßt sich desto besser anhören.

---

In manchen großen Städten, namentlich von Italien, doch auch hin und wieder von Deutschland, giebt es gesellschaftliche Verbindungen von guten, frommen Leuten, die sichs zum Geschäft machen, arme Nothleidende und Kranke aufzusuchen, und diesen ihr Elend auf alle Weise zu lindern. Die Männer und Frauen, welche zu jenen Verbindungen gehören, sind zum Theil Leute von sehr hohen, gebildeten Ständen, aber in der Hülle ihrer Ordenskleidung sehen sie Alle einander gleich; der alltägliche Stand wird da vergessen über dem festtäglichern Beruf, der Leidenden sich zu erbarmen.

Einmal hat es in der großen, schönen Kaiserstadt W. sich zugetragen, daß ein Bruder von solch einem barmherzigen Orden in das Zimmer eines vornehmen Kaffeehauses hineintrat, in welchem mehrere ansehnliche, reiche Leute um einen Tisch saßen. Man konnte es dem Mann in seiner Ordenstracht nicht ansehen, wer er im Gewand des gewöhnlichen Lebens sey, daß er aber von wahrhaft hoher Bildung war, bewies bald nachher sein Benehmen, und wenn er, ehe er diese Kutte anzog, wie Einige sagen, ein Offizier von hohem Range war, dann muß er in dem pünktlichen Gehorsam einer höheren, göttlichen Art eben so wohl und tüchtig eingeübt gewesen seyn, als in den Pflichten und Exercitien eines weltlichen Militärmannes.

Der Ordensbruder, von welchem wir hier sprechen,

näherte sich dem Einen der Gäste, welche dort am Tische des vornehmen Kaffeehauses beisammensaßen; er klapperte ein wenig mit seiner eisernen Almosenbüchse und sprach einige Worte, die wohl Manchen gerührt hätten, der stumme Gast aber that, als sähe und hörte er Nichts von dem Allen. So trat er zum Zweiten, zum Dritten, keiner hörte auf ihn, nur der Vierte fuhr mit der zornigen Antwort heraus: „siehst du denn nicht, daß wir hier gerade sehr beschäftigt sind"?

Beschäftigt, auf ihre Weise, waren die Leute allerdings; sie spielten in der Karte, und zwar so hoch, daß alle ihre Gedanken an Gewinn und Verlust hingen. Der Ordensbruder wartete deshalb ein Weilchen, und da der Vierte ihm doch wenigstens eine Antwort gegeben hatte, versuchte er bei diesem sein Glück von Neuem; als so eben das Spiel beendigt war, klapperte er wieder mit der Büchse und bat im Namen seiner Kranken und Hülfsbedürftigen um eine Gabe. Der Vierte aber, verdrießlich über sein so eben verlorenes Spiel, wendete sich herum und gab dem Sammler mit den Worten: „da hast du etwas, du Unverschämter", eine sehr derbe Ohrfeige.

Was that wohl nun der Ordensbruder? Regte sich bei ihm nicht in ganzer Kraft der Geist jenes Standes, dem er sonst, im gewöhnlichen Leben, angehörte, und dessen äußerliche Züge jetzt, vielleicht nur auf etliche Stunden, durch das Gewand des Ordens und durch die Maske des Bartes verhüllt waren? Wie? — durfte er eine solche niederträchtige, rohe Behandlung ungeahndet lassen; war nicht die Ehre seines Standes auf eine Weise gekränkt, welche blutige Rache erforderte?

Wirklich schien es auf einige Augenblicke, als ob in dem hart Beleidigten dergleichen Gedanken aufstiegen; seine Stirn, von der Röthe des Zornes übergossen, umwölkte sich; sein Arm zuckte. Aber der Mann war an militärischen Gehorsam gewöhnt; in jenen Augenblicken der natürlichen Aufwallung vernahm er das Commandowort eines Herrn in seinem Herzen, vor dessen Augen nur die Ehre, die vor Gott gilt, geachtet ist, die Ehre aber vor Menschen als ein Nichts erscheinet. Er gehorcht dem Commando; er faßt sich; hoch emporgerichtet steht er vor seinem Beleidiger da, und mit einem Ton der Stimme, welcher auch dem rohesten Herzen eine unwillkürliche Achtung gebietet, spricht er: „das war für mich; — jetzt aber, mein Herr, geben Sie mir auch Etwas für meine hungernden Armen und Kranken, welche noch heute mit Nahrung und Erquickungen versorgt werden müssen".

Einer solchen Macht des hohen Selbstbewußtseyns und guten Gewissens gegenüber, wird es dem rohen Beleidiger ganz sonderbar zu Muthe; er wirft die Karten hin, springt von seinem Stuhle auf, umarmt den Almosensammler und giebt, denn die Lust am Spiele war ihm vergangen, all das Geld, das er eben bei sich führte, zur Lindrung der fremden Noth hin. Auch die andren Gäste, am Spieltische wie im Zimmer, großentheils reiche und vornehme Müssiggänger, reichten dem hochherzigen Empfänger der Ohrfeige ungewöhnlich ansehnliche Gaben für seine Kranken dar. Er selber aber, der Almosensammler, herzlich dankend, gieng seines Weges, mit einer Thräne im Auge, welche ihm nicht der Unmuth, oder der Schmerz über die erduldete Mißhandlung, sondern die Freude, über den Sieg jener Liebe,

aus-

ausgepreßt hatte, welche dem Menschen schon das Seyn der Erde zu einem Vorhof des Himmels machet.

Da, wo deines Königs Ruhm
Und was Sein ist, in Gefahren,
Darfst du nicht dein Eigenthum,
Nicht den Hut und Staatsrock sparen.

## 2) Das Sonntagskind.

Der große, weltberühmte Gelehrte, der Engländer Isaak Neuton, war an einem Christtag (am 25. December 1642) geboren, und es hat noch mehrere treffliche Leute gegeben, deren Geburtstag auf einen hohen Festtag der Kirche fiel. Noch viel gewöhnlicher als solche Festtagskinder sind die gewöhnlichen Sonntagskinder; man legt auch diesen manche glückbringende Eigenschaften bei, aber nur wenige wird es darunter geben, die sich Das zutrauen möchten, was das Sonntagskind, von welchem wir hier erzählen wollen, sich selber und Andren, mit einer seltnen Zuversichtlichkeit zumuthete.

Zu Leipzig kam einmal ein junger Mensch in einen Gasthof, nahe bei dem Ranstädter Thor, und ließ sich ein Zimmer anweisen; denn, sagte er, es kann seyn, daß ich mehrere Tage hier bleiben muß, bis ich mein Geld erheben kann. Er gieng bald darauf aus, kam wieder, ließ sich das Essen an der Wirthstafel recht wohl schmecken, und desgleichen that er am zweiten und dritten Tag. Dem Wirthe war die große Einfachheit der äußren Einrichtung, die er an seinem Gast bemerkte, etwas auffallend; denn dieser führte weder Koffer noch Kiste, auch nicht einmal ein Päcklein, das man etwa unter dem

Arm oder in der Tasche trägt, bei sich, sondern Alles, was er hatte, das trug er an und mit sich, und wenn er auch zuweilen, beim Ausgehen, seinen Stock oben im Zimmer stehen ließ, so war dieses doch nur ein Ziegenhayner, an Werth von zwei guten Groschen.

Uebrigens war an dem jungen Menschen nichts auszusetzen; er verzehrte eben so viel als die andren Gäste, und eher noch mehr als diese; ließ sich mehrmalen Wein geben, der dort ziemlich theuer ist, „denn", sagte er zu einem andren Gaste, welcher bloß Bier trank, „man muß dem Wirth auch diesen größeren Profit, den er am Weine hat, zuweilen vergönnen". Und so hörten die Wirthsleute und ihre Dienstboten noch sonst manche Aeußerung der Großmuth von ihm, nur kein Geld konnten sie bei ihm zu sehen bekommen. Endlich, da gerade Samstag war, schickte der Wirth die Rechnung für Kost und Logis zu ihm hinauf in das Zimmer, mit der höflichen Frage, ob der gnädige Herr nicht auch, wie die meisten andren Gäste hier in diesem Wirthshaus, am Ende der Woche bezahlen möchte?

Sage dem Herrn Wirth, so antwortete der Fremde dem fragenden Hausknecht, daß ich hier in Leipzig 500 Thaler zu erheben habe; sobald dieß geschehen, soll derselbe seine Bezahlung erhalten, und auch du sollst dann, wenn du mich ferner gut bedienst, ein reichliches Trinkgeld empfangen, denn auf etliche Thaler kommt mir's dabei nicht an.

Der Wirth, der ein gutmüthiger Mann war, dachte: es hat mich schon Mancher bezahlt, von welchem ichs kaum erwartet, und Mancher betrogen, dem ichs nicht zugetraut hätte; so will ichs denn auch von diesem da noch etliche Tage abwarten, zu welcher Sorte er gehört. Zu

den Pfiffigen kann ich ihn einmal nicht zählen, sondern eher zu den Gimpeln, vor deren Ränken man sich hier zu Lande nicht sonderlich fürchtet.

Der Gast ließ sich am andren Tage sein Frühstück und sein Mittagsessen eben so gut schmecken, als in der vorhergehenden Woche; am Nachmittag gieng er, denn es war schönes Wetter und der Sonntag lockte viele Leute hinaus ins Freie, nach dem Milchgarten und nach dem Kuchengarten, dann auch noch gegen Gohlis hin, kehrte aber nirgends ein, und verzehrte keinen Heller; denn, so sagte er zu einem jungen Handlungsdiener, den er an der Wirthstafel kennen gelernt hatte, ich will mir meinen Appetit zum Abendessen nicht verderben, und das Geld lieber meinem Wirthe zuwenden.

Als am Montag wieder alle Kaufmannsläden und Wechslercomtoire offen waren, und der junge Fremde am Mittag zur Essenszeit wieder von seinem gewöhnlichen Gange nach den Gassen und Gäßchen der Stadt nach Hause kam, nahm ihn der Wirth bei Seite und fragte ihn, ob er wohl gute Geschäfte gemacht und seinen Wechsel in baare Münze umgesetzt habe?

„Ein Wechsel, sagte der Gast, ist das, was ich bei mir habe, eigentlich nicht, sondern ein andres sichres Papier, von welchem ich jedoch heute noch keine Anwendung machen konnte".

Also, eine Anweisung, fragte der Wirth weiter, und an welches Handelshaus, oder an welche hiesige Buch- oder Kunsthandlung lautet diese Ihre Anweisung?

„Das Handelshaus, welches das Geld zahlt, erwiederte der Gast, wüßte ich selber nicht genau zu sagen, es ist aber gewiß ein recht großes, reiches; es ist mit D. E. unterzeichnet".

Ei, wie so? sprach der Wirth ganz verwundert; dergleichen Anweisung ist seltsam, lassen Sie mich dieselbige doch sehen.

Der junge Mensch zog ganz unbefangen ein Briefcouvert aus der Tasche, in welchem ein Blatt aus der Leipziger Zeitung stak, das er dem Wirth hin vors Auge hielt und dabei, mit dem Finger auf folgende gedruckte Anzeige deutete: „Eine Brieftasche in rothem Saffian, enthaltend mehrere wichtige Papiere, ist in hiesiger Stadt verloren gegangen. Der ehrliche Finder wird ersucht, dieselbe auf dem Anfragebüreau der hiesigen Polizei abzugeben, und kann daselbst, nach vollständiger Ablieferung des Vermißten, sogleich 500 Thaler für seine gefällige Dienstleistung erheben".

Sehen Sie, so fuhr der Gast mit einer wichtigen Miene fort, indem der Wirth dabei ein verwundersam langes Gesicht machte, ich bin ein Sonntagskind, habe ein besondres Glück im Finden, und habe auch erst neulich unsres Nachbarn, der ein Musikant ist, Violine, nachdem sie derselbe beim Nachhausegehen von einer Hochzeit in der Trunkenheit hinter einem Gartenzaun hingelegt und am ganzen andren Tage vergeblich darnach gesucht hatte, glücklich wieder gefunden. Deßwegen wird mirs sicherlich auch mit dem Auffinden der Brieftasche nicht fehlen; nur ist die Stadt groß, und ich bin in den wenigen Tagen doch noch nicht durch alle Seitengäßchen oder Durchgänge, und noch weniger in alle Höfe gekommen, in deren einem der vornehme Herr, der die 500 Thaler ausbezahlt, eben so wohl seine Brieftasche kann haben liegen lassen, als auf der offnen Straße.

Der geneigte Leser wird bei dieser Erzählung vermuthlich dasselbe denken und sagen, was der zornige

Gastwirth dachte und auch unverholen aussprach, nämlich, daß der junge Mensch ein Narr gewesen sey, und ich kann nicht läugnen, ich selber meine, daß derselbe nicht gar weit von dieser Sorte von Leuten entfernt war. Aber zugleich frage ich den geneigten Leser, ob er nicht Leute kennt (vielleicht sitzen sie nicht weit von ihm, oder es kann seyn, daß er selber von ihrer Art ist), welche eben solche Streiche machen, wie unser Brieftaschensucher. Dergleichen Leute sind Solche, welche ihr Geld gerade dann, wenn sie desselben am nöthigsten brauchen, auf einen Dunghaufen werfen, in der Meinung, daß es daselbst wie ein Basiliskenei fruchtbar werden und sich vermehren solle. Ich meine hiermit Die, welche ins Lotto setzen, wobei sie ohngefähr eben so viel Sicherheit haben, Etwas zu gewinnen, als der erwähnte junge Mensch zum Auffinden der Brieftasche. Ja man könnte sagen, sie sind noch ärgere Thoren als das erwähnte Sonntagskind, für welches später dennoch ein reicher Vetter in Merseburg die Zeche bei dem Leipziger Gastwirth bezahlte, denn die Lottospieler gehen nicht aufs Suchen, sondern aufs Stehlen aus, indem jeder Gewinnst, den sie machen, ein Diebstahl an den Armen ist, aus deren Sparpfennigen die Lottokasse gefüllt wird, und ein Diebstahl an sich selber, indem ein solch liederlich erworbnes Geld dem Empfänger die Lust zur redlichen Arbeit und den Frieden eines guten Gewissens mit Gott und den Menschen hinwegnimmt.

Willst den Kreuzer du erbeuten,
Nimm ihn nicht den Bettelleuten;
Schick den Pfennig übers Meer,
Er bringt dir den Groschen her.

### 3) Dergleichen gilt hier nicht.

Für den Phantaſten, von welchem wir in der vorhergehenden Erzählung ſprachen, hatte das Zeitungsblatt, das er bei ſich trug, einen hohen Werth, und er hätte die erträumte Hoffnung, welche ihm daſſelbe gab, gewiß nicht um mehrere Thaler baares, ſichres Geld verwechslen mögen. Aber freilich war der Werth jenes Papieres nur ein eingebildeter, während der Werth eines andren Papieres, das ein gewiſſer Reiſender bei ſich führte, bloß kein landesüblicher war.

Dieſer Reiſende war ein Engländer, welchen vor nun mehreren Jahren ſein Weg durch die Gegenden am Main und an der Tauber führte. Etliche Stunden Weges jenſeit Werthheim brach ihm etwas an ſeinem Wagen, und er mußte bei einem kleinen Dorfe ſtill halten, was ihm um ſo weniger behagte, da er ſeinen Kammerdiener, welcher gut deutſch ſprach, mit allerhand Aufträgen nach Frankfurt a. M. vorausgeſendet hatte. Der Reiſende war in ſeinem Lande ein ſehr reicher Mann, und hatte auch diesmal große Summen bei ſich, freilich aber nicht in baarem Gelde, denn dieſes führte großentheils der Kammerdiener in ſeinem Beutel, ſondern in engliſchen Banknoten. Im Vertrauen auf dies ſein Vermögen ließ der Herr ſich bedienen, ſo gut man es nur haben konnte; er ſetzte faſt die ganze Mannſchaft des kleinen Dörfleins in Bewegung, und ſelbſt aus der benachbarten Stadt wurden noch geſchickte Handwerksleute für ihn herbeigeholt. Da es aber nun zum Bezahlen kam und er eine Banknote hervorzog, auf welche er, nach Abzug ſeiner Schuld, noch mehr als tauſend Gulden herausgezahlt haben wollte, da ſagten die Leute: dergleichen Papier gilt bei uns keinen

Kreuzer, geschweige tausend Gulden, und der Herr hätte wohl selber als Pfand müssen dableiben, wenn ihm der Postillon nicht mit Geld und mit seinem Gutsagen ausgeholfen hätte.

Bei dieser Erzählung ist mir ein Vergleich eingefallen. Jener vornehme Reisende war in seinem Vaterlande sehr reich gewesen, weil dort seine Banknoten als Dinge von sehr hohem Werthe geachtet wurden; nun kam er über das Meer herüber, in ein jenseitiges Land, und sein großer Reichthum galt da für nichts. So könnte es wohl auch mancher Menschenseele ergehen, welche hier im Erdenleben durch Dinge glänzte und hoch angesehen war, auf welche der gemeine Troß unsrer Weltleute den größesten Werth legt, wenn sie da hinüber käme in jene andre Welt, wo dergleichen Dinge für nichts geachtet sind. Darum ists immer gut, wenn man Gold und Silber, gereinigt vom Schmelzer, und geläutert im Feuer der Liebe zu Gott und den Brüdern, bei sich trägt, denn dergleichen Münze gilt auch noch jenseits des Grabes.

Wo den Goldwerth man beachtet,
Wird der Stempel kaum betrachtet;
Messing, noch so fein geprägt,
Goldschmiedsproben nicht verträgt.

## 4) Der unerkannte Werth.

Mit dem Papiergeld, so sahen wir eben, obgleich dasselbe im Verkehr der Bewohner eines einzelnen Landes große Bequemlichkeiten gewährt, hat es immer eine eigne Bewandtniß, und auf eine allgemeine Anerkennung und gleichmäßige Schätzung unter den verschiednen Völ-

kern der Erde, kann dasselbe niemals Anspruch machen. Anders dagegen verhält es sich mit manchen handgreiflicheren, besser ins Gewicht und ins Auge fallenden, dabei auch minder leicht zerstörbaren Naturkörpern, welche schon seit den ältesten Zeiten und mit fast allgemeiner Uebereinstimmung bei den verschiedensten Völkern die Stelle unsres Geldes vertreten haben.

Es hat nämlich selbst in der äußren Natur seinen guten Grund, daß der Mensch einen so besonders hohen Werth auf die edlen Metalle und die Edelsteine legt. Von dem Gold kann man wörtlich sagen, was im Sprichwort von der alten Liebe gilt: „es rostet nicht"; und wenn ein edles Metall auch verunreinigt wäre, dann läßt es sich doch ohne große Schwierigkeit im Feuer wieder läutern und reinigen. So haben denn auch die Edelsteine Eigenschaften an sich, wodurch sie allerdings den menschlichen Sinnen sich sehr empfehlen müssen; denn dem Grün des Smaragds kommt doch an Reinheit und Schönheit kein andres Grün der Erde bei; der Demant übertrifft durch seine Härte und durch seinen mächtigen Glanz alle bekannten Körper. Darum ist dieser Stein schon seit alten Zeiten so viel höher gehalten worden als Gold, daß der Werth von einem Demant, der nicht viel größer ist als ein Kirschkern, auf mehrere tausend Gulden, bei einem, etwa von der Größe eines Taubeneies, auf mehrere Millionen angesetzt wird. Vor allem hat man in Ostindien, wo sich vormals viele schöne Demanten fanden, und wo sich auch jetzt noch manche fänden, diesen Edelstein als eine kostbare Waare betrachtet, nach deren Besitz Jedermann strebte, und noch fortwährend bestehet der Hauptreichthum der wohlhabenderen Indier in den Edelsteinen, mit denen sie sich und ihre Frauen schmücken.

Ein Holländer, welcher viele Jahre in Ostindien gelebt und durch Handel sich ein ziemlich beträchtliches Vermögen erworben hatte, war auch von der Augenlust an den Edelsteinen angesteckt worden, und hatte namentlich beim Kauf und Wiederverkauf von Demanten schon manche ansehnliche Summe gewonnen. Einmal erfuhr er, daß auf der Insel Ceylon ein reicher indischer Fürst gestorben sey, welcher einen großen, schönen Demant besessen hatte, dessen Werth über 2 Millionen Gulden geschätzt war. Die Erben des Fürsten wollten sich gern in seinen Nachlaß theilen, aber damit dies auf gleichmäßige Weise möglich sey, mußte vor allem der kostbare Demant durch Verkauf in baares Geld umgesetzt werden. Der Holländer hatte erst nach mehreren Monaten von dem Handel erfahren, indeß kam er noch immer zeitig genug am Wohnort des verstorbenen Fürsten an, dessen Erben indeß den Schatz vielfach ausgeboten hatten und zuletzt, nur um endlich einen Käufer zu finden, den Stein um seinen halben Werth, gegen gleich baare Bezahlung, abgeben wollten. Der Holländer bot noch etwas weniger, als diese Hälfte, und da sich kein andrer Käufer einstellte, welcher mehr geben konnte oder wollte, als er, so bekam er den schönen Demant. Aber so vortheilhaft auch dieser Kauf erschien, bei welchem mit einem Male mehr denn eine Million gewonnen wurde, so sehr brachte er den Käufer in ökonomische Bedrängnisse. Dieser mußte aufs Eiligste alles verkaufen, was er hatte, um die Zahlungssumme für den Edelstein aufzubringen; nur noch einige tausend Gulden blieben ihm zur Reise nach der Heimath übrig. Doch machte ihm dieses keine Sorgen, denn er wußte, was der Stein, den er jetzt beständig bei sich trug, und öfters, wenn er allein war, mit Wohl-

gefallen betrachtete, werth sey, und hoffte, sobald er nach Europa käme, mit leichter Mühe seinen Schatz an ein reiches Fürstenhaus gegen baares Geld umzusetzen.

So kam denn der Mann, nach vieljähriger Abwesenheit, glücklich wieder in seinem Vaterlande an. Seine Correspondenten in Rotterdam und Amsterdam wußten, daß der Mann bei gutem Vermögen sey, und erwarteten deßhalb von ihm, daß er sich alsbald nach seiner Heimkehr ein schönes Haus oder Landgut kaufen und da den Rest seiner Lebenstage im ruhigen Genuß seines sauer erworbenen Reichthums zubringen werde; aber zu ihrer Verwundrung miethete sich derselbe einige wenige Zimmer, in einem abgelegnen Stadttheile von Amsterdam, und lebte hier so eingezogen und sparsam, wie ein armer Mann, welcher jährlich nur wenige hundert Gulden zu verzehren hat. Er that dieses keinesweges aus Geiz, sondern er wollte, bis sein Demant verkauft wäre, weder (aus Furcht vor den Dieben) es Jemand wissen lassen, daß er im Besitz eines solchen Schatzes sey, noch auch Schulden darauf machen. Er schrieb indeß an mehrere Höfe von Europa, ließ seinen Demant auch unter der Hand den Agenten dieser Höfe sehen, aber die Gebote, die ihm von einer und der andren Seite gemacht wurden, blieben so weit unter dem ihm wohlbekannten, eigentlichen Werth des Juweles zurück, daß er sich, obgleich er auch dabei noch einen sehr ansehnlichen Ueberschuß über sein Auslagekapital sammt den Interessen desselben gewonnen hätte, unmöglich dazu entschließen konnte, den Stein dafür hinzugeben. Hierdurch zog sich sein Handelsgeschäft so in die Länge, daß der Mann darüber starb.

Die Leute, welche, wenn dieser reiche Millionär mit

seinem Schatz in der Tasche zu den Agenten gieng, ihn in seinem abgetragnen Rocke gesehen hatten, mochten es schwerlich vermuthet haben, daß so viel an Werth in einer Tasche jener armseligen Kleidung verborgen stecke; sie erfuhren dieses aber nach seinem Tode, als endlich der kostbare Stein von den weitläufigen Verwandten, die den Mann beerbt hatten, um eine hohe Summe verkauft wurde.

In einem Lande, wo man den Werth der Leute, wenigstens nach einem Ausdrucke des Volkes, nach ihrem Vermögen abwiegt, war allerdings in jenem Holländer, und in dem Schatze, den er in seiner Tasche trug, ein großer, unerkannter Werth, der erst nach seinem Tode ein erkannter wurde; aber es war eben doch nur ein Geldwerth, und dieser ist nicht so hoch anzuschlagen. Darum erscheint uns schon ein solch andres Beispiel von unerkanntem Werthe viel bedeutender, welches ein großer Maler in Welschland, Namens Correggio, gab, indem derselbe bei seinen Lebzeiten für seine Werke einen so geringen Lohn bekam, daß er sich mit seiner Familie nur nothdürftig davon ernähren konnte, während der Werth dieser Werke nach seinem Tode sehr hoch geschätzt und allgemein anerkannt wurde. Denn diese Geschichte der Gemälde des Correggio erinnert uns in abbildlicher Weise an das Loos jener Menschenseelen, welche hier auf Erden den Lohn für ihre stillen Thaten auch nicht dahin genommen haben, weil der Werth derselben ein unerkannter war, die aber dafür dort jenseits, nach dem Tode, desto reicheren Lohn ernten werden.

Ohne Glanz und ohne Schein,
Lag die Muschel an dem Strand;
Doch ein Kenner sah hinein,
Und die Perle in ihr fand.

## 5) Ein Reichwerden durchs Stillesitzen.

Der geradeste Weg für einen von Geburt aus unbemittelten Mann, um in der Welt sein ehrliches Brod zu finden, ist freilich in dem Sprichwort angedeutet: „bete und arbeite"; Mancher aber ist auch, wie man von den Hausirern zu sagen pflegt, durch Laufen und Schwätzen zu einem kleinen Vermögen gekommen. Am seltensten jedoch mögen immer die Fälle seyn, in denen ein armer Mann bloß dadurch, daß er sich zum Ausruhen von seiner Arbeit still hinsetzte, zu einem reichen Manne wurde. Und doch ist dieses einmal einem ehrlichen Handelsmanne, der in einer berühmten Seestadt wohnte, wiederfahren. Dieser hatte sich von Jugend an in seinem kleinen Geschäft abgemüht und geplagt, und da er nun zuletzt zu einem Anfang von Wohlhabenheit gekommen war, verlor er sein ganzes Vermögen durch den Fall eines großen Handelshauses, auf dessen Glück im Geschäft sein eignes gebaut war.

Der arme Mann, der außer seinem eignen Unterhalt noch für den einer lieben Frau und etlicher Kinder zu sorgen hatte, kam am Abend des Tages, an welchem er seinen großen Verlust erfahren hatte, zu einem Jugendfreund, welcher Kapitän auf einem Kauffahrteischiff — einem sogenannten Ostindienfahrer — war. Diesem klagte er seine Noth, als einem alten Vertrauten, von welchem er übrigens nichts erwartete und begehrte, als Theilnahme.

Ihr Unglück, sagte der Kapitän, geht mir sehr nahe, und da, wie Sie mir sagen, Ihre Frau sammt den Kindern vor der Hand bei Ihren Schwiegereltern ein Unterkommen finden wird, Sie aber ohnehin gesonnen sind,

Ihren hiesigen Aufenthalt zu verlassen, mache ich Ihnen einen Vorschlag, der, wenn auch vor der Hand zu keinem bedeutenden, doch wenigstens zu einem sichren Erwerb Ihnen verhelfen kann. Die Stelle eines Proviantmeisters und Kassirers auf unsrem Schiff ist erledigt; entschließen Sie sich dieselbe anzunehmen und eine Fahrt nach Ostindien mit mir zu machen. Dort in jenem reichen Lande mag sich leicht eine Gelegenheit finden, mit einem kleinen Kapital, das ich Ihnen gern darleihen würde, ein vortheilhaftes Handelsgeschäft anzuknüpfen, wodurch Sie Ihrem Hausstand wieder aufhelfen könnten.

Der Handelsmann geht in den Vorschlag seines Jugendfreundes ein; er schifft mit diesem nach Ostindien. Aber mit einem Handelsgeschäft will es ihm auch dort, in dem Lande, wo schon so mancher Europäer reich geworden, nicht glücken; ein Diebstahl bringt ihn um mehrere, für den Absatz in Europa vortheilhaft eingekaufte Waaren; er darf froh seyn, daß wenigstens das kleine Kapital seines Freundes für diesen gerettet wird, obgleich er den größeren Theil seiner Löhnung für die ganze Reise der mislungenen Hoffnung zum Opfer bringen muß. Arm, wie er nach Ostindien gekommen, tritt er die Rückfahrt nach Europa an.

Auf dieser Rückreise wird das Schiff durch langanhaltende, furchtbare Stürme an die Insel Sokotora verschlagen. Das Meer hatte sich wieder beruhigt; der Kapitän läßt ein Boot nach der Insel aussetzen, um frisches Wasser einzunehmen; der Proviantmeister geht mit ans Land, um dort einige frische Lebensmittel für die zum Theil erkrankte Schiffsmannschaft einzukaufen. Ermüdet von seinen Geschäftsgängen und erfüllt von kummervollen, doch zugleich auch Gott vertrauenden Gedanken an

die Zukunft, kehrt er gegen Abend an das Ufer, in die Nähe des Wasserplatzes zurück. Das Boot ist noch nicht zum Abfahren bereit; er setzt sich indeß ausruhend auf ein graues Gestein hin, welches dort aus den Halmen des hohen, welken Grases hervorragt. Er hat noch nicht lang gesessen, als er einen lieblichen, vom Boden aufsteigenden Duft bemerkt. Er sieht sich um nach dem Ursprung des Duftes und findet bald, daß sein Ruhesitz es sey, der diesen Wohlgeruch verbreitet. Bei genauerem Nachforschen zeigte es sich, daß der vermeintliche, graue Sandstein ein von den Meereswogen, wahrscheinlich während der letzten Stürme, ans Land geworfenes Stück Ambra, von ganz ungewöhnlicher Größe und Gewichtsmasse sey. Der arme Proviantmeister machte sein Eigenthumsrecht auf den von ihm zuerst „besessenen" Schatz geltend; er ließ das Ambrastück durch die Matrosen zum Schiff bringen, und nach Abzug alles Dessen, was er von dieser Ausbeute an seine Reisegefährten abgab, blieb ihm aus dem Verkauf seines kostbaren Ruhesitzes noch ein Kapital von 2500 Pfund Sterling (gegen 30000 Gulden), als reiner Gewinn zurück; eine Summe, welche bei glücklicher Benutzung den Wohlstand seines Hauses noch für Kinder und Kindeskinder begründete.

Statt zu keuchen und zu schwitzen,
Sollst du manchmal stille sitzen;
Oft am Werktag nicht gelingt,
Was die Sabbathsruh dir bringt.

## 6) Polizeiliche Anklagen durch Thiere.

Daß gar manchmal durch das Zeugniß der Thiere allerhand Verbrechen und Schelmereien der Menschen

aufgedeckt worden sind, wird wohl jedem Leser bekannt seyn. Namentlich weiß man es von Hunden, welche den Mörder ihres Herrn dadurch verriethen, daß sie den Verbrecher überall, wo sie seiner ansichtig wurden, mit Heftigkeit, als ob sie ihn noch über der Mordthat beträfen, anfielen, so wie andre Thiere derselben Art die Spur von Dieben verfolgten und diese auffinden halfen. Weniger bekannt möchten aber die beiden Fälle von einer solchen polizeilichen Verrichtung der Thiere seyn, welche wir hier nachstehend erzählen wollen.

Während der großen Handelssperre, welche Napoleon zunächst gegen die Engländer veranstaltet hatte, war der Preis der sogenannten Colonialwaaren, namentlich des Kaffees und Zuckers, so hoch gestiegen, daß der Schmuggelhandel mit diesen Gegenständen einen ungemeinen Gewinn abwarf, weshalb denn viele Leute sich zu dieser unehrlichen Handthierung verleiten ließen. Damals war Hamburg durch ein französisches Armeekorps besetzt, und man bemühte sich, diese schöne, große Handelsstadt durch Anlage von Festungswerken gegen feindliche Angriffe vom Wasser her zu schützen. Der Bau wurde so eifrig betrieben, daß auch alle Landleute aus der Nachbarschaft zum Herbeiführen der Steine und der Erde aufgeboten waren.

Unter den vielen Fuhrleuten, welche Sand und Erde nach der Stadt hereinbrachten, stellte sich namentlich einer, mit wahrhaft musterhaftem Fleiße, täglich mehrere Male ein. Der Mann hatte auf seinen Karren jederzeit eine so große Masse gelblichen Sandes aufgeladen, daß man kaum begreifen konnte, wie seine abgemagerten, elenden Pferde eine solche Last zu ziehen vermöchten. Die Douaniers an der Barriere ließen den eifrigen Bauer

unbedenklich passiren, denn sie wußten es, daß der Festungsbau keinen unnöthigen Aufschub erlaube, und was hatte die Mauth mit einer Fuhre Sandes zu schaffen! Einmal aber, an einem schönen Nachmittag, gieng eine Dame mit ihrem Bologneserhündchen hinaus vor die Stadt spatzieren, und sie kam gerade in dem Augenblick an die Barrieren, als auch der fleißige Sandfuhrmann dort mit seinem Karren eingetroffen war. Bei einer Wendung, welche sein Fuhrwerk um einen andren, bei der Douane stillhaltenden Wagen machte, geschahe es, daß ein Klumpen des gelblichen Sandsteines vom Karren herunterfiel auf den Boden. Das Bologneserhündchen der Dame war gerade in der Nähe; es sprang zu dem herabgefallenen Sande hin, leckte daran und fieng dann sogar an, davon zu fressen. Das kam einem der dabei stehenden Mauthoffizianten seltsam vor, daß ein Hund Appetit nach Sandstein hatte; er trat hinzu, hob den Rest des vermeintlichen Steines auf, und erkannte bald, daß es ein mehliger Rohzucker (Farinzucker) war, welchen der in das Gewand eines Bauernknechts vermummte Schmuggler als angeblichen Sand in die Stadt hereinführte. Man sahe sich nach dem Schleichhändler um; der aber hatte sich aus dem Staube gemacht und ließ willig den Mauthnern seinen schlechten Karren sammt den elenden Pferden als Buße da, denn er hatte durch seine wochenlang fortgesetzten Sandfuhren vielleicht sechszigfältig mehr gewonnen, als sein ganzes Fuhrwerk sammt der letzten, auf demselben befindlichen Ladung werth war.

Während in dem eben erwähnten Falle ein Hündlein, das immer unter Menschen zu leben gewohnt war, eine menschliche Schelmerei aufdeckte, mußte in einem andren Falle sogar ein Fisch, der in seinem Element der

Tiefen

Tiefen nur wenig von unsrem Geschlecht gewahr wird, ein gerichtliches Zeugniß abgeben über ein Verbrechen, dessen sich ein Mann schuldig gemacht hatte.

Ormsby, in seiner von Wellstedt bekannt gemachten Reise nach der Stadt der Kalifen (Bagdad) erzählt, daß einst im indischen Meere ein Haifisch von ungeheurer Größe in die Nähe eines königlichen Schiffes kam. Die Mannschaft dieses Schiffes feuerte auf das mächtige Thier, und nach einem harten Kampfe gelang es, dasselbe an Bord zu ziehen. Dieser glückliche Fang führte bald hernach einen andren nach sich, an welchen niemand gedacht hatte. Der zum Tod verwundete Fisch hatte einen Pack Papiere ausgespieen, welche, bei genauerer Untersuchung, sich als die Geschäftspapiere und Rechnungen eines Sklavenschiffes kund gaben. Das gefräßige Thier konnte diese Schreibereien nur erst vor Kurzem verschlungen haben; sie mußten aller Wahrscheinlichkeit nach aus einem Schiffe ausgeworfen worden seyn, das nicht sehr ferne vor der königlichen Fregatte hersegelte, und welches man schon seit einiger Zeit im Verdacht des schändlichen Gewerbes des Menschenhandels gehabt hatte, ohne für diesen Verdacht einen vollgültigen Beweis aufbringen zu können. Ein solcher Beweis war jetzt gefunden; das Sklavenschiff, welches ein schlechter Segler war, wurde eingeholt, man nahm seine Besitzer in Gewahrsam, stellte sie bald hernach vor den Gerichtshof, und durch die Papiere, die der Haifisch ausgeliefert hatte, wurden sie ihres Verbrechens überführt. Da geschahe es denn, was das alte Sprichwort sagt:

Was gesponnen du bei Nacht,
Wird bei Tag ans Licht gebracht.

## 7) Der Vortrag.

Ein Bauernbursche, den man zum Soldaten gemacht hatte, sollte mit seinem Regiment zu Felde ziehen. Er hatte daheim eine Braut, welcher er gern noch ein Andenken hinterlassen wollte; darum gieng er zu dem Goldschmied und bestellte ein goldenes Fingerreiflein, in welches die Worte hineingegraben seyn sollten: „leb wohl liebe Lise". Der Goldschmied hieß ihn, da die Sache Eile hatte, schon auf morgen wieder kommen, denn einen Ring von der gewünschten Größe, hatte er vorräthig, und das Eingraben der Worte war auch bald geschehen.

Als der Bursch am andern Tage kam, ließ er sich den Ring zeigen; da er jedoch nicht selber lesen konnte, bat er den Goldschmied, er solle ihm doch einmal sagen, wie die Schrift da innen laute. Der Goldschmied las ihm die eingegrabenen Worte her, jedoch mit so gleichgültigem Tone, wie man etwa eine Nachricht aus dem Wochenblatte abliest. Der Soldat schüttelte den Kopf und sagte: diesen Ring könne er nicht brauchen; der Herr müsse ihn nicht recht verstanden haben, denn so hätte er's nicht bestellt. Der Goldschmied merkte wohl, mit wem er es zu thun hatte, und versprach, er wolle die Sache anders einrichten, bis heute Nachmittag solle der Ring ganz nach Wunsche fertig seyn. Da nun der Soldat am Nachmittag wieder kam und jetzt die anders eingerichtete Schrift vernehmen wollte, las ihm der Goldschmied die Worte: „leb wohl, liebe Lise", in so weinerlichem Tone vor, daß dem ehrlichen Burschen vor Rührung die hellen Thränen an den Backen herunter liefen. Er bezahlte nun gern, was für den Ring ausgehandelt war, und noch ein Trinkgeld dazu, und lief dann zu seiner Braut,

welcher er das Fingerreiflein brachte, und die Worte, die darinnen ſtunden, eben ſo beweglich wie der Goldſchmied vorlas. Und die gute Dirne mußte eben ſo ſehr darüber weinen, wie ihr Bräutigam; denn es that ihr gar zu leid, daß dieſer ſo weit fort ſollte, obgleich der damalige Feldzug friedlich und gefahrlos abgelaufen iſt.

„So kommt", ſagte der Goldſchmied, als er die Geſchichte erzählte, „gar viel auf den Vortrag an":

Wer zum Meiſenfang will gehen,
Muß auf's Pfeifen ſich verſtehen.

## 8) Wer hat verloren?

Ein Mann, welcher zwar immerfort viele Eßluſt und großen Durſt, dazu aber nur ein geringes tägliches Brod hatte, welches er mit einer Frau und ſechs kleinen Kindern theilen mußte, fand einmal, als er von ſeiner Arbeit nach Hauſe gieng, einen Beutel mit Geld an der Straße liegen. Dieſen mochte wahrſcheinlich ein vornehmer Reiſender verloren haben, denn es waren, außer dem Silber, mehrere Goldſtücke darinnen. Ei, ſo dachte der Mann, der Fund ſoll mir wohl bekommen; er lief nach Hauſe und zeigte den Schatz ſeiner Frau. Dieſe aber meinte, er müſſe doch erſt noch zu dem Herrn Pfarrer gehen und ihn fragen, ob er wohl auch das Geld behalten dürfe? Der Mann, nach einigen Gegenvorſtellungen, fügte ſich in den Rathſchluß und gieng hin zu dem geiſtlichen Herrn, welcher den Ausſpruch that, daß der ehrliche Finder vorerſt durch alle Gaſſen der Stadt gehen und laut ausrufen ſolle: „wer hat einen Beutel verloren"?

Der folgsame Mensch machte sich sogleich auf den Weg, und schrie durch alle Gassen und Gäßchen der Stadt mit gar lauter Stimme: „Wer hat", während er die Worte „einen Beutel verloren" so leise vor sich in den Bart murmelte, daß sie auf zwei Schritte weit Keiner vernehmen konnte. Die Leute, da sie den armen Mann so laut rufen hörten: „wer hat", meinten, er begehre etwas von ihnen, das sie hätten, und da nur selten Einer das gerne hergiebt, was sein eigen ist, wichen sie ihm noch dazu von allen Seiten aus. Nach etlichen Stunden kam der Mann wieder zum geistlichen Herrn. „Herr Pfarrer", so sagte er, „ich habe so laut geschrieen, daß ich ganz heiser bin, und niemand weiß etwas von dem verlornen Beutel". — „Nun denn", so sagte der Pfarrherr, welcher sich eben zu Tische setzen wollte, und deßhalb wenig Zeit hatte, „wenn sich gar niemand um das Geld melden will, so habt Ihr, als der Finder, freilich das nächste Recht dazu, und dürft es behalten"; welches denn auch der Mann gethan hat.

Wie jener Beutelinhaber, so machen es manche Leute, deren Beruf es wäre, Andre an das zu erinnern, was ihnen fehlt und was sie verloren haben. Sie rufen das Wort „wer hat" so laut und lieblich tönend aus, daß es die Hörer ganz gern vernehmen, die Worte aber vom „verloren" und „wieder haben" bleiben ihnen in der Kehle stecken.

## 9) Der kluge Derwisch.

Ein gelehrter Derwisch kam einmal bei dem Schach von Persien in so große Gunst und Gnade, daß ihn dieser Fürst öfters über Das und Jenes befragte, ja zuletzt

ihn an seinen Hof zog und ihn fast allenthalben mit sich hinnahm. Eines Tages, da der Schach bei sehr guter Laune war, sprach er zu seinem Günstling: „Heute, mein Derwisch, bitte dir auch einmal eine recht große Gnade bei mir aus, ihre Gewährung soll dir im Voraus zugesichert seyn". Der Derwisch wollte diesen glücklichen Augenblick nicht ungenützt vorbeigehen lassen; er fiel vor dem Schach nieder und sagte: „Herrscher der Gläubigen, weil du mir denn selber den Mund zu einer recht kühnen Bitte aufgethan hast, so flehe ich dich demüthiglich an, daß du mich doch niemals eines besonders großen Vertrauens würdigen, niemals mir ein Geheimniß offenbaren mögest Denn entweder könnte ich selber aus menschlicher Schwäche von deiner verborgenen Sache gegen eine Taube reden, und die Taube sagte es dem Sperling, der Sperling aber plauderte es auf allen Dächern aus, oder ein Andrer käme hinter dein Geheimniß und machte es offenkundig, der Verdacht aber fiele auf mich.

Was dem Adlerkönig eigen,
Darf sich nicht der Eule zeigen."

Dieser Derwisch, so scheint es mir, ist nicht bloß gelehrt, sondern auch klug gewesen.

## 10) Der extraordinäre Name.

Ein Bauersmann, welcher früher Soldat gewesen war, kam zu seinem Herrn Pfarrer und sagte: „Herr Pfarrer, meine Frau hat mir einen so prächtigen Buben geboren, wie meines Bedünkens noch gar keiner auf der Welt ist, und ich möchte ihm gern einen recht extraordinären Taufnamen geben; könnt Ihr mir keinen sol-

chen angeben"? Der gutmüthige Pfarrer nannte ihm verschiedene schöne Namen, wie Karl, Friedrich, Hermann, zuletzt auch Alexander, Achilles, Hector, aber dem Bauer wollte keiner recht gefallen; sie wären, sagte er, alle nicht gut genug für seinen Buben. „Dann kann ich Euch", sagte der geistliche Herr, „nichts Andres rathen, als daß Ihr Euch selber hier im Kalender einen Namen aussucht, der Euch gefällt". Der Bauer nahm den Kalender und blätterte darinnen. „Hier, Herr Pfarrer", sagte er, indem er den Daumen auf das Wort Quatember hielt, „habe ich den Namen gefunden, der für meinen Buben paßt. Quadembär soll er heißen, denn er ist quadrich (dick) und kräftig wie ein Bär".

Den Namen aber, so extraordinär er auch war, konnte der Pfarrherr doch nicht in sein Kirchenbuch brauchen:

Wer mit Brod nicht ist zufrieden,
Dem wird Staub statt Mehl beschieden.

## 11) Das Candidatenexamen.

Die Schottländer, welche gewöhnlich sehr wohlbewandert in der Bibel sind, necken die Engländer, welche dieses nach jener ihrem Vorgeben in einem minderen Grade seyn sollen, mit folgendem Fündlein, das sie gegen dieselben aufgebracht haben.

Ein Candidat der Theologie wurde von dem Examinator gefragt: „Erinnern Sie sich eines Falles aus der heiligen Schrift, wo Gott einem Thiere den Mund aufthat, daß es mit einem Manne sprach"? — „O ja", antwortete der Candidat. — „Und was war das für

ein Thier"? fragte der Examinator weiter. — „Ein Wallfisch", erwiederte nach kurzem Bedenken der Candidat. Der Examinator, ohne sich aus seiner Fassung bringen zu lassen, fragte ferner: „Mit welchem Manne redete aber der Wallfisch"? — „Mit Moses", antwortete jener. — „Und was sprach das Thier zu Moses"? — „Es fehlet nicht viel, du überredest mich, daß ich ein Christ würde", antwortete der gelehrte Candidat.

Willst du hoch vor Andern ragen,
Mußt du auch den Scherz vertragen.

### 12) Ein anderes.

Ein anderer Candidat wurde von seinem Examinator gefragt: „Unter welchen Umständen erbaute Hiel von Bethel die Mauern des zerstörten Jericho von neuem"? — Der Candidat rückte an seinem Halstuch, nahm eine vornehme Miene an und sagte: „Mein Herr, Sie vergessen, daß ich kein Maurer bin, sondern ein Gentleman (Edelmann)".

Wer die Dummheit will verdecken,
Pflegt sich hinter'n Stand zu stecken.

### 13) Der Träumer mit offenen Augen.

Der Stadtschreiber zu L. war ein sehr gutmüthiger und redlicher Mann, dabei aber so zerstreut und vergeßlich, daß man ihn öfters, wenn seine Hausfrau nicht bei ihm war, mit einem Stiefel und einem Schuh, oder auch mit der Nachtmütze statt mit dem Hut über der gepuderten Staatsperücke, durch die Straßen wandeln sahe. In seinen Amtsgeschäften war er ordentlich und ver-

säumte nichts, wenn er aber etwas Anderes thun und handeln sollte, da war es, als hätte er das Gedächtniß sammt dem Verstand in der Amtsstube zurückgelassen, denn er richtete dann fast Alles verkehrt, ja Vieles, das er hatte thun sollen, gar nicht aus.

Eines Tages war er zum Mittagessen eingeladen bei seinem Freunde, dem Schloßvoigt M., dessen Sohn nach vieljährigem Warten zu einer Assessorstelle befördert worden war. Ehe der Stadtschreiber am Morgen nach dem Rathhaus gieng, musterte die Hausfrau seinen Anzug und noch an der Hausthüre erinnerte sie ihn wiederholt daran, daß er doch ja bei Tische seinen Glückwunsch anbringen solle, wegen der guten Versorgung des Sohnes des Herrn Schloßvoigts. Der Stadtschreiber versprach Alles und gieng nach seiner Amtsstube. Dort aber, in seinen Geschäften, hatte er sich wieder so ganz vergessen, daß er am Mittag statt zum nahe wohnenden Schloßvoigt, geraden Weges nach Hause gehen wollte. Da begegnete ihm, nicht weit von seiner Thür, der Stadtpfarrer in festlichem Anzug. „Wo gehen Sie hin? Herr Nachbar", fragte ihn der Stadtschreiber. „Ich bin eingeladen zum Mittagessen beim Herrn Kreishauptmann von K.", erwiederte jener. „Ei, seht doch", spricht der Stadtschreiber, „beinahe hätte ichs vergessen, daß ich auch eingeladen bin", und geht ruhig mit seinem Herrn Nachbar fort — statt zum Schloßvoigt zum Kreishauptmann. Beim Eintritt ins Zimmer bringt der Stadtpfarrer das gewöhnliche Compliment: „weil Sie so befohlen haben", an, und der Stadtschreiber spricht dasselbe mechanisch nach; die Dame vom Hause sieht ihren Gemahl fragend an, dieser aber, der die Art des Stadtschreibers kannte, giebt ihr lächelnd einen Wink; es

wird noch ein Couvert gebracht und man setzt sich zu Tische.

Die Unterhaltung stockte anfangs etwas; der Kreishauptmann war verdrießlich, seine Frau verstimmt; nicht etwa wegen des ungebetenen Gastes, sondern weil sie heute Mittag ihren Sohn, der in H. studirte, auf einen Ferienbesuch erwartet hatten; statt seiner aber war ein Brief vom Secretär der Universität gekommen, mit der Anzeige, daß der zwar talentvolle und auch fleißige, dabei aber etwas muthwillige, junge Herr vor der Hand noch nicht kommen könne, sondern wegen eines handfesten Jugendstreiches auf etliche Tage im Karzer sitzen müsse. Der Pfarrer, welcher hiervon nichts ahnet, fragt unbefangen nach dem Sohne; da fällt dem Stadtschreiber das ein, was seine Frau ihm so wiederholt und angelegentlich aufgetragen; er erhebt seine Stimme und spricht seinen Glückwunsch aus zur guten Versorgung des Herrn Sohnes. „Derselbe hätte es", so fügt er gutmeinend hinzu, „schon längst verdient, und ich habe mich oft darüber verwundert, daß es nicht eher geschehen ist".

„Wie kommen Sie", fragte der Kreishauptmann gespannt, „zu der Nachricht von meinem Sohne"? — „Wir haben es", erwiederte der Stadtschreiber, „schon gestern Abend erfahren, und meine Frau hat mir das Compliment noch ganz besonders aufgetragen".

Die Dame vom Hause wollte so eben ihre Empfindlichkeit, ihr Eheherr seinen Unmuth an dem unhöflichen Gaste auslassen, als dieser durch sein weiteres Fortsprechen von der guten Assessorstelle und den langen Accessistendiensten des Sohnes den Unwillen beider entkräftete; mit dem Pfarrer hatte indeß die Kreishauptmännin leise gesprochen; das Gespräch nahm eine andere Wendung.

„Wie schmeckt Ihnen mein Wein“? fragte nach einiger Zeit der Kreishauptmann den Stadtschreiber. „Gerade wie Weinessig“, erwiederte dieser gutmüthig lächelnd, und er hatte nicht unrecht mit dieser Aeußerung, denn der zerstreute Mann hatte, als ihm der Bediente Essig und Oel zum Fisch präsentirte, die Essigflasche mit einer Weinflasche verwechselt und sein Glas sich vollgeschenkt.

Das Tischgespräch war auf einen notorischen Diebstahl gekommen, welcher wenige Tage vorher in der Vorstadt verübt worden war, so wie auf den vermuthlichen Thäter, dann aber auf politische Gegenstände, und zuletzt auf den neuen Minister, über welchen der Kreishauptmann und der Stadtpfarrer verschieden urtheilten. „Und was ist“, so fragte jener den Stadtschreiber, „Ihr Urtheil über den Mann“? — „Daß derselbe“, so erwiederte der Gefragte ganz eifrig, „ein Hauptspitzbube ist, den man, wo nicht am Galgen, doch im Zuchthaus festmachen sollte“.

„Ei wie so“? fragte der Kreishauptmann sehr verwundert. „Wir haben“, antwortete der Gefragte, „heute die Zeugen verhört und gefunden, daß der Schelm nicht bloß bei diesem Einbruch in der Vorstadt, sondern auch bei vielen anderen Diebereien der Rädelsführer gewesen ist“. Es ward jetzt deutlich, daß der Stadtschreiber nicht an den neuen Minister, der noch dazu ein Verwandter der Dame des Hauses war, sondern an einen verdorbenen Branntweinschenken in L. dachte, den man heute Vormittags wegen seiner bösen Streiche in Gewahrsam genommen hatte.

Die Unterhaltung war nach einiger Zeit auf einen gewissen adeligen Herrn gekommen, welcher ein Schöngeist seyn wollte, und der sich gar zu gern nur selber

sprechen hörte; man hatte jedoch diesen Gegenstand bald wieder fahren lassen, und es war die Rede von der Kanzelberedtsamkeit, bei welcher Gelegenheit die Kreishauptmännin dem Pfarrer einige schmeichelhafte Worte sagte. „Sie hören diesen Herrn gewiß auch recht gern", fragte sie den Stadtschreiber. „Ich könnte das eben nicht sagen", erwiderte dieser, „der Mann schwätzt mir gar zu viel ungereimtes Zeug". Er dachte aber bei seiner Antwort nicht an den Stadtpfarrer, sondern an den adeligen Herrn, von welchem vorher die Rede gewesen war.

Auf diese Weise sprach und übte der zerstreute Mann noch so viele, meist sehr komische Verkehrtheiten, daß die Tischgesellschaft, so wie er selber mit ihr — denn das Versehen mit dem Essig war entdeckt worden, und man hatte ihm reichlich von dem guten Wein des Kreishauptmanns eingeschenkt — in die heiterste Stimmung gerieth und bis zum Abend beisammenblieb.

Indeß hatte man den eingeladenen Gast beim Schloßvoigt vergebens erwartet und zuletzt nach ihm in sein Haus geschickt. Die Hausfrau ließ sogleich im Rathhaus und dann noch an vielen Orten Nachforschung nach ihrem Manne halten, doch an das vornehme Haus des Kreishauptmanns dachte sie nicht. Jetzt, da es finster wurde, sendete sie nach allen Seiten Boten mit Laternen aus. Einigen dieser Leute begegnete der Stadtschreiber; es waren zwei Dienstleute des Schloßvoigts, die erst seit wenig Tagen sich in die Stadt verdingt hatten. „Wen sucht ihr denn"? fragte sie der Stadtschreiber, und jene, die den Fragenden noch nicht kannten, antworteten: „den verlornen Stadtschreiber". Der zerstreute Mann konnte sich nicht denken, daß man ihn suche, da er ja so nahe bei der Hand war, sondern dachte an seinen

Vorgänger, den alten Stadtschreiber, welcher 15 Jahre vorher im Wasser verunglückte. „Da geht nur wieder heim", rief er den Männern zu, „der Stadtschreiber ist im Wasser ertrunken und man hat ihn längst gefunden". Die Leute liefen bestürzt zur Frau Stadtschreiberin zurück; der Schrecken von dieser war übrigens von kurzer Dauer, denn ihr Eheherr trat alsbald nach den Boten ins Haus herein.

Wenn du gehst zu fremdem Schmause,
Laß dein Sauerkraut zu Hause.

## 14) Verwickelte Höflichkeitsfälle.

Der Mann, von welchem wir so eben erzählten, war in der That von Herzen ein höflicher Mann, der, wenn er nicht gerade mit wachenden Augen träumte, jedem Kind auf der Gasse, jedem Taglöhner, den er kannte, einen freundlichen Gruß zuwinkte oder zusprach. Dennoch sind ihm zuweilen Dinge passirt, welche nur nach den Regeln der umgekehrten Höflichkeit gut heißen können.

Ihm, oder eigentlich zu sagen seiner Frau, war eine Erbschaft zugefallen, wobei eine Summe baaren Geldes erhoben werden konnte. Die beiden Eheleute hatten deshalb nach den Wohnort des verstorbenen Verwandten eine Reise gemacht, und gegen Quittung war dem Eheherrn der Erbin das Geld vom Gericht ausgehändigt worden. Er nahm den Sack mit dem baaren Geld fröhlich in Empfang, und wollte mit ihm zu seiner Frau in den Gasthof zurückkehren. Zufälliger Weise aber war es geschehen, daß sein Graf und dessen Gemahlin eine Ver-

gnügungsreise nach derselben Stadt gemacht hatten. Ei, so dachte der Stadtschreiber, als ihm die beiden Herrschaften auf der Straße begegneten, wie sieht doch dieser Herr unsrem jungen Herrn Grafen so ähnlich, und was das sonderbarste ist, auch die Dame gleicht ganz unsrer Frau Gräfin. Er sahe den beiden starr ins Gesicht und sie ihm; er grüßte sie aber nicht. Einige hundert Schritte weiterhin begegnete ihm ein Jäger des Grafen, der den Stadtschreiber anredete. Dieser stellte den schweren Geldsack auf die Erde, und redete mit dem so unvermutheter Weise angetroffenen Landsmanne; beim Abschied aber vergaß er das Geld und gieng ohne dasselbe ins Wirthshaus zurück. Seine Frau hatte gerade Gesellschaft bei sich; er gieng auf sein Zimmer.

Als beim Abendessen die Stadtschreiberin ihren Mann fragte, wo er das Geld hingestellt habe, antwortete dieser, aus seinem Traume erwachend, ganz erschrocken: „auf die Gasse", nahm Hut und Stock und lief eilig fort. Es hatte indeß stark geregnet und man sahe den genau forschenden Mann, dem der Hausknecht mit der Laterne leuchtete, mit seinem Stocke in jede kleine Pfütze hineinrühren, weil er meinte, der Geldsack könne darinnen seyn. Diesen hatte indeß der Jäger des Grafen, ein lustiger Bursche, zu sich genommen und seinem Herrn den Schwank erzählt. Da der Stadtschreiber, ziemlich traurig, nach Hause, in seinen Wohnort zurückkam, fand er dort den Geldsack und einen neuen Hut zum Geschenk von seinem gnädigen Herrn, mit einem Billet, worauf geschrieben stund: „zum Ersatz für den in ** durch allzuviele Complimente abgegriffenen Hut".

Ein andres Mal, als der Stadtschreiber mitten im Winter ein Geschäft in einem Marktflecken, einige Stunden

Weges von seinem Wohnort vorhatte, bot ihm der Schloßvoigt seinen Schlitten und sein Pferd an, indem er ihn zugleich bat, seine Nichte, welche an jenem Orte wohnte, mit sich zu bringen. Die Frau Stadtschreiberin sagte noch beim Abschied zu ihrem Manne: „höreſt du, es verſteht sich von selber, daß du das Fräulein innen hinein in den Schlitten sitzen läſſeſt, und du bleibſt auf der Pritſche und kutſchirſt ſie". Der gehorsame Mann gehorchte auch und wollte, auf der Pritſche sitzend, mit dem leeren Schlitten fortfahren, da rief ihm die Schloßvoigtin, an deren Haus er vorüberkam, zu: ei warum ſetzen Sie ſich nicht hinein und machen, bei der großen Kälte, Gebrauch von dem warmen Pelze, den ich für unſre Nichte hingelegt habe? Der Stadtſchreiber gehorchte der höheren Autorität, ſetzte ſich in den Schlitten, fuhr nach dem beſtimmten Orte hin und beſorgte da ſeine Geſchäfte. Als er aber zurückfuhr, ſetzte er ſich auch innen in den Schlitten hinein, und das Fräulein nahm ſtillſchweigend auf der Pritſche Platz. Der Weg war uneben und der Mann fuhr ſchnell, da fiel das Mägdlein hinter ſich in den Schnee und der Stadtſchreiber bemerkte es nicht, ſondern kam ganz guten Muthes in ſeinem Städtlein an. Als ihn die Frau Schloßvoigtin nach ihrer Nichte fragte, da beſann er ſich erſt auf ſeine gewesne Reiſegefährtin. „Sitzt ſie denn nicht hinten auf der Pritſche"? fragte er. — Das Mägdlein aber kam eine Stunde ſpäter, von einem Boten mit der Laterne begleitet, ziemlich erfroren und verdrießlich bei ihren Verwandten an.

Steifer Hals und blöde Augen,
Schlecht zu Complimenten taugen.

## 15) Der Diensteifer.

Auf ein Dorf im Gebirge war ein neuer Schulmeister gekommen, welcher sichs gar angelegen seyn ließ, jeden vermeintlichen „Mißbrauch", der sich unter seinem alten Vorgänger eingeschlichen hatte, aufzuspüren und auszufegen. In jener Gegend hat der Schulmeister die Verpflichtung auf sich, ein genaues Verzeichniß über alle junge Burschen seines Ortes zu führen und sie, sobald sie im 18ten Jahre militärpflichtig werden, beim Landgericht anzuzeigen, damit ihre Namen, mit denen der andern Landeskinder von gleichem Alter, im Monat Mai zur Auslosung kommen können. Eines Tages kam der Schulmeister zu einer abgelegenen Hütte, welche zu seiner Dorfgemeinde gehörte. Er begehrte ein Glas Milch; ein altes Mütterchen brachte es ihm. — „Ihr wohnt hier so ganz allein mit Eurem Manne"? fragte er. — „Nicht doch", erwiederte die Alte, „wir haben unsern Jack (Jakob) bei uns". — „Wie alt ist euer Jack"? — „Er ist wohl nahe an 20 Jahre". — Und ist gesund? — „Gesund und wohlauf".

Das ist sicherlich wieder einmal ein Mißbrauch, der sich unter meinem alten Vorgänger eingeschlichen hat, dachte der Schulmeister; er eilte nach Hause, schlug die Namensverzeichnisse der jungen Bursche nach, und richtig, es war so, wie er vermuthet hatte: nirgends war des Jakob Braun, des Sohnes des Kohlenbrenners Niclas Braun, gedacht. Schon am andern Tage gieng er ins Landgericht. „Herr Landrichter", sagte er, „da können Sie abermal sehen, wie noth es that, daß an mein Amt ein thätiger Geschäftsmann kam; mein Vorgänger hat nicht einmal die Verzeichnisse der Conscriptions-

pflichtigen ordentlich geführt; wie es scheint, aus Partheilichkeit, hat er manche junge Leute, die das rechte Alter hatten, gar nicht aufgeführt, noch weniger angezeigt. So unter andren einen gewissen Jakob Braun, der schon im 20sten Lebensjahre steht und vollkommen gesund ist. Sie können den Namen gerade noch zu der Ausloosung brauchen.

Noch in derselben Woche kam ein Sergeant zum Schulmeister, welcher diesem anzeigte, daß den Jakob Braun das Loos getroffen habe; derselbe solle schon am andern Tage in der Stadt sich einfinden, um unter die Rekruten eingereiht und mit ihnen exercirt zu werden.

„Da muß ich Sie", sagte der Schulmeister, „schon bitten, Herr Sergeant, daß Sie mit mir gehen; dann können Sie den Burschen gleich mit sich nehmen. Die Leute sind mir hier etwas auffäßig wegen meiner Geschäftsthätigkeit und die Wohnung liegt weit ab vom Dorfe".

Die Beiden kamen zur Hütte. — „Ist Euer Jack zu Hause"? fragt der Schulmeister die alte Mutter. — „Ja wohl, Herr", antwortete diese. — „Diesmal", so fährt jener fort, „habe ich Euch gerade keine angenehme Nachricht zu bringen; Euren Jack hat das Loos getroffen; er muß Soldat werden und noch heute zur Stadt, um exerciren zu lernen".

„Jack Soldat werden und exerciren? das geht ja unmöglich an", sagte das Mütterchen. — „Macht nur nicht erst viele Umstände", ruft der Schulmeister ganz im Eifer, „laßt auf der Stelle den Jack herbeikommen". — Die Alte öffnet eine Thüre; „heraus Jack", ruft der Schulmeister, „du mußt Soldat werden", und der Esel, welcher Jack hieß, als jetzt das helle Tageslicht durch die

die geöffnete Thüre in den Stall hineinfiel, antwortete laut J.. a, J.. a.

Wenn den Esel trifft die Reih'
Laß vom Amt ihn lieber frei.

## 16) Die wahre Geschichte.

Ein amerikanischer Schiffskapitän befand sich mit seinem Schiff auf einer Fahrt nach Ostindien, als ihn, mitten auf dem Meere, ein Unwohlseyn befiel. Der Schiffsarzt befürchtete einen Schlagfluß-ähnlichen Zufall; „wir müssen", sagte er zu den Passagieren und einigen andern Schiffsleuten, „alle Mühe anwenden, um den Kapitän heute nach Tische gut zu unterhalten, daß er nicht in seinen gewöhnlichen, tiefen Mittagsschlaf verfällt, der ihm diesmal, bei der großen Hitze, sehr gefährlich werden könnte".

Man that, was man konnte; Jeder erzählte eine Geschichte, aber die meisten derselben klangen wie Lügen, oder waren gar ungereimt. Einer erzählte von einem 300 jährigen Wein, den er getrunken haben wollte „Das ist noch nichts", sagte der Schiffskoch. „In meiner Vaterstadt wurde einmal ein verschütteter Keller aufgegraben, da fand man Bouteillen, auf denen die Jahrzahl 900 stund; die sind also bis 1812 912 Jahre alt gewesen". „Und wie schmeckte der Wein"? fragte der Kapitän. „Es war keiner mehr darinnen", sagte der Koch". — Der Schiffschirurg erzählte hierauf mehrere schreckliche Geschichten von der Wirkung des tollen Hundsbisses. Unter andren berichtete er, daß vor etlichen Jahren eine Herrschaft mit ihrem Wagen auf einem

Hügel, unweit Glasgow, vor dem Posthaus gehalten habe. „Die Pferde waren ausgespannt, die Herrschaft hatte sich eine porcellanene Schüssel mit Krebsen in den Wagen geben lassen und wollte frühstücken, da kam ein toller Hund und biß in ein Rad des Wagens, und der Wagen wurde so wüthend, daß er mit der Herrschaft davon lief, gerade den Berg hinunter; die Leute, die darinnen saßen, kamen alle um, nur die porcellanene Schüssel mit den Krebsen blieb unversehrt, „weil der Krebs ein kaltblütiges Thier ist, dem der tolle Hundsbiß nichts anhaben kann".

„Ei so lüge du"! rief der Kapitän ganz unwillig und wollte von seinem Sitze aufstehen, da sprach einer von den Passagieren: „Herr Kapitän, gedulden Sie sich nur noch einige Minuten. Ich sehe, daß Sie den Unwahrheiten feind sind; ich will Ihnen eine ganz wahre Geschichte erzählen, die ich selber erlebt habe". Hierauf erzählte der Mann von einer Schifffahrt, die er einst gerade in der schlimmsten Jahreszeit, von England aus nach Canada, gemacht habe. Er beschrieb mit großer Lebendigkeit einen Sturm, der das Schiff dem Untergange nahe brachte. „Endlich", so fuhr er fort, „nahten wir uns den Bänken von Neufoundland. Zum ersten Male schien wieder die Sonne, ich stund am Bord, schaute nach dem Land hinüber und spielte mit meinem Ringe; er fiel mir hinab ins Meer. Der Ring war mir sehr werth, nicht nur wegen des kostbaren Steines, den er enthielt, sondern als Geschenk meiner Braut; ich war sehr betrübt über seinen Verlust. Wir vollendeten glücklich unsere Reise und kehrten jetzt zurück. Auf der Heimfahrt kamen wir wieder in dieselbe Gegend des Meeres, in der ich meinen Ring verloren hatte. Ich fühle

mich gedrungen, die Angel auszuwerfen; ein ziemlich großer Fisch beißt an; ich ziehe ihn herauf an Bord, schneide ihn auf, und — was meinen Sie, daß ich in seinem Leibe gefunden habe"? — „Nun den Ring"? — sagte der Kapitän". — „Nein, bei meiner Ehre", sprach der Passagier, „nichts als die bloßen Eingeweide". Der Kapitän lachte und seine Schlafstunde war glücklich vorbeigegangen.

Auch die schlichte Alltagskunde
Lautet neu, aus klugem Munde *).

---

*) Nachträglich erwähnt der Verfasser, daß die Mehrzahl der in den letzten Bögen dieses Bandes enthaltenen „kleineren Zugaben" in verschiedenen Zeitschriften von ihm, wenn auch in andrer Gestalt, schon öffentlich mitgetheilt worden war.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen um die beigesetzten Preise zu erhalten:

Die Geschichte der Natur, als zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte. Von Dr. G. H. v. Schubert. Drei Bände, mit 31 Kupfertafeln. gr. 8 1835 — 37. Ausgabe auf weißes Druckpapier 8 Rthlr. 8 gr. oder 13 fl. 30 kr. rhein. Ausgabe auf Velinpapier 10 Rthlr. 8 gr. oder 16 fl. 30 kr.

Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tirol und der Lombardei. Von Dr. G. H. v. Schubert. Zweite verbess. u. verm. Ausgabe. gr. 12. 1834. geheftet 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Peurbach und Regiomontan, die Wiederbegründer einer selbstständigen und unmittelbaren Erforschung der Natur in Europa. Von Dr. G. H. v. Schubert. 8. 1828. 12 gr. oder 45 kr.

Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien von Dr. G. H. v. Schubert. Zwei Bände. gr. 8. 1827 — 31. geheftet. Ausgabe auf milchweißem Druckpap. 4 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl. 48 kr. Ausgabe auf fein Velindruckpap. 5 Rthlr. 8 gr. od. 8 fl. 24 kr.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837. von Dr. G. H. v. Schubert. Drei Bände. gr. 8. 1839 — 1840. geheftet. 7 Rthlr. 16 gr. oder 12 fl. 21 kr.

Erzählungen von Dr. G. H. v. Schubert. Erster Band. gr. 8. 1840. geh. auf Velindruckpap. 1 Rthlr. 14 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Desselben Werkes Zweiter Band. gr. 8. 1841. geh. auf Velindruckpap. 1 Rthlr. 14 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Desselben Werkes Dritter Band. gr. 8. 1844. geh. auf Velindruckpap. 1 Rthlr. 10 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Die Religion der Römer nach den Quellen dargestellt von J. A. Hartung. Zwei Theile. gr. 8. 1836. geheftet 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl.

Handbuch der Meteorologie. Für Freunde der Naturwissenschaft entworfen von Dr. K. W. G. Kastner. Zwei Bände mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. 1823 — 30. (sonst 8 Rthlr. 12 gr. oder 13 fl. 21 kr.) jetzt 4 Rthlr. oder 6 fl. 24 kr. rhn.

Vom Leben der menschlichen Seele. Von Dr. F. W. Heidenreich. gr. 8. 1826. (sonst 22 gr. oder 1 fl. 24 kr.) jetzt 8 ggr. oder 32 kr. rhein.

Teutschlands Urgeschichte. Von Chr. K. Barth. Vier Bände. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1840 — 1843. 7 Rthlr. 6 gr. oder 11 fl. 39 kr.

Erlangen, im März 1844.

**J. J. Palm und Ernst Enke.**